This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

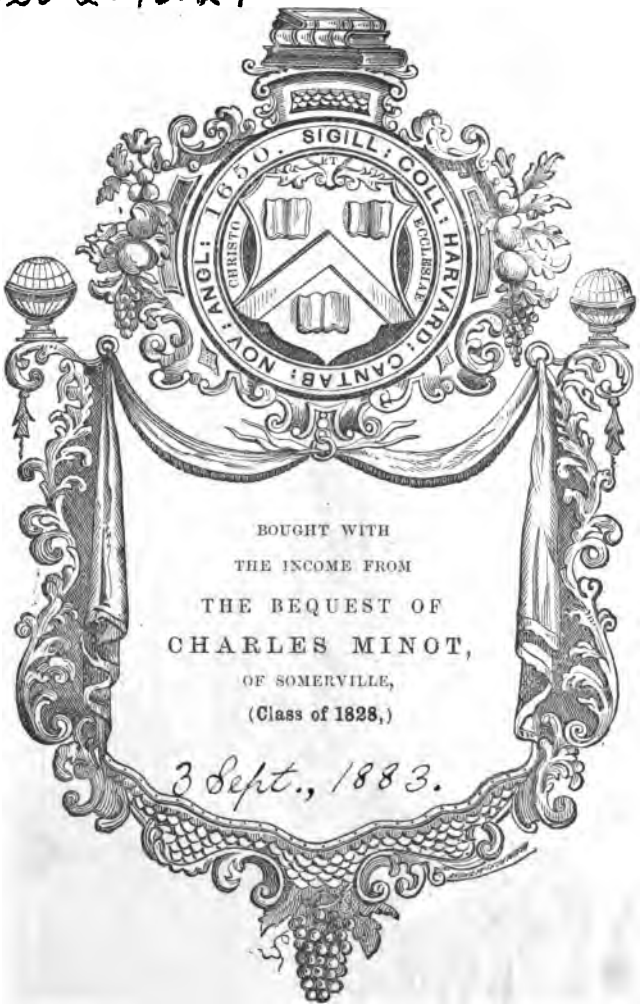
**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HD WIDENER
HW NNY7 7

UERLICH'sche
HHANDLUNG
Göttingen.

Ger 2095.24




BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
3 Sept., 1883.

Fr. Leopold Graf zu Stolberg.
1797.

# Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

## Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche.

Von

Johannes Janssen.

In einem Bande.

Mit Stolberg's Bildniß.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1882.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München u. St. Louis, Mo.

~~VIII, 855~~
Ger 2095.24 SEP 3 1883
Minot fund.

Stolberg wird mit Recht als einer der Edelsten und Begabtesten, welche Deutschland aufzuweisen hat, genannt. Tief in der katholischen Kirche und in der Geschichte des deutschen Volkes wurzelnd, stand er höher als seine irregeleitete Zeit und war für sie der Leitstern zu einem bessern Ziel und Streben. Der von ihm ausgestreute köstliche Samen kann nur von den heilsamsten Folgen für das Vaterland in Zeit und Zukunft sein, und er wird gewißlich noch lange Zeit herrliche Früchte tragen. Alfred Nicolovius.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Ihrer Königlichen Hoheit

der Frau

# Herzogin Adelheid von Braganza

ehrerbietigst

zugeeignet.

# Vorwort.

Wiederholt bin ich in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten aufgefordert worden, aus meiner bei Freund Herder in zwei Bänden erschienenen Biographie Stolberg's, deren Anschaffung für Viele zu kostspielig, ein kürzeres Werk zu veröffentlichen, in welchem vorzugsweise die religiöse Entwicklung und Wirksamkeit des Mannes in den Vordergrund gestellt würde. Aber historische Arbeiten nahmen bisher alle mir freie Zeit in Anspruch. Nach Vollendung des dritten Bandes der Geschichte unseres Volkes bedurfte ich jedoch einer geistigen Erfrischung in einer edlern Gesellschaft, als die offene Weltbühne dem Geschichtschreiber in der unseligen Zeit der Kirchenspaltung bis zur zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts darbietet, und so verkehrte ich im Frühwinter von Neuem mit Stolberg und seinem Kreis. Die Frucht dieses Verkehrs ist das vorliegende Buch. Dasselbe ist nach Inhalt und Form nicht etwa ein bloßer Auszug aus dem größern Werke. Es enthält auf ungefähr sechzig Druckseiten mancherlei werthvolle und anziehende neue Mittheilungen, theils aus bisher noch unbekannten Briefen und Aufzeichnungen Stolberg's, welche ich der Güte mehrerer Angehörigen seiner Familie und des Herrn Baron Christian von Brockdorff, des Sohnes einer Pflegetochter des Grafen Christian zu Stolberg, verdanke, theils aus Briefen, welche durch Menge, Hennes und Andere längst veröffentlicht, in meinem frühern Werke aber, gemäß dem Plane desselben, von

mir nicht benutzt worden, theils aus Briefen, welche Galland in seiner schönen Lebensbeschreibung der Fürstin Amalia von Gallitzin und Hipler im Ermeländer Pastoralblatt bekannt gemacht haben. In wie weit die Art meiner Arbeit sich von der frühern Biographie unterscheidet, sieht Jeder, der diese kennt, auf den ersten Blick. Mir war es vor Allem darum zu thun, persönlich hinter den vorgeführten Zeugnissen völlig zurückzutreten und mit Stolberg's eigenen Worten, in leichtem und natürlichem Gefüge, ein Bild von dessen Wachsen und Wirken, von seiner frischen Begeisterung für Kirche und Vaterland, Kunst und Wissenschaft, seinem tiefen und reinen Seelenleben, seiner frommen Glückseligkeit zu entwerfen. Seine Selbstbeschreibung ist, glaube ich, für jedes unbefangene Gemüth eine erquickende Freude. In ihr liegt ein kräftiger Ansporn zu allem Hohen und Edlen für das heranwachsende Geschlecht, eine rechte Weisung insbesondere für die studirende Jugend. Allen suchenden, nach Wahrheit dürstenden Seelen zeichnet sie den Weg vor, der zu festen Ueberzeugungen und zum Genuß des wahren Friedens führt. Den Glaubensgenossen ist sie in den schweren kirchlichen Bedrängnissen der Zeit ein erhebendes Vorbild, wie man mitten in den Kämpfen von aller persönlichen Bitterkeit wider die Gegner sich frei halten, die innere Ruhe und Heiterkeit bewahren, sich immer fester der Kirche anschließen: im Leben und Sterben sich immer inniger dem Heiligen verbinden, in Gott einleben soll.

Frankfurt a. M., 2. Februar 1882.

**Joh. Janssen.**

# Inhalt.


## I. Erinnerungen aus der Jugend- und Universitätszeit. 1750—1773.

Seite

1—7. Die Eltern und ihr Charakter — Werth des Umgangs mit großen Männern — die Art seiner Erziehung — Grundsätze des Vaters — Gebetseifer der Mutter — erster wissenschaftlicher Unterricht mit seinem Bruder Christian.

7—9. Auf der Universität in Halle und Göttingen — christliches Vermächtniß der Mutter.

## II. Reise in die Schweiz. 1775.

10. Jugendlieder — Klopstock — Freundschaft mit Goethe.

11—14. Jugendliche Begeisterung für Natur und Freiheit in der Schweiz — Freundschaft mit Lavater — Ossian als Dichter.

15—17. Besuch bei Voltaire — Witterungen der Seele.

18 - 19 Eine entscheidende Lebensfrage — Aeußerungen über Goethe.

## III. Dichterisches Schaffen — Familienleben. 1776—1791.

20. Beim Antritt seines Amtes als Oberschenk des Herzogs von Oldenburg — Gesandter am dänischen Hofe. 1776.

21—24. Noch immer im Sturm und Drang freiheitstrunkener Jugend.

24—26. Seine Balladen und Romanzen — Auffassung des Dichterberufes — Uebersetzung der Ilias — erste Sammlung der Gedichte.

26—34. Lectüre — Naturbetrachtungen — Leben am Hofe — Tod

Seite
einer Freundin — gegen die neologischen Theologen — will sich lieber mit den Katholiken verbinden. 1781.
34—36. Uebersiedelung nach Eutin — Verehelichung 1782 — über den Tod einer Schwester — leiden und sich selbst verläugnen die schwerste Kunst.
36—37. Die griechischen Tragiker als Lehrer der Selbstverläugnung — Uebersetzung des Aeschylus.
37—46. Seine satirischen Lehrgedichte, Denkmale seines Eifers für die göttlichen Lehren des Christenthums — seine Sehnsucht nach Wahrheit. 1784 — katholisirende Anschauungen — will Italien besuchen — heiligende Kraft in der Betrachtung des Lebens der Heiligen.
47—48. Seine dramatischen Dichtungen. 1785.
49—51. Eindrücke einer Reise nach Petersburg.
51—60. Aus seinem Berufsleben seit 1786 — Lectüre des Plato — gegen falsche Toleranz — Nothwendigkeit, die geoffenbarte Wahrheit zu vertheidigen — gegen Schiller's ‚Götter Griechenlands'.
60—61. Tod seiner Gemahlin — Trauer und Trost.
62—65. Gesandter am preußischen Hofe. 1789 — Betrachtungen über die französische Revolution.
66. Zweite Verehelichung. 1790.

## IV. Reise nach Italien. 1791—1792.

67—69. Einwirkung eines Besuches bei der Fürstin von Gallitzin und ihren Freunden — bei Lavater.
69—79. Reiseaufzeichnungen — über den Charakter der Italiener — gegen die Verleumder des italienischen Clerus — der Glaube beherrscht das ganze Leben des Volkes — in Rom — über Pius VI. — in Süditalien — Christenverfolgung und Martyrer in Frankreich.

## V. Aus der ‚Jahrwoche religiösen Ringens bis zur Conversion'. 1793—1800.

80—85. Amtsleben in Eutin seit 1793 — glückliches Familienleben — Freundschaft mit der Fürstin von Gallitzin, Overberg und Pauline von Montagu.

Seite
85—92. Betrachtungen über Leben und Tod — das wahre Heimweh — kein Pactiren mit dem falschen Zeitgeiste — der Gang der Gerichte Gottes.
92—96. Das Studium der Alten im Lichte des Christenthums.
96—106. Wodurch er allmählich der katholischen Kirche näher rückt — Lectüre der Kirchenväter, Concilsbeschlüsse und Controversschriften.
106—109. Bitte um Gebetshülfe der katholischen Freunde — durch Leiden geläutert. 1797.
109—119. Ununterbrochene Beschäftigung mit religiösen Fragen — Trennung zwischen ihm und Voß.
119—141. Briefe religiösen Inhalts an die Fürstin von Gallitzin — besondere Steine des Anstoßes.
141—148. Die katholische Heiligen- und Reliquienverehrung.
149—151. Die katholische Lehre vom Ablaß.
151—160. Die richtige Erkenntniß einzelner Lehren der Kirche hilft nicht über den breiten Graben — Briefe der Gräfin — was schließlich hinüberhalf — legt mit seiner Gemahlin das katholische Glaubensbekenntniß ab. 1800.

**VI. Aeußerungen über die Conversion — Grundlehren der Kirche — religiöse Anschauungen.**

161—162. Aus welchen Gründen er katholisch geworden.
163. Unfehlbarkeit der Kirche.
164—165. Einheit der Kirche — der Primat.
166—169. Heiligkeit der Kirche — die Gemeinschaft der Heiligen.
169—175. Die kirchliche Lehre von der Rechtfertigung.
176—178. Spaltungen außerhalb der Kirche.
178—187. Pflichten der Katholiken — die vollkommene Liebe — wahre und falsche Toleranz — ein Ausspruch des hl. Augustinus.
187—192. An eine ungläubige Protestantin.
192—195. Bedeutung seiner Conversion — protestantische Stimmen über dieselbe.

**VII. „Leben und Arbeiten im Geiste der Kirche".**

196—198. Abschied von seinen protestantischen Verwandten und Freunden — Verhältniß zu denselben.

Seite
199—205. Ueberſiedelung nach Münſter (1800) — der dortige Freundeskreis — aus dem Familienleben — Andenken an Verſtorbene.
205—215. Chriſtliches Vermächtniß für ſeinen Sohn Ernſt beim Abſchied aus dem Elternhauſe.
216—220. Zuſchrift an ſeinen Sohn Chriſtian vor dem Empfange der erſten heiligen Communion.
221—224. Ermahnungen an einen ſtudirenden Jüngling.
224—227. Warnungen vor der ungläubigen Philoſophie.
227—232. Rathſchläge bezüglich des Studiums der Alten — Nutzen und Gefahren desſelben.
233—236. Wie ein ſtudirender Jüngling im Allgemeinen ſich ausbilden ſoll — die Religion Mittelpunkt aller geiſtigen Beſtrebungen.
236—245. Gegen die moderne Bühne als Hauptquelle des Verderbens der gebildeten Kreiſe — Tugenden und Leidenſchaften auf der Bühne.
246—248. Gegen die Afterweisheit des Zeitalters überhaupt.
248—250. Benutzung der Zeit — Wahl guter Lectüre.
250—252. Allgemeines über Poeſie — das Heilige der eigentliche Gegenſtand derſelben — an welchem Maßſtabe die Werke der Kunſt zu meſſen ſind.
252—255. Ueber Fr. Schlegel — Jean Paul — Schiller — Collin.
255—256. Aug. Wilh. Schlegel's Büchlein über dramatiſche Kunſt — Goethe's Wahrheit und Dichtung.
256—260. Falſche Wiſſenſchaft — Herſchel — Kant — Jacobi — Schelling.
260—262. Deus in nobis — gegen St. Martin.
262—264. Die Geſchichte der Bibel.
265—268. Bedeutung des Studiums der Geſchichte — Herodot — Geſchichte des Orients — Johannes von Müller als Geſchichtſchreiber — deſſen Biographie und Briefe — Adam Müller.
269—270. Vergänglichkeit alles Irdiſchen.
270—272. Gott der Mittelpunkt unſeres innern Lebens — Feier der Gedenktage.
273—280. Das Leben in Gott — Ungewißheit der Todesſtunde — Eifer für die Kirche Gottes — die wahre Liebe — die Hoffnung — die Demuth — die chriſtliche Vollkommenheit.

Seite
281—283. Das Wesen des wahren Gebetes — Gebet und Betrachtung — Gebet für die Kinder.
284. Ueber Kellermann, den Erzieher der Kinder — Verhältniß zu demselben.
285. Wissenschaftliche Arbeiten — Uebersetzungen aus Aeschylus — aus dem hl. Augustinus.
286—289. Der Tod der Fürstin von Gallitzin († 1806) macht einen Einschnitt in sein inneres Leben — zur Charakteristik der Fürstin.
289—291. Aufgemuntert durch die Fürstin und Overberg, begann er die Abfassung seiner Geschichte der Religion Jesu Christi.
291—302. Was er in diesem Werke zu leisten suchte und zu welchem Zwecke hauptsächlich er dasselbe abfaßte — Warnung vor dem sadducäischen Geiste der Zeit — Früchte desselben — Früchte der wahren Religion — der Gehorsam des Glaubens.
303—305. Zueignung der Religionsgeschichte an seine Kinder.
305—306. Uebersendung der Religionsgeschichte an Kaiser Franz.
306—312. Urtheile über das Werk von Friedrich Schlegel — Johannes von Müller — Claudius — Joseph de Maistre.
313—314. Die Welt im Kampfe wider die Kirche.
315—322. Liebe gegen die Protestanten — über deren Bekehrung zur Kirche.
323—325. Seine Religionsgeschichte erwirkt viele Bekehrungen.
325—326. Eindruck der Religionsgeschichte auf Steffens und auf Goethe.
326—329. Will keine Selbstbiographie schreiben — über die Bekenntnisse des hl. Augustinus.
329—331. Das Leben des hl. Vincenz von Paul, eines Erneuerers des tiefverfallenen französischen Volkes.
331—332. Aus der Liebe zur Kirche fließt die wahre Liebe zu Volk und Vaterland — Aussprüche über Stolberg's vaterländische Gesinnung.

## VIII. ‚Mit Gott für Kaiser und Vaterland'.

333—334. Worin die wahre Liebe zum Vaterlande besteht — gegen die Verräther in Deutschland — England und Oesterreich allein schützen Europa — Napoleon und Rußland. 1800.

Seite
334—339. Ueber die Säculariſirung des Hochſtiftes Münſter — Lob der Münſterländer — die Preußen in Münſter — Verdienſte Fürſtenberg's als Staatsmann — was Münſter von Preußen erwarten kann. 1802.
340—344. Das Treiben der Illuminaten — Hoffnungen auf England — Verblendung der europäiſchen Mächte.
344—371. Betrachtungen über die öffentlichen Zuſtände von 1803 bis 1809 — wodurch allein Deutſchland geſunden kann.
371—378. Gegen die Franzoſenthümelei der Deutſchen — falſche Richtungen der öffentlichen Stimmführer in Deutſchland — das engliſche Volk das geſundeſte in Europa — über den amerikaniſchen Staat — der gottloſe Geiſt der Zeit.
378—381. Vereinſamtes Leben in Münſter — der Tod Fürſtenberg's und des Freiherrn von Landsberg — Frucht an den Sterbebetten frommer Chriſten.
382—383. Ueberſiedelung auf's Land. 1812 — Leben und Arbeiten in Tatenhauſen.
383—384. Freude über die Siege der Deutſchen. 1813.
385—386. Söhne und Schwiegerſöhne im Dienſte des Vaterlandes. 1813.
387—388. Vaterländiſche Oden.
388—394. Politiſche Hoffnungen und Befürchtungen — gegen die Franzoſen und Ludwig XVIII. — ernſte Ereigniſſe ſtehen noch bevor — der Wiener Congreß — drohender deutſcher Bürgerkrieg. 1814.
395—400. Neue patriotiſche Begeiſterung — Heldentod ſeines Sohnes Chriſtian 1815 — Trauer und Troſt.
400—402. Bearbeitet das Leben Königs Alfred von England — weßhalb er dieſen Stoff gewählt — Brief an den preußiſchen Kronprinzen Friedrich Wilhelm — deſſen Antwort.
403—408. Ueber den Beruf Deutſchlands — gegen das Poltern mit einem ſogenannten Deutſchthum — vereitelte vaterländiſche Hoffnungen — Boten einer beſſern Zukunft — Beſuch bei Catharina Emmerich.
409—415. Politiſch-religiöſe Betrachtungen — Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat — welche Stellung der Kirche nothwendig iſt

Seite

— der Zeitgeist im Gegensatz zum Geist des Evangeliums — Mahnung an die Machthaber im Staat.

415—420. Ueber die protestantischen Unionsbestrebungen — die dritte Säcularfeier der Reformation — andere kirchliche Vorgänge innerhalb des Protestantismus — Claus Harms und seine Gegner. 1817—1818.

420—425. Gegen die moderne Constitutionsmacherei — ständische Verfassungen — die Verachtung des Adels.

426—433. Berechtigung des Adels — wie derselbe sich aufrecht erhalten könne — dessen Pflichten.

434. Der vorherrschende Geist in der deutschen Jugend.

435—439. Bedeutung der Ermordung Kotzebue's — der Schwindelgeist allgemeiner Anmaßung — Hoffnung auf das aufblühende Geschlecht.

439—440. Stimmen über Stolberg und seinen Familienkreis.

## IX. ‚Liebe und Friede im Kreise der Familie'.

441. Die Bedeutung der christlichen Ehe für Kirche und Staat.

442—443. Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe — gegen Ehescheidungen.

443—447. Gegen gemischte Ehen.

447—448. Gegen verkehrte Kindererziehung — der Weltgeist in den Familien.

448—450. Der wahre christliche Familiengeist — die Aufopferung der selbstsüchtigen Liebe — Freuden und Leiden in den Familien.

451—454. In der Krankheit und beim Tode seines Sohnes Franz. 1815.

454—464. Wachsende Liebe unter den Seinigen — freudiges Beisammensein und Trennungen — das Gebet für die Kinder — die tägliche Betrachtung — über die Kinder.

464—467. Freundschaft mit Sailer.

467—471. Fromme Zucht und Demuth — Gebetssorge für fromme Priester — priesterliche Erziehung.

471—473. Aus dem Familienleben der letzten Jahre.

473—476. Seine letzten Schriften — aus dem ‚Büchlein von der Liebe'. 1819.

Seite
334—339. Ueber die Säculariſirung des Hochſtiftes Münſter — Lob der Münſterländer — die Preußen in Münſter — Verdienſte Fürſtenberg's als Staatsmann — was Münſter von Preußen erwarten kann. 1802.
340—344. Das Treiben der Illuminaten — Hoffnungen auf England — Verblendung der europäiſchen Mächte.
344—371. Betrachtungen über die öffentlichen Zuſtände von 1803 bis 1809 — wodurch allein Deutſchland geſunden kann.
371—378. Gegen die Franzoſenthümelei der Deutſchen — falſche Richtungen der öffentlichen Stimmführer in Deutſchland — das engliſche Volk das geſundeſte in Europa — über den amerikaniſchen Staat — der gottloſe Geiſt der Zeit.
378—381. Vereinſamtes Leben in Münſter — der Tod Fürſtenberg's und des Freiherrn von Landsberg — Frucht an den Sterbebetten frommer Chriſten.
382—383. Ueberſiedelung auf's Land. 1812 — Leben und Arbeiten in Tatenhauſen.
383—384. Freude über die Siege der Deutſchen. 1813.
385—386. Söhne und Schwiegerſöhne im Dienſte des Vaterlandes. 1813.
387—388. Vaterländiſche Oden.
388—394. Politiſche Hoffnungen und Befürchtungen — gegen die Franzoſen und Ludwig XVIII. — ernſte Ereigniſſe ſtehen noch bevor — der Wiener Congreß — drohender deutſcher Bürgerkrieg. 1814.
395—400. Neue patriotiſche Begeiſterung — Heldentod ſeines Sohnes Chriſtian 1815 — Trauer und Troſt.
400—402. Bearbeitet das Leben Königs Alfred von England — weßhalb er dieſen Stoff gewählt — Brief an den preußiſchen Kronprinzen Friedrich Wilhelm — deſſen Antwort.
403—408. Ueber den Beruf Deutſchlands — gegen das Poltern mit einem ſogenannten Deutſchthum — vereitelte vaterländiſche Hoffnungen — Boten einer beſſern Zukunft — Beſuch bei Catharina Emmerich.
409—415. Politiſch-religiöſe Betrachtungen — Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat — welche Stellung der Kirche nothwendig iſt

Seite
— der Zeitgeist im Gegensatz zum Geist des Evangeliums — Mahnung an die Machthaber im Staat.
415—420. Ueber die protestantischen Unionsbestrebungen — die dritte Säcularfeier der Reformation — andere kirchliche Vorgänge innerhalb des Protestantismus — Claus Harms und seine Gegner. 1817—1818.
420—425. Gegen die moderne Constitutionsmacherei — ständische Verfassungen — die Verachtung des Adels.
426—433. Berechtigung des Adels — wie derselbe sich aufrecht erhalten könne — dessen Pflichten.
434. Der vorherrschende Geist in der deutschen Jugend.
435—439. Bedeutung der Ermordung Kotzebue's — der Schwindelgeist allgemeiner Anmaßung — Hoffnung auf das aufblühende Geschlecht.
439—440. Stimmen über Stolberg und seinen Familienkreis.

## IX. ‚Liebe und Friede im Kreise der Familie'.

441. Die Bedeutung der christlichen Ehe für Kirche und Staat.
442—443. Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe — gegen Ehescheidungen.
443—447. Gegen gemischte Ehen.
447—448. Gegen verkehrte Kindererziehung — der Weltgeist in den Familien.
448—450. Der wahre christliche Familiengeist — die Aufopferung der selbstsüchtigen Liebe — Freuden und Leiden in den Familien.
451—454. In der Krankheit und beim Tode seines Sohnes Franz. 1815.
454—464. Wachsende Liebe unter den Seinigen — freudiges Beisammensein und Trennungen — das Gebet für die Kinder — die tägliche Betrachtung — über die Kinder.
464—467. Freundschaft mit Sailer.
467—471. Fromme Zucht und Demuth — Gebetssorge für fromme Priester — priesterliche Erziehung.
471—473. Aus dem Familienleben der letzten Jahre.
473—476. Seine letzten Schriften — aus dem ‚Büchlein von der Liebe'. 1819.

Seite
476—478. Die Schmähschrift von Voß — dessen Geist des Hasses.
478—480. Stolberg's Schwanengesang — Lied an die heilige Jungfrau.
480. Bei der Feier seines siebzigsten Geburtstages — Erkrankung.
481—484. Auf dem Krankenbette — Feindesliebe — Ermahnungen an die Kinder.
484—490. Sein Tod am 5. December 1819 — die Gemahlin und die Schwester über den Verstorbenen — Eduard Michelis an dessen Ruhestätte zu Stockkempen.
490. Schluß.
491—496. Personen-Register.

# Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

# I. Erinnerungen aus der Jugend- und Universitätszeit.

‚In meinem sechsten Jahre kam ich‘, geboren am 7. November 1750 zu Bramstädt in Holstein, ‚mit den Eltern nach Kopenhagen, wohin der Vater‘, Reichsgraf Christian Günther zu Stolberg-Stolberg, ‚als Oberhofmeister der mit meiner Mutter‘, der Gräfin Charlotte Friederike zu Castell-Remlingen, ‚verwandten Königin Sophia Magdalena von Dänemark berufen worden‘. ‚Die Eltern waren durch Geist, Herz und Bildung, besonders aber durch edlen, frommen Sinn und Eifer ausgezeichnet. Der Vater fand wirksame Thätigkeit in der Verbesserung des Bauern-Zustandes auf den Gütern der Königin; die Mutter, selbst am Hofe ein eingezogenes Leben führend, schöpfte mit gleicher Leidenschaft aus ihrem häuslichen Genuß, aus den Schönheiten der Natur und aus den besten Schriften aller Zeiten Stärkung und Labsal. Nur ein kleiner auserwählter Kreis versammelte sich bei ihr. Klopstock und Cramer waren Hausfreunde, ebenso der dänische Staatsminister Graf Johann Hartwig Ernst von Bernstorff‘, ‚die ich liebte und bewunderte, und die mich wieder liebten wie einen Sohn‘. So ‚weiß ich aus Erfahrung, wie interessant und erfreulich es ist, wenn man sich edler trefflicher Personen erinnert, die man in der Jugend gesehen hat. Manches, das man sie thun sah, manches Wort, das ihnen entfiel, bleibt im Herzen, und wenn auch

nicht alle beherzigt werden, so werden es doch einige; es sei, daß sie gleich Eindruck machen, oder daß sie wie ein Samenkorn, das in harter Hülle verborgen liegt, erst nach langer Zeit aufgehen. Die Fruchtbarkeit des Bodens thut aber sehr viel dabei. Auch dieser Boden muß im Schweiße des Angesichtes gebaut werden, und wenn wir das mit Treue thun, so geht die Sonne Gottes, durch den alles Gute kommt, gewiß nicht ohne Segen darüber auf'.

‚Das Andenken der Eltern, ihres demüthigen, aufrichtigen Glaubens an unsern Herrn und Heiland, ihrer lautern Frömmigkeit, ihrer unbestochenen Wahrheitsliebe bleibt bei mir und allen Geschwistern in unvergänglichem Segen.'

‚Das Herz des Vaters,' heißt es in den Aufzeichnungen von Stolberg's Schwester, Gräfin Catharina, ‚war sanft und milde, sein Umgang still und ernst. Zärtlich und treu vermied er jeden Schein. Er mochte Vielen kalt erscheinen; dem, welchem er helfen konnte, und dem, der von ihm abhing, schien er es nie. Er scherzte selten; aber seine Freundlichkeit milderte seinen Ernst. „Nichts ist schön als das Wahre, das Wahre allein ist liebenswürdig" — „Ich fürchte Gott und habe keine andere Furcht" — „Mehr sein als scheinen", gehörten zu seinen Lieblings-Sentenzen und waren ein Emblem seiner Gesinnung und seines Charakters.' ‚Unbestochener von Eitelkeit, wie er, ist wohl nie ein Mensch gewesen. Sein Gefühl war so weich, daß er sich jedes Thieres erbarmte; aber bis zur Strenge ging sein Ernst, wo er Unrecht sah. Er war allgemein verehrt, von den Guten geliebt, von Tausenden gesegnet, gefürchtet von denen, die auf falschen Wegen gingen, und von den sich aufblähenden Narren. Kein Ansehen, kein noch so glänzender Vorzug, sowohl des Standes, der Gunst oder des Reichthums, als auch der Talente und des Geistes, schützten vor seiner Satire,

oder ließen ihn nur ein Haar breit aus seinem Wege gehen, hemmten im Mindesten seine stille Thätigkeit oder bestachen sein reines Urtheil.' ‚Meine Mutter wandte immer auf ihn den schön gezeichneten Charakter des Jakobus im Messias an:

Dieß ernste Gesicht
Ist verschwiegene Tugend, die weniger saget als ausübt.
Kännt' ihn der Ewige nur, wenn ihn von Nachwelt zu Nachwelt
Menschen auch nicht kännten, er Engeln selbst unbekannt bliebe;
Dennoch würd' er, vom Ruhme unbelohnt, stets edel und gut sein.'

Die Hauptsorge des Vaters, daß ‚seine Kinder den Weg des Herrn wandeln möchten', wurde von der Mutter getheilt.

‚Ich höre die Mutter noch sagen, daß sie keine Mutter so beneide, wie die Mutter der sieben Söhne, daß sie die glücklichste aller Mütter sei. „Herr, hier sind wir und die Kinder, die Du uns gegeben hast", — dieß einst sagen zu können, war ihr einziger Wunsch, ihr Streben, ihr Gebet, — die Seele ihrer Erziehung.' ‚Auch in den kleinsten Dingen wandte sie sich mit Gebet und völligem Vertrauen in jeder Noth zu Gott, ihr Leben war eigentlich ein ununterbrochenes Gebet, ihr Glaube eine unversiegbare Quelle.' Sie fing ‚nie eine Reise oder ein Unternehmen an, ohne zu beten; sie fing nie ein Buch an, schrieb nie einen Brief, ohne vorher zu beten. Kam sie wo an, so ergriff sie den ersten Augenblick, da sie allein war, sich auf die Kniee zu werfen und mit geschlossenen Augen, die sie nur öffnete, um sie andachtsvoll zum Himmel zu heben, und mit gefaltenen Händen zu beten. Ihrer Kinder und sehr oft der Hausgenossen Gegenwart störte sie nicht, und ich bin gewiß, daß wenige ihrer Freunde sie nicht so sollten gesehen haben, und doch ist es Niemanden eingefallen, sich daran zu ärgern oder sich nur darüber zu wundern.'

‚In Rondstedt', einem königlichen Schlosse in den schönsten und freundlichsten Gegenden Seelands unfern des Meergestades, wo die Familie einen großen Theil des Jahres zubrachte, ‚begeisterten mich schon als Knabe die Schönheiten der Natur. Sie sehen und dichten, auch wenn ich die Gedichte noch nicht in Worte fassen konnte, war Eins, und dichten und beten war Eins, denn alle äußere Herrlichkeit zog mein Gemüth unaufhaltsam zum Schöpfer empor und mit unnennbarer Sehnsucht träumte ich von einer Herrlichkeit, die ohne alle Störung und Ende.'

‚Keinen Ort habe ich so geliebt als Rondstedt und ich werde nie mehr einen Ort so lieben können. Jene freundlichen Buchenhaine, welche mit Aeckern, Wiesen und Landseen abwechseln, die mit moosigem Stein bedeckten Grabhügel, welche uns mit Ernst und mit der Erinnerung freier heroischer Zeiten erfüllen; in der Ferne das erhabene Meer, das bald roth von der auf- oder untergehenden Sonne lächelt und bald mit allen Schrecken Gottes sich rüstet, sogar der Novembersturm, der uns Kinder näher an das Feuer rücken machte oder des Abends nach Tisch unsere Schritte im Saal verdoppelte — das Alles, wie ist es mir so heilig und so lieb. Ach diese goldene Zeit der Kindheit, welche selbst auf die späte Nacherinnerung noch Rosen streut!'

‚Wenn ich in Rondstedt bin, fühle ich mich immer jung, alle Hefen, die mir seitdem den Wein des Lebens oft getrübt haben und trüben, senken sich zu Boden und ich möchte einwurzeln unter den Bäumen um mich her. O wie fühle ich's, daß der Umgang unserer Mutter, Einsamkeit des Landes und die schöne Natur um uns her die schlummernden Keime in uns erweckt, gehegt und gepflegt haben, uns zu Dem gemacht, was wir, Gottlob! sind. Laß die Stürme des Lebens über uns wehen, sie können uns früh das Laub

nehmen, das ein schönerer ewiger Lenz uns wieder bringt, aber krumm biegen sollen sie, so Gott will, uns nicht.'

‚Ewiger Dank unsern lieben Eltern, daß sie uns so, ohne daß wir es wußten, mit starkem Arme aus Allem, was Welt heißt, was die Franzosen monde und siècle nennen, herausrissen und uns frei laufen und kindern ließen in den Gefilden besserer Freuden, deren Andenken uns immer bleibt.' ‚Das wahre Lebensglück ruht in der Einfalt eines kindlichen Gemüthes, und nicht menschliche, sondern göttliche Weisheit lehrte uns, daß wir werden müssen wie die Kinder, wenn wir im Diesseits und Jenseits den rechten Frieden finden wollen.'

‚Alle Eindrücke, die ich in meiner Jugend empfing, waren um so tiefer, weil sie mein Bruder Christian mitempfand; mit ihm hatte ich Alles gemein — unsere Seelen waren wie Eine Seele, unsere Herzen nie getrennt.' ‚In goldener Unbefangenheit blühten wir auf. Stille, ernste, liebevolle Zucht, Entäußerung von allem Tande, Denkart der Eltern lehrten uns früh das Große groß achten und das Kleine klein. Wie rein erklangen alle Töne der Muse! Wir trieben noch Kinderspiel und wurden schon entzückt von Klopstock, von Cramer, von Geßner und Anderen. Und Ehrfurcht und Liebe für das Heilige und Ewige bewahrten uns von Kindheit an, regten früh das Gewissen und verließen uns nie ganz auch in den Verirrungen späterer Zeit.'

Den ‚wohlthuendsten Einfluß' übte die ältere Schwester Henriette Friederike (geb. am 12. Jan. 1747), die ‚wie ein wahrer Familienengel mit ihrem kindlichen Glauben, ihrem zarten Gemüthsleben, ihrer geistigen Energie Segen und Freude spendete und der Liebling der ganzen Familie war'.

‚Im Jahre 1765 erfolgte der Tod meines Vaters, dessen Wahlspruch: Bete und arbeite, mir unauslöschlich vor der Seele steht.‘ ‚Es ist für jeden einem höheren Stande Angehörigen beschämend, wenn er so viele seiner Standesgenossen die Zeit vergeuden sieht ohne höheres würdiges Ziel in weltlichen Vergnügungen und Allotrien, als gelte nicht auch für sie das Grundgesetz: im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod verdienen. Die Arbeiten sind verschieden nach Stellung und Beruf, nach Fähigkeit und Neigung; aber keiner, auch nicht der Höchstgestellte, kann sich freisprechen von der Pflicht einer ernsten Tagesarbeit, einer edlen Aufgabe des Lebens, woran er seine Kräfte messen muß. Diese Lehre empfingen wir Kinder im Elternhause als ein köstliches Erbgut.‘

Als Stolberg mit seiner Schwester Henriette im Jahre 1796 Rondstedt und die Umgegend besuchte, schrieb er:

‚Das Andenken meines seligen Vaters, welcher zuerst in Holstein und zuerst in Dänemark das Joch der Leibeigenschaft zerbrach, lebt in allen Herzen, wiewohl er vor einunddreißig Jahren starb. Als wir uns einem alten Schloßthürhüter, den ich wieder kannte, zu erkennen gaben, als Kinder vom Grafen Stolberg, sagte er mit Rührung: „O Gott, erfreue seine Seele!“ Eine Bauersfrau, die wir besuchten, die ich seit sechsundzwanzig Jahren nicht gesehen, erkannte mich auch gleich. Beim Abschiede sagte sie uns: „Gott segne jeden Schritt, den Sie machten, um zu mir zu kommen!“‘

‚Die Bibel, worin der Vater täglich gelesen‘, erhielt Friedrich Leopold zum bleibenden Gebrauch. Die Mutter schrieb ihm darin die Mahnung: ‚Diese Bibel, so Dein lieber seliger Vater noch am Tage seines seligen Endes gebraucht, und sich an den Worten: „Das Verlangen der Flehenden höreſt Du, Herr; ihr Herz ist gewiß, daß Dein Ohr darauf

merket", — erquickt, müsse Dir zu großem Segen sein und Dich beständig antreiben, das Wort Gottes so zu lieben, so zu ehren, Dich so daran im Glauben zu halten, es so zur Regel Deines Lebens anzunehmen, wie er gethan, und Dich bis an's Ende daran zu erquicken. Hierzu gebe Dir der dreieinige Gott seine Gnade und seinen Segen.'

Nach dem Tode des Vaters zog sich die Mutter auf das ihr von der Königin Wittwe geschenkte Gut Rondstedt zurück und widmete sich dort, von ihren sie häufig besuchenden Freunden Bernstorff und Klopstock treu unterstützt, der Erziehung der Kinder.

Den ersten wissenschaftlichen Unterricht empfingen die Brüder von ihrem Hofmeister Clausewitz, dem sie zeitlebens ein treues und dankbares Andenken bewahrten. Insbesondere wendeten sie einen bis zur Begeisterung gesteigerten Eifer auf die Kenntniß der lateinischen Sprache und Literatur, so daß sie mit allen römischen Dichtern genauer vertraut wurden und einen großen Theil der classischen Werke in dieser Sprache gelesen hatten, als sie im Herbste 1770 aus ihrer Einsamkeit hinaustraten und zum Studium der Jurisprudenz die Universität Halle bezogen.

---

‚Lebhaft erinnere ich mich noch, welche Ueberwindung es mir und meinem Bruder kostete, regelmäßig in den Hörsälen zu erscheinen, aber es schien uns Pflicht, keine Stunde zu versäumen und das Nachgeschriebene zu repetiren. Eine gründliche Verarbeitung trocken wissenschaftlicher Materien thut zur Schulung des Geistes Noth, insbesondere denjenigen Jünglingen, die wegen reicher Phantasie leicht ausschweifen und in ihrer Liebe für Poesie und schöne Literatur

eines strengen Zügels der geistigen Kräfte bedürfen. Aufgehen soll der Geist in trockene Materien nicht, das wäre schlimm, vielmehr soll der Jüngling sein Herz stets offen halten für alle Schönheiten der Natur und für die Herrlichkeiten der Dichtkunst alter und neuer Zeit, und sich nähren und kräftigen durch ernste Beschäftigung mit den geliebten Alten, deren unsterbliche Werke für alle Zeiten unsere Vorbilder bleiben werden.'

Vor dem Beginn ‚der juristischen Tagespflicht' und in den späten Abendstunden widmeten sich die Brüder der Lectüre der lateinischen Classiker, der Geschichte und der Erlernung neuerer Sprachen, vornehmlich des Englischen, in welchem sie bald eine große Fertigkeit erlangten.

Im Herbste 1772 siedelten sie zur Fortsetzung ihrer juristischen Studien nach Göttingen über und traten dort mit den Professoren Böhmer und Pütter in nähern persönlichen Verkehr. Zwei Grafen Reventlow, Freiherr Curt von Haugwitz, der spätere preußische Minister, und Boie, der Herausgeber des Musenalmanachs, gehörten zu ihrem vertrauten Umgang. Durch Boie wurden sie in den bekannten Dichterbund eingeführt, zu dem sich Jünglinge aus verschiedenen Gegenden Deutschlands in Göttingen vereinigt hatten, um ‚durch ernste Vorübungen und strenges Urtheil ihre Kräfte zur Mitwirkung für vaterländisches Verdienst auszubilden'. Neben Boie und Voß zählten Miller, Hahn, Hölty, Bürger, Leisewitz und Cramer zu den eifrigsten Genossen dieses ‚Bundes' oder ‚Hains', später irrthümlich ‚Hainbund' genannt. Im ersten Band der gesammelten Werke Friedrich Leopold's und Christian's finden sich mehrere Gedichte, welche dem Zusammensein mit den Göttinger Freunden und ‚dem gegenseitigen dichterischen Wetteifer' ihre Entstehung verdankten.

Den größten Eifer verwendeten die Brüder auf die Erlernung der griechischen Sprache. Ohne Unterricht, nur das Wörterbuch und die Grammatik zur Hand, begannen sie sofort mit Homer und gelangten bald ‚zu der Belohnung eines reichen Genusses'.

‚Den Uebungen im Elternhause getreu, wurde täglich ein Capitel in der Bibel gelesen.'

‚Das Christenthum ist die Fülle der Wahrheit und der Liebe', heißt es in einer Aufzeichnung Friedrich Leopold's aus den Jahren 1771—1773, ‚selig, wer schon hienieden die volle Kraft der Religion des göttlichen Meisters empfindet und den Frieden kostet, den sie dem Herzen gewährt. Das Buch der Bücher ist uns täglich zur Hand und es rühren und erschüttern uns die Stellen von der Sünde und der Barmherzigkeit, von der Gerechtigkeit und dem Gerichte.'

‚Nachwirkend für's ganze Leben' war ‚das christliche Vermächtniß' der Mutter, welche am 22. December 1773 starb. ‚Liebe Kinder, haltet euch an den Heiland, an sein Verdienst, an sein treues Herz; und habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Denn alles dieß vergeht und ist wie Staub. Nichts hält im Leben und im Sterben mit uns aus als Jesu Blut, Gottes Gnade, die Bekanntschaft und Freundschaft mit ihm. Diese suchet, und ruhet nicht, bis ihr diese habt und dann haltet euch fest daran; sie hilft durch, bis wir bei ihm sind; o bleibe Keines, Keines zurück. Ich werde mich stets nach euch umsehen und euch entgegeneilen mit offenen Armen, wenn ihr mir nachkommt. O wachet und betet!'

## II. Reise in die Schweiz.

Nachdem sie Göttingen verlassen, lebten Friedrich Leopold und Christian im Hause des Grafen Andreas Peter von Bernstorff, der sich im Jahre 1763 mit ihrer Schwester Henriette verehelicht hatte. Sie gaben sich dort ‚in freier Muße dem Studium der Alten und eigener dichterischen Begeisterung' hin. Einige der schönsten Lieder Friedrich Leopold's, insbesondere die noch jetzt gesungenen: ‚Mein Arm wird stark und groß mein Muth' und ‚Sohn, da hast du meinen Speer', gehören dem Jahre 1774 an. Auch die Ode an Klopstock: ‚Mein Vaterland', entstand in demselben Jahre und gab dem tief patriotischen Gefühl, welches den Sänger sein ganzes Leben hindurch beseelte, lebendigen Ausdruck.

Vor Allem war es in jenen Jahren ‚das heilige Land der Freiheit und der großen Natur', die Schweiz, wohin die Sehnsucht der Brüder ging. Mit ihrem damals in Paris lebenden Freunde Curt von Haugwitz wurde eine Schweizerreise verabredet und als Ort der Zusammenkunft Frankfurt am Main bezeichnet. Nach einem kurzen Aufenthalte in Hamburg und Altona, wo sie Miller und Voß fanden und bei Klopstock ‚lebten und webten', trafen sie Anfangs Mai 1775 in Frankfurt ein. Dort schlossen sie mit ‚dem genialen Schöpfer von Götz und Werther einen innigen Freundschaftsbund, der dann auf gemeinsamen Fahrten in die Schweiz wiederholt und feierlich besiegelt wurde'. ‚Das macht uns herrliche Freuden, daß wir mit Goethe

reisen. Es ist ein wilder, unbändiger, aber sehr guter Junge. Voll Geist, voll Flamme. Und wir lieben uns schon so sehr. Schon, sag' ich. Seit der ersten Stunde waren wir Herzensfreunde. In Frankfurt haben wir uns alle Werther's Uniform machen lassen, einen blauen Rock mit gelber Weste und Hosen: runde graue Hüte haben wir dazu.'

Von Straßburg aus schrieb Stolberg am 24. Mai 1775 an Klopstock: ‚Der Anblick des Rheins eine Stunde von hier, wo wir auf einer breiten Brücke über ihn fuhren, hat mich wieder sehr gerührt. Es ist ein herrlicher Strom. Aber das Herz im Leibe that mir weh beim Anblick des bezwungenen nun französischen Ufers. Aber sie werden nicht das schöne Land noch lange besitzen, ich hoffe, wir werden uns endlich fühlen.'

‚Auf der ganzen Reise in der Schweiz begeisterten mich Natur und Freiheit. Ich war wie geistig trunken, innigst beglückt.'

‚Als ich den Rheinfall sah, überwältigte mich die staunende Freude. Meine Seele wogte hin und her. Nach und nach kam die Ebbe. In den letzten Aufwallungen der abwechselnden Fluth und Ebbe ward meine Empfindung zum Liede. Wenn man in dem Augenblicke der Empfängniß an die Geburt dächte, so würde ich in dem Augenblick, da der Rheinfall am stärksten auf mich wirkte, einen kühnen Dithyrambus erwartet haben, der, wie Neptun's Roß, brausend sich hervorgerissen hätte, und siehe da! ein Blümchen wuchs auf am Ufer des himmelabstürzenden Stromes.' Er dichtete das tiefempfundene, noch immer gern gesungene Lied: ‚Süße, heilige Natur, Laß mich geh'n auf deiner Spur.'

Zürich, 11. Juni 1775.

‚Wir ritten vorgestern durch's Thurgauische, welches acht Cantons gemeinschaftlich gehört, bis nach Frauenfeld. Unter-

wegs begegneten wir vielen Bauern, welche zusammen arbeiteten. Sie baten uns um Etwas zu trinken, welches wir ihnen gerne gaben; wir sangen ihnen einige Strophen aus Lavater's Schweizerbauernlied; sie baten uns, es noch einmal herzusagen, machten Anmerkungen und wurden recht treuherzig. Ich fragte sie: ‚Kinder, wenn Einer käme und euch um eure Freiheit bringen wollte, würdet ihr so brav sein wie eure Väter?' ‚Ja, ja,' riefen Alle, und ein alter Graukopf hub eine Axt in die Höhe und rief mit herzlicher Stimme: ‚Mit dieser Axt schlüg' ich ihn todt!'

In Zürich gingen wir in die Kirche, wo Lavater, nun just Hauptprediger geworden, als Nachmittagsprediger seine Abschiedspredigt hielt. Die Kirche war so voll, daß Viele nicht Platz zum Sitzen hatten. Nie habe ich einen Prediger mit der Rührung, mit der herzlichen Innigkeit reden gehört, wie er redete. Er, der so beredt sein könnte, redet nicht mit Beredsamkeit, aber mit der Rührung, mit der Vertraulichkeit, welche so unendlich über das, was man Beredsamkeit nennt, erhaben, ja die Seele der wahreren Beredsamkeit ist. Er bekommt nun die Aufsicht über die Waisenkinder, welche er so väterlich und liebreich anredete, für die er so inbrünstig betete, daß ein großer Theil der Zuhörer weinte. Nach der Predigt machten wir gleich Bekanntschaft mit Lavater und gingen mit ihm zum Professor Rütscheler, seinem Freund, welcher sehr schön am See wohnt. Da fanden wir auch Heß, der die Lebensbeschreibung der drei letzten Jahre Jesu geschrieben hat.'

16. Juni 1775.

‚Der Canton Schwyz ist einer der katholischen Cantone, die noch ganz unumschränkt frei sind. Alles wird auf den Landgemeinen entschieden, da Jeder, der über zwanzig Jahre

alt ist, seine Stimme hat. Abgaben ist ihnen ein ganz unbekanntes Wort, sie leben sehr patriarchalisch, meist von Viehzucht; bei ihnen sind die Sitten noch in ihrer alten Reinheit und die Greise sehen so ehrwürdig aus mit ihren langen weißen Haaren und Bärten, daß man sich ganz in die Zeiten hineindenkt, wo wir noch so glücklich waren, von ihnen gerichtet zu werden. Ueber Berg und Thal ging's fort und wir kamen den Abend spät, nachdem wir sieben Stunden gemacht hatten, im Kloster St. Maria zu Einsiedeln an. Es war eben Frohnleichnamsfest; wir begegneten unzählig vielen Pilgrimen, die das Kloster besucht hatten, deren viele aus dem Elsaß, aus Lothringen, ja aus Frankreich und Italien waren.'

‚Wer nicht glaubt, daß auch das gemeine Volk die Freiheit ganz fühlen kann, der muß die freien katholischen Cantone sehen.'

Lavater und Heß in Zürich wurden ihm ‚vertrauteste Freunde'. Wie er von Lavater's ‚Alles aufopfernder Menschenliebe', seiner ‚frommen Milde und seinem Seelenverständnisse hingerissen wurde', so dieser von seines jungen Freundes ‚edler, von aller Affectation reiner Simplicität, Kindheit des Herzens, gänzlichem Nichtgefühle seines äußern Adels, und der unaussprechlichen Bonhommie', schreibt er, ‚mit welcher er Warnung und Tadel, sogar Vorwürfe und Unrecht annimmt und duldet'.

Auf dem Lande bei Zürich, 20. Juni 1775.

‚Freundschaft, schöne große Natur, Landleben, Gefühl der Freiheit in einem freien Lande empfinde ich ganz. Hier in unserer Hütte oder vielmehr um unsere Hütte herum wird mir wohl. Ich lese den Homer. Er soll mich in der Schweiz nicht, er soll mich niemals verlassen.'

Am 17. Juli.

‚Den ganzen Sonnabend las ich in unserm lieben Ossian. Wie hab' ich mich auf's Neue ganz mit ihm verbunden, wie viel theurer ist er mir noch geworden! Es ist doch die reine lautere Stimme der Natur, die gerade das Herz trifft, es nie verfehlt. Die sanfte Melancholie, die mit der größten Stärke der Seele so wohl vereinigt sein kann, zeigt doch Niemand so wie er, und das macht ihn mir so lieb. Sie ist's, die ihn immer mitten in's Treffen begleitet und seiner heldenmüthigen Tapferkeit immer die Güte des Herzens zur Gefährtin gibt, die sich auch des Feindes erbarmt. Und welche Großmuth bei seinen Helden; keine Spur von der Rauhigkeit, die wir den Zeiten und dem Lande beilegen und daher auf dieses glückliche Volk von der Höhe unserer polirten Welt herabsehen.'

Ueber den St. Gotthard reisten die Brüder zu Fuß nach Graubünden, und dort erbot sich Ulysses von Salis, damaliger französischer Gesandter bei den Drei Bünden, zu ihrem Geleitsmann. Er führte sie auf die wildesten Gletscher, wo damals ‚den unschuldigen Bewohnern der Gebrauch des Geldes noch etwas ganz Fremdes war'. An der venezianischen Grenze trennten sie sich von Salis und nahmen ihren Weg durch das Mailändische, Piemont und Savoyen nach Genf.

Doviedro in Piemont, 14. Aug. 1775.

‚Welch' herrliche Gegenden haben wir gesehen: der Comersee, der Luganosee, der Lago maggiore, über alle Beschreibung schön! Und der liebe Mond, der unsere Seefahrten beschien! Den Menschen möchte ich nicht gerne zum Freund haben, der es noch nicht erfahren hat, daß Mond und Abendstern uns an unsere lieben Abwesenden lebhaft erinnern.

Der Mond, der uns so freundlich scheint,
War unsrer lieben Mutter Freund,
Er sieht uns an mit sanftem Blick
Und denkt wohl auch an sie zurück.

Zu uns kommt er von Alpen her,
Schaut unsre Schwestern über's Meer
Und sieht von seiner hohen Bahn
Mit einem Blick uns Alle an!

So sieht uns unsrer Mutter Blick;
Sie fleht zu Gott für unser Glück!
Und strahlt in stiller Nächte Ruh
Uns ihren theuern Segen zu!'

‚Widerwärtig blieben die Erinnerungen' an einen Besuch, den die Reisenden mit der in Genf anwesenden Familie des Prinzen Georg von Hessen am 25. August 1775 bei Voltaire in Ferney abstatteten. ‚Der Alte feierte den Tag avec tous ses vassaux die fête de St. Louis. Er empfing die fürstlichen Personen mit lächerlicher Pracht. Zwei Reihen vassaux, die eine roth, die andere grün, jede mit bloßen Degen und fliegenden Fahnen, umgaben den Hof. In der Mitte wurden bei unserer Ankunft Kanonen gelöst. Er kam dem Fürsten entgegen und führte die Fürstin in sein Haus. Eine lange suite von Zimmern war voll von Herren und Damen, welche ihn besuchten und fetirten. Er trug einen rothen Rock mit einer schmalen, eine Weste mit einer breiten goldenen Tresse, eine cendré Allonge-Perrücke, carmoisinsammtene Hosen.' ‚Sichtbar ist seine Eitelkeit jeden Augenblick; sie ist so allgegenwärtig wie sein Witz. Er führte uns in seine Bibliothek, welche sehr zahlreich ist; fast in jedem Buche stecken fünf bis sechs Zeichen; er kennt jedes. Noch immer schreibt er, nun soll in Holland ein Commentaire sur l'écriture sainte von ihm unter der Presse sein.

Sein Gut, ob es gleich in Frankreich liegt, gehört unter einen Savoy'schen Sprengel. Neulich hat ihn der Bischof in Turin verklagt, gleich hat Voltaire aus Furcht in Gegenwart einer gerichtlichen Person und von einer Reihe seiner vassaux mit gezückten Schwertern begleitet, communicirt, bei der Beichte und Communion aber solche verfluchte Profanationen angebracht, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, sie nur zu beschreiben. Er soll nun gesünder sein, als er vor zwanzig Jahren war; alle Damen, die ihn besuchen und idolatrisiren, sagen ihm so oft, er werde hundert Jahre alt, daß er es glaubt, ob er gleich sein Grab schon hat machen lassen. Ich hoffe nicht, daß er hundert Jahre alt wird, aber zu fürchten ist doch, daß er noch vielleicht sieben bis acht Jahre sein Gift aushaucht, das ihm gewiß noch in der Stunde des Todes von den Lippen triefen wird.'

Sept. 1775.

‚Ach, was ist der Mensch ohne den lebendigen Gott, ohne Idee von dessen Größe und Heiligkeit, ohne Ehrfurcht vor dem Heiligen! Was eine Wissenschaft ohne Weisheit! Nur die Fülle des Herzens macht groß, nur der demüthige, einfältige Sinn läßt die Freuden des Lebens wahrhaft genießen! Wie vielen falschen Flitters, wie vieler Vergeudungen, wie vieler Sünden habe ich mich anzuklagen vor Ihm, dem Unendlichen, Allheiligen! Herr, gib mir Einfalt und Demuth, laß dein Licht mir leuchten, und deine Gnade, du Allerbarmer!'

Am 7. October 1775.

‚Wenn ich alt werde, so hoffe ich noch dahin zu kommen, daß meine Seele bloß von der Natur und den Büchern leben soll, die ganz Kinder der Natur sind, wie mein alter, kindlicher, süßschwatzender Homer, der in seiner Einfalt so groß

ist, und mein lieber Ossian. Der höchste unnachahmliche und unnachgeahmte Grad der großen lieben Einfalt, welche durchaus in der Bibel herrscht, ist mir der größte Beweis ihrer Wahrheit. So hat noch kein Dichter, selbst Homer hat nicht so darstellend erzählt, wie sie. Man erkennt die Wahrheit in der einfältigen Erzählung und mehr als menschliche Weisheit in der einfältigen Lehre. Man sagt zuweilen, man könnte ein Enthusiast der Einfalt werden, das kommt mir ebenso vor, als wenn man sagte, man könne sich in Muttermilch berauschen.'

‚Den 3. October verließen wir Bern zu Fuß und gingen nach Erlach am Bieler See. Die Gegenden im Hingehen waren schön. Die Sonne röthete den Bieler See, da wir an eine Insel kamen, welche mitten drin liegt. In der Kühle des Abends stiegen wir aus. Welch' eine Insel! Ganz Natur! und welche Natur: ein Land mitten in schönem See, welches oben hoch ist und an allen Seiten niedrig wird. Oben ist Wald und Gebüsch, an den Abhängen sind Weinberge und Wiesen. Oben sieht man rund herum die schönsten Ufer jenseit des Sees, Berge, Felsen, Weinberge. Wie schön ist diese Insel gegen die geschminkten Borromäischen! Wie lebhaft war bei mir der Wunsch, daß wir und unsere Freunde hier von Heerden und Früchten leben könnten!'

Beim Anblick des Rüsthauses von Bern dichtete Stolberg das schöne Lied:

‚Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüstung seh . . .'

‚Wir, die wir zu Fuß von Thal zu Thal, von Höhe zu Höhe reisten, haben die Menschen so merkwürdig als das Land gefunden und im Schooß der süßesten Ruhe den vollen Enthusiasmus der Freiheit. Dieser ist die Seele der Frei-

heit, die Regierungsform nur ihr Gewand, und man kann der Freiheit nichts Aergeres nachsagen, als wenn man sagt, daß sie da, wo sie ist, die Herzen nicht wärme.'

---

Auf dem Rückweg besuchten die Brüder die Höfe von Gotha, Weimar und Dessau. In Weimar fanden sie, ‚von Allen gefeiert, in jugendlichem Enthusiasmus Alles schön'. Bald handelte es sich für Stolberg um eine Frage, ‚von deren Lösung' — wie er im späten Alter glaubte — ‚vielleicht die Entscheidung seines ganzen innern Lebens abhing'. Goethe nämlich bemühte sich, ihn an den Weimarer Hof zu ziehen. Schon waren Verhandlungen darüber zwischen dem Herzog Karl August und Stolberg eingeleitet, als Klopstock dazwischentrat und Alles aufbot, um seinen jungen Freund, den die verstorbenen Eltern ihm ‚gleichsam zum Schützling übergeben, vor dem Strudel der Weimarer Vergnügungen und den Verführungen des Weimar'schen Geistes zu retten'. Stolberg folgte dem Rathe des ‚väterlichen Mentor' und rechnete es diesem zeitlebens zum größten Danke an, daß er ‚mit strafendem Ernste und mit Berufung auf Gewissen und Pflicht' ihn von Weimar ferngehalten habe.

Als Goethe in Betreff der Berufung einen unbesonnenen Brief an Klopstock gerichtet, schrieb Stolberg am 8. Juni 1776 an diesen: ‚Goethe ist Starrkopf im allerhöchsten Grade, und seine Unbiegsamkeit, welche er, wenn es möglich wäre, gern gegen Gott behauptete, machte mich oft schon für ihn zittern. Gott, welch' ein Gemisch, ein Titanenkopf gegen seinen Gott und nun schwindelnd vor der Gunst eines Herzogs! Sagen Sie, mein Liebster, denn Sie erkannten früh seinen eisernen Nacken, dachten Sie nicht an ihn, wie Sie ‚die Warnung' machten? Und doch kann er so weich sein, ist so liebend,

läßt sich in guten Stunden leiten am seidenen Faden, ist seinen Freunden so herzlich zugethan — Gott erbarme sich über ihn und mache ihn gut, damit er trefflich werde, aber wenn Gott nicht Wunder an ihm thut, so wird er der Unseligsten einer.' Aehnlich spricht er sich in einem andern, fast gleichzeitigen Briefe aus. ‚Goethe ist nicht bloß ein Genie, sondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz, aber es ergriff mich ein Grausen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anwesenheit in Weimar von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. Dieser unbeugsame Trotz wird, wenn er in ihm weiter wuchert, auch sein Herz kalt machen. Armer Erdenwurm! Sich den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen, gleichsam rechten wollen mit Gott! Da fielen mir die Worte von Klopstock ein:

„Ihr rechtet mit Dem,
Deß großen Namen
Der sterbliche Weise
Kaum waget auszusprechen,
Mit Dem, deß großen schrecklichen Namen
Der hohe Engel
Staunend nennet,
Mit Gott, mit Gott!'

## III. Dichterisches Schaffen — Familienleben.

‚In lebhafter Erinnerung an die oft gehörten Ermahnungen des Vaters, daß man im Leben einem festen äußeren Berufe angehören müsse', trat Stolberg bei Friedrich August, Herzog von Oldenburg und protestantischem Fürstbischof von Lübeck, in eine amtliche Stellung ein. Der Herzog ernannte ihn am 17. August 1776 zum Oberschenk.

‚Herr, hilf mir beten und arbeiten' war sein Wahlspruch. ‚Seine Barmherzigkeit läutere mein sündiges Herz und halte es fern von aller unerlaubten Anhänglichkeit an die Genüsse des Erdenlebens.' ‚An meinem Geburtstage, am 7. November 1776,' schrieb er zweiundvierzig Jahre später, ‚als ich mein sechsundzwanzigstes Jahr vollendete, in welchem ich Oberschenk an einem deutschen Hoflager geworden war, geschah mir dieses: Ich gedachte, durch diesen Tag aufgefordert, an meine Sünden, griff zur Bibel und bat Gott, meinen Finger auf einen von Ihm Selbst zu wählenden Spruch zu richten. Und siehe, da ich aufschlug, traf mein Finger auf die Worte: „Da redete der oberste Schenke zu Pharao und sprach: Ich gedenke heute an meine Sünde."'

Der Herzog übertrug ihm kurz nach seinem Amtsantritt die Stelle eines Gesandten und bevollmächtigten Ministers am dänischen Hofe. Stolberg nahm dieselbe um so lieber an, weil er dadurch nur mit seinem Schwager Bernstorff, der die dänischen Staatsgeschäfte leitete, und seinen beiden Freunden, dem Grafen Ahlefeld und dem herzoglichen

Minister Franz Levin Freiherrn von Holmer, in Amtsverhältnisse trat und viel freie Zeit für seine Muße und seine wissenschaftlichen Arbeiten übrig behielt. Gleichwohl sehnte er sich fortwährend hinaus ‚aus dem Strudel und den Zeitvergeudungen des Hoflebens in Gottes freie Natur, in eine einfache Wirksamkeit auf dem Lande unter schlichten Menschen, in stetem vertrauten Umgang mit den Geisteserzeugnissen der größten Männer des Alterthums'. ‚Viele werden,' sagt er im Jahre 1777, ‚erfahren haben, was ich alle Jahre erfahre: das Herz kränkelt in der Stadt. Mit geschwächten Geistes- und Leibeskräften verlasse ich jeden Frühling die Stadt, schöpfe aus der Fülle Gottes in der Natur und freue mich meiner jährlichen Genesung. Wie die Ameise für den Winter Körner einsammelt, so sammle ich Naturideen ein für das Stadtleben. Du verlässest mich nicht in der Stadt, süße Erinnerung des gehabten Genusses; du besuchst mich, drängst dich durch den Taumel der Welt zu mir und stärkst mich, wenn ich um Mitternacht nach getragener Last und Hitze des Stadtzwangs mein Fenster öffne und dann mich begrüßen der sanfte Mond und die rollenden Sphären! Wie auf Adlersflügeln erhebt sich da der Geist und zündet, wie Prometheus, seine Fackel am himmlischen Feuer an.'

Er war noch ‚im vollen Sturm und Drang freiheitstrunkener Jugend'.

Am 23. August 1776.

‚Wenn's noch Gebrauch wäre, daß die Poeten von Dorf zu Dorf zögen und auf den Märkten laut ihre Gesänge hersängen, so könnte ich nach Herzensluft umherziehen.' ‚Dichterischeres kann ich mir nichts denken, als den blinden Halbgott Homer, den vielleicht seine Tochter führte am Ufer des wogenrauschenden Meeres, ihm alle die Stellen nennend,

welche er mit den Augen seiner Alles vergegenwärtigenden Erinnerung so lebhaft als sie mit ihren rollenden Augen erblickte. Dann gingen vor ihm vorüber die Tage seiner Jugend, er freute sich seiner und des rauschenden Meeres und machte die sehende Führerin aufmerksam auf das gegenüberstehende thrazische Ufer mit hohem Schneegebirg und auf den Contrast mit dem sanft geebneten Jonien. Und dann entströmten ihm in voller Begeisterung die Gesänge der Odyssee, bis er kam gen Smyrna oder Chios und Rhapsodien der Ilias nicht vorlas, vorsang.

Weinen möchte ich, daß kaltes lautes Lesen noch die höchste Ehre ist, die Gedichten unserer Zeit, ach, die sogar den griechischen so selten widerfährt; anstatt daß jedes schöne Gedicht horchenden Nationen je nach dem Inhalte vordeclamirt oder vorgesungen ward. Das leise Lesen eines Gedichtes ist beinahe eben das, was ein Musikverständiger thut, wenn er bloß mit den Augen die Compositionen eines andern Musikus liest.'

Am 14. Oct. 1777.

‚Wie verschieden ist das Glück! Cäsar wünschte sich den Thron der Welt und der ward sein, ich verlange nichts, nichts als eine Hütte und Freiheit! O Freiheit! Freiheit! Ich hoffe es, mit Thränen hoff' ich es zu Gott, daß er mir wird Luft schaffen, liegen zu können einst ruhig und ungestört an den Brüsten der Natur, rollen zu sehen die Jahreszeiten und mich freuen zu können jeder Schönheit der wechselnden Natur und Ruhe zu haben und nicht übertäubt zu werden von leerem Gewäsch, geblendet von Flitter, abgestumpft von Langeweile, eingekrümmt durch den Zwang. Oft will ich auch im Winter hinausreiten und dann zu Fuß lustwandeln im beschneiten Wald, an der gefrorenen See.'

Am 18. Nov. 1777.

‚Ich lese jetzt Shakespeare, habe aber wenig Zeit zur Lectüre, aber meine Seele schwelgt bei dem Mahle, das der Herrliche bereitet hat denen, die ihn lieben! Er ist unaussprechlich reich und groß. Wie er um sich her greift, in die Natur hinein, aus ihr herausholt, ganze Forsten bei der Wurzel herausreißt und in Katarakten herunterspült, dann Blümchen pflückt und Vergißmeinnichtblättchen in die stille Quelle streut. Und dann, es ist in ihm das antike starke Gefühl, nicht die neue Empfindsamkeit, die vapeurs kriegt, wenn einer, der es verdient, in's andere Leben geschickt wird, und doch so ruhig und lächelnd jeden Modefrevel ansehen kann. Ich danke Dir, Gott, auch für meine Galle! Homer, der herrliche Homer konnt's auch vertragen, wenn Hundert und Hundert hinter einander in's Gras bissen, und er weiß das so niedlich und auf mancherlei Art zu detailliren und zu variiren, daß man jede Wunde recht leibhaftig sieht und fühlt; dafür hat's auch Art, wenn er in Liebe schmilzt, da sollte man denken, der Pelion und Ossa und Olymp müßten mit ihm schmelzen.‘

Kopenhagen, 22./25. Nov. 1777.

‚Am 19. hab' ich noch im Meere gebadet, das erste Novemberbad meines Lebens. Ich hab' die Eisbäder in der Schweiz versucht, warum sollt' ich die Novemberwogen fürchten? Den Tag, da ich badete, war ich in sehr schönem Wetter durch den ganzen Thiergarten geritten und längs dem Meere nach Wilhelmsdal, wo ein Piquenique war. Wohl uns, daß wir die Natur auch durch den herbstlichen Novemberschleier und im starrenden Wintergewande lächeln sehen. Auch bei jedem entlaubten Busch möchte ich meine Schuh ausziehen und rufen: diese Stätte ist heilig!‘

Am 13. Dec.

‚Wie ekelt mir vor dem Thun und Weſen der Menſchen, die ich täglich ſehen muß! Und wie verſchieden iſt meine Exiſtenz! Des Morgens iſt mein Geiſt vor Ilion's Mauern zwiſchen den heldenwälzenden Fluthen des Skamandros und des Simoeis, unter den erſtgeborenen ſtarken Söhnen einer jüngeren ſtärkeren Natur, und dann falle ich hinab in den Schlamm dieſes Jahrhunderts, in die Kopenhagener Grundſuppe, wo Guldberg eine Hauptrolle ſpielt, wo — o eher würde ich, ein zweiter Adam, allem Vieh wieder Namen geben, ehe ich alle zweibeinigen Eſel von Kopenhagen herzählte!‘

Am 3. Jan. 1778.

‚Ich kann mich nicht genug freuen, daß uns der Genuß der ſchönen Natur Allen ſo unendlich lieb iſt, daß wir ihn ſo unbefangen genießen in einfältiger Freude, ſo ſaugen wie an den Brüſten der Natur, von denen uns nichts entwöhnen ſoll. O die Natur! Alles hab' ich von ihr, Alles weihe ich ihr! Ihre Feierlichkeit gibt Würde dem Ernſt, ihre Reize Gefühl für die Schönheit. Nimmt nicht aus ihrer Fülle jede edle Empfindung der Seele ihr Leben, ihre Kraft?‘

Stolberg's Gedichte aus jener Zeit ſind von dem wärmſten Naturgefühl durchdrungen und werden in lyriſchem Rhythmus kaum von irgend einem deutſchen Dichter übertroffen. ‚In dem Genuß des Naturlebens,‘ ſchreibt er, ‚treten mir die Schatten der abgeſchiedenen Geſchlechter lebendig vor die Seele und Balladen und Romanzen entſtehen wie im Fluge des dichtenden Gemüthes, eilig wie der Flug meiner Lieblingsroſſe, wenn ich ſie durch Nacht und Nebel tummle. Und ich tummle meine Roſſe, damit mir nicht die Ge-

danken erfrieren, und das Gefühl, ein freier Mensch zu sein, in mir lebendig bleibt.' Als Balladendichter steht Stolberg ebenbürtig neben Bürger und Schiller, und auch in manchen seiner Oden und Hymnen kann er mit den besten Dichtern um die Palme ringen, wenn es ihm auch keineswegs immer gelang, ‚mit der überwallenden Empfindung die schaffende Einbildungskraft in ein völlig angemessenes Gleichgewicht zu setzen'. Man kann auf ihn selbst als Dichter anwenden, was er mit besonderer Beziehung auf Klopstock schrieb. ‚Der Dichter hat als Dichter keine eigentliche Arbeit. Was er hervorbringt, das bringt er hervor in den süßesten Stunden seines Lebens, und die Fluth des Gesanges, die ihm entströmt, scheint ihm aus der Urne einer Muse zu fließen, um ihn zu beglücken.' Aber ‚selbst das göttlichste Gedicht ist nur ein Nachbild von den Zügen des Urbilds, welches die Begeisterung mit glühendem Pinsel in die Seele des Dichtenden hinwarf. Ihm schenkt sie das Original; er gibt nur die Uebersetzung'. Als eigentliche Gabe des Dichters bezeichnet er ‚den schnellen Blick, welcher dem Begeisterten richtige Verhältnisse zeigt, ehe er sie berechnen kann, Ahnungen von Ideen, von Wahrheiten, von Empfindungen, die außer dem Gesichtskreise des gewöhnlichen Zustandes der Menschen liegen. Diese Kraft ist es, welche den Dichter zum Seher macht. Der Philosoph ist Forscher'. Am großartigsten erscheint er in der Auffassung des Dichterberufes und in seiner tiefchristlichen Gemüthswärme in einem leider Fragment gebliebenen großen Epos ‚Die Zukunft', an welchem er seit dem Jahre 1779 thätig war. Auch seiner vaterländischen Gesinnung, die überhaupt aus seinen Gedichten wohlthuend wiederspiegelt, verlieh er darin begeisterte Worte.

Neben den Erzeugnissen seiner eigenen Muse beschenkte

Stolberg die literarische Welt im Jahre 1778 mit einer Uebersetzung der Ilias, der ersten deutschen Uebertragung eines griechischen Dichters im Versmaß des Originals.

Bis zum Jahre 1777 hatte er mit seinem Bruder Christian gemeinsam gelebt und gearbeitet, dann folgte die Trennung, indem letzterer die Stelle eines Amtmannes zu Tremsbüttel, drei Meilen von Hamburg, in der Holstein'schen Landschaft Stomarn gelegen, annahm, und sich mit der Gräfin Luise von Reventlow, der Wittwe des Hofjägermeisters von Gramm, verehelichte. Es verfloß indeß in der Folge fast kein Jahr ohne erwünschte Zusammenkünfte der Brüder. Im Jahre 1779 gaben sie gemeinsam die erste Sammlung ihrer Gedichte heraus. Sie blieben ununterbrochen in einem innigen Wechselverkehr, mit einer Treue und Anhänglichkeit, wie nur je zwei Brüder sich geliebt haben.

Die ‚Fülle des Herzens', in der ihre Harmonie ‚für immer begründet war', verband sie beide auch mit dem Grafen Ernst von Schimmelmann und dessen Gemahlin Emilia, geborenen Gräfin zu Ranzau, die den Winter über meist in Kopenhagen, während des Sommers auf ihrem der Stadt nahe gelegenen reizenden Landgute ‚Seelust' lebten.

---

Am 16. Jan. 1779.

‚Mit Emilie hab' ich den Ossian angefangen. Ich lese nun das Leben der Maria von Schottland, welches ich in einigen Tagen endige. Es ist eine höchst interessante Lectüre. Das Schicksal der armen Maria, so wenig schuldlos sie auch ist, könnte Thränen auspressen, aber verächtlich und ärgerlich ist die List, die Härte und Falschheit der hochgepriesenen Elisabeth, der königlichen Elisabeth!'

Am 26. Jan. 1779.

‚Ich lese Clarissa[1], heut' habe ich den zweiten Theil angefangen. Wäre Clarissa eine wirkliche Geschichte, so würde mich die Idee, daß sie so gut ist, mehr erfreuen, als alle ihre Leiden mich betrüben könnten. Bei einer solchen leidenden Unschuld und Tugend ist Freude und Bewunderung das erste, Mitleid nur das zweite unedlere Gefühl.'

Am 6. Febr. 1779.

‚Ich bin am Ende des dritten Theiles in Clarissa. Das himmlische Mädchen ist nun im verfluchten Netze, ohne es zu wissen. Die Antipathie, welche sie gleich gegen die Weibsen im Hause fühlt, und die menschenfreundlichen Urtheile ihres sanften Herzens, welche doch nur diese Antipathie übertünchen können, das Alles ist auch meisterhaft geschildert. Der Fluch des Vaters ist haarsträubend. Und der harte Brief der von meinem Herzen siebenmal sieben verfluchten Arabella. Das Buch ängstigte mich schon oft, ja fast immer, und ich weiß, daß noch viel schrecklichere Dinge kommen. Die Freude am Charakter des himmlischen Mädchens ist der einzige, aber edle Labewein des Lesers.'

Am 27. Febr. 1779.

‚Ich bin wirklich diesen Winter sehr frohen Sinnes, so wenig mir auch das Stadtleben paßt, oder vielmehr so sehr es mir auch zuwider ist. Ich wiege mich oft in süßen Träumen, auch fühl' ich immer lebhafter die Größe unserer Bestimmung, und das Bewußtsein, daß ich ein Mensch bin, wird manchesmal in mir ein heller Wonnegedanke.

Wir sind! wir werden sein! Laßt uns immer froh und

[1] Roman von Richardson.

dankbar unsere schöne Blumenbahn wallen zwischen der Erinnerung Abendröthe und der Hoffnung Morgenroth, bis der Tag anbricht, dessen Sonne nicht in's Meer sich tauchen wird.'

Am 1. April 1779.

‚Welche Freudenmörder, welche Mörder der Ruhe wären nicht die Freigeister, wenn sie nicht sogar Seelenmörder wären! Ich liebe und ehre nichts mehr als die Toleranz, aber doch fang' ich an, immer mehr zu glauben, daß unter 1000 verständigen Freigeistern 999 den Schalk im Herzen verbergen und der tausendste wird am Verstand der schwächste sein.'

Eutin, 6. April 1779.

‚In meiner itzigen Seeleneinsamkeit sind mir Briefe von Geliebten frische Quellen, an welchen ich Wüstenwaller mich hinlege, wie Gideon's Schaar, und nicht mit der Hand schöpfe, sondern lecke wie ein Hund. Vielleicht werde ich nie des Glücks genießen, das ich immer für das größte hielt, the sum of earthly bliss, wie Milton es nennt. Aber wie glücklich bin ich durch meine Geschwister! Durch die Freundschaft jedes Menschen, dessen Freundschaft ich je gewünscht habe! Wenn ich dazu noch ein Weib nach meinem Herzen hätte, o so wäre ich für einen Sterblichen vielleicht zu glücklich, zum wenigsten vielleicht für mich zu glücklich.'

Eutin, 16. April 1779.

‚Die wahre Freude, das Himmelskind, kennen Wenige. Und selbst diese Wenigen, welche wohl wissen, daß die Tochter des Himmels in den Armen der Natur schlummert, haben selten den Muth und das gehörige Selbstgefühl, um die Schlummernde zu wecken. Wir hören es dem Busch

am Säuseln an, ob sie unter ihm ruhet, und manchmal besucht sie uns, ehe wir es gewahr werden, immer gleich willkommen, sie komme in der sanften Thräne oder im frohen Lächeln oder mit beiden zugleich. Hier um Eutin herum schlummert sie ungeweckt, im schönsten Walde, auf Hügeln, an Bächen und am Ufer der waldumzingelten Landseen. Ich sehe dann und wann einen Schimmer von ihr, ja einige Male hat sie mir auch hier recht himmlisch gelächelt, aber sie ist hier nicht vertraut mit Menschen, sie entschwebt auf Hauchen des Westens, vielleicht hin unter Blumen, wo sie, die gute Göttin, auch nach seinem Maße das Würmchen beglückt!'

Eutin, 11. Mai 1779.

‚Ich gehe täglich drei bis vier Stunden einsam spazieren, zuweilen mehr. Ich habe in meinem Leben nicht so viel Nachtigallen singen gehört; wo ich hingehe, höre ich ganze Concerte und sehe das süße Vögelchen überall. Ich schwelge in der Schönheit der hiesigen Gegenden und sammele Honig für die Langeweile des übrigen Tages. Ich sammle wie die Ameisen; jeder Tag hier hat für mich seinen Sommer und seinen Winter. Ich entdecke neue Gegenden. Gestern entdeckte ich einen neuen See (schon kenne ich mehr als zehn große Landseen), heute wieder einen. Alle haben waldiges Ufer. Ich habe mehr Lieblingssitze, als der König von Dänemark Lustschlösser. An hohen Ufern, auf schrägliegenden Bäumen, auf Hügeln, in Thälern ꝛc. Gestern sah ich seitwärts am Ufer ein rundes Ländchen mit hohen Bäumen bewachsen, ich wollte hingehen, aber es war eine Insel, ich hatte es für eine Halbinsel gehalten. Ich nannte sie Isola bella della frustrazione. Aber so schön ich auch die Gegend hier finde, so finde ich doch unser Seeland noch schöner. Das Meer fehlte mir in der Schweiz und also auch hier.'

Eutin am 8. Juni 1779.

‚Ich genieße nun einer übergroßen Hofgunst und meine Zeit fängt an, sehr eingeschränkt zu werden. Fast alle Morgen von acht bis halb elf muß ich mit dem Hofe im Garten dejeuniren, zum Glück wird nachher Billard gespielt. Auch muß ich zuweilen in der großen Hitze mit spazieren reiten. Im Garten pflegt es des Morgens schrecklich heiß zu sein. Und da existirt man in langen Hecken; eine allerliebste Promenade im Garten, welche aus Gängen in Bosquets am See besteht, wird vom Hofe gar nicht benutzt. Da man bei Tisch keinen Frack anhaben darf, ist die Gêne desto größer. Was alles das wirklich erträglich macht, ist der Ton der Bonhommie, welcher hier herrscht. Der Herzog hat das beste Herz von der Welt und die Andern sind mehrentheils gut und unis.‘

Am 2. Juli 1779.

‚Eben habe ich an Klopstock geschrieben. Was er über die Darstellung sagt, ist unendlich schön. Der Abschnitt über den Hexameter hat mir auch viele Freude gemacht und mich Vieles gelehrt; auch ganz überzeugt, daß unser Hexameter den griechischen übertrifft. Seine Gründe für die Orthographie sind einleuchtend und werden siegen, aber das erleben wir vielleicht nicht. Mit wie vielen Worten, mit wie vielen Bildern würde Herder nicht den vierten Theil von dem, was Klopstock mit so wenigen sagt, über die Darstellung geschrieben haben! Und doch würde jener Kürze bis zur Kreuzigung der Sprache gebraucht haben, wo Klopstock ganz natürlich, kurz und vollständig mit wenigen Worten ist.‘

Am 16. Juli.

‚Es gehört eine Gesundheit der Seele dazu, welche ich seit einiger Zeit nicht mehr habe, um die Einsamkeit er-

tragen, um ihre süßen Freuden genießen zu können. Ich trachte nach dieser vorigen Seelengesundheit; mein einziger Trost ist, daß mein Uebel keine Gewissenskrankheit ist. Oft suche ich mir den süßesten Genuß, nicht mehr aus Sympathie, sondern aus Bedürfniß, und das ist ein gewaltiger Unterschied. Ach, wenn man nicht mehr als das verzogene Kind der Freude ihr nachläuft, sondern aus brennendem Durst ihr nachschreit!'

‚Was Sie über Traugott, über Tod und Wiedersehen sagen,' schrieb Stolberg am 14. October 1779 an Emilia Schimmelmann, ‚wie wahr, wie einzig wahr ist das, denn sind alle kleineren Ideen mehr werth als Märchen? O liebstes, bestes Milchen, wenn diese Hoffnung nicht Gewißheit wäre, daß wir sein werden und in Gottes Hand, so wäre das Sein mir schon ein Grab. Meiner Imagination schwiegen nun schon die Sphären und das Meer dem Ohr und ich würde früh den Würmern, meinen Brüdern, entgegeneilen in die Arme der Verwesung. Leute, denen diese Ideen, ach die menschlichsten, interessantesten, durch ihre Dauer und Größe so einzig interessanten, nicht oft gegenwärtig sind, oder gar, wenn sie sich melden, abgewiesen werden und kaum eine Visitenkarte zurücklassen dürfen, solche Leute sind unbegreiflich, und jeder Genuß, den sie genießen, ist mir ein Räthsel.'

Wenige Monate später, am 6. Februar 1780, starb die Gräfin Emilia, von Stolberg noch auf seinem Sterbebette betrauert. ‚Meine geliebte Todte,' schrieb er in der Zeit des ersten Schmerzes, ‚sprach gern von ihrer besseren Heimath, während sie gesund und blühend war und das Leben ihr lächelte. Der arme Ernst! und in diesem Augenblick! Gott stärke ihn! Gott hat ihn aber wirklich gestärkt, und sein vierjähriger Umgang mit der frommen Emilia hat ihn fähig gemacht, izt seine Blicke gen Himmel

zu wenden.' ‚Kein Glück der Erde ist sehr großer Freude werth, kein Leid der Erde sehr großen Schmerzes, wir leben den Augenblick und das uferlose Meer der Ewigkeit ist vor uns. Wie oft habe ich während sie krank war und izt an die Zeiten gedacht, da die Quelle der Erbarmung sichtbar auf Erden floß und Kranke Genesung, Trauernde Leben für ihre Todten, Alle Vergebung der Sünden schöpfen konnten! Aus ihr können wir izt selten Genesung, nie Leben für Todte schöpfen, aber Vergebung allezeit. Und Emilia sieht sie so hell und himmlisch strömen, und noch heller, als weder Johannes, noch Petrus, noch Jacobus.' ‚Ich habe eben mit Eden über das Leiden des Nichtwissens in diesem Leben eine ernsthafte Unterredung gehabt. Wir kamen Beide von Gespräch zu Gespräch dahin, daß auch darum der Tod hauptsächlich unser Freund ist, weil er den Schlüssel der Erkenntniß in der Hand hält.' ‚Die Welt gleicht bald einer Wüste, wo der Sand unsere Sohlen brennt und dann doch unerwartet eine klare Quelle hervorsprudelt, bald einem Busch, wo zwischen vielen Dornen einige Blüthen hangen. Und uns ist sie manchesmal ein Garten, wo Andere sich ergötzen, wo aber Symmetrie und Künstelei unsere Augen und Seelen ermüden. Zu glücklich sind wir noch, wenn wir, jeder Hoffnung eines ungemischten Glückes hier entsagend, aus Allem, was uns hier gut und schön scheint, ein Ideal uns bilden von dem, was unser einst harret, und uns immer sagen, daß dieses Ideal noch lange kein Schattenbild ist.'

‚Welche Ruhe hat ein Leben,' schrieb er an seinen Bruder, ‚wo über jedem unserer Freunde das Schwert des Todes am Pferdehaar hängt? Und was haben wir nicht schon verloren! Erinnerst Du Dich, was Young sagt: jeder Verlust eines Freundes zieht der Freude des Lebens (er

nennt es Vanity of life) eine Feder aus? Wie viele weiche Brustfedern, welche Schwingfedern der Fittige riß mir die süße Emilia aus, als sie von uns schied! O daß sie mir ihren Mantel im Fluge zum Himmel zugeworfen hätte, so wäre ich besser geworden; ernsthafter bin ich um Vieles geworden, aber das beweist noch nichts.' ‚Mir scheint in unseren verderbten Zeiten nichts verderblicher, als die Bemühungen unserer Theologen, den heiligen Schleier zu heben, den Gott über sich und über Vieles in der Religion verbreitet hat. Wenn sie vollends, wie izt viele der angesehensten unter ihnen, die Hauptlehren, das angeborene Verderben, die Gottheit Christi und seine Versöhnung läugnen, so halte ich's für Frevel, sie Christen zu nennen, und begreife nicht, warum ich nicht viel lieber mich mit unsern Brüdern, den Katholiken, verbinden, als mit diesen Kirchenräubern eine Gemeine ausmachen sollte? Was mir am unbegreiflichsten ist, ist, daß man eben die klarsten und tröstlichsten Lehren anficht. Sie in Gottes Wort zu finden, dazu scheint mir nur gerader Menschenverstand zu gehören, sie zu wünschen, nur ein Menschenherz. Ist's tröstlicher für mich, zu glauben, daß alles Böse, was ich in mir fühle, meines Willens Werk sei? Ist's tröstlich, zu glauben, daß Jesus Christus ein Mensch, nicht Gott war, da er doch sagte, er sei es, und daß er mich nicht versöhnt habe? Zu glauben, daß er, in dessen Munde kein Falsch erfunden ward, gemeine Krankheiten heilte und Teufel auszutreiben vorgab? Und warum soll ich das nicht glauben? Weil ein Abt in Braunschweig oder ein Biester in Berlin es nicht begreift? Ach, und täglich sehe ich um mich her, fühle ich in mir Dinge, die ich eben so wenig begreifen kann. Meine Seele, die sich selbst nicht begreift, die voll Verwunderung in ihrem irdischen Hause auf und ab wallet und sich des

ihrigen wundert, soll sich gleich orientiren im Wesen der Gottheit, deren Saum am Gewande die Cherubim blendet.'

‚Fort, fort', rief er den ungläubigen ‚Weltweisen' zu:

‚Fort, fort mit euerer Weisheit! Laßt mir lieber
Das, was ihr Thorheit nennt in eitlem Stolz!
Lichtlos ist eure Glut, ein heißes Fieber,
Glutlos ist euer Licht, ein faules Holz.'

---

Im November 1781 gab Stolberg seinen Gesandtschaftsposten in Kopenhagen auf und siedelte als ‚wirklich dienstleistender Oberschenk' nach Eutin über. Am 11. Juni 1782 verehelichte er sich mit der Hofdame Agnes von Witzleben, einer früh verwaisten Tochter des in Oldenburg begüterten Adam Levin von Witzleben. Agnes wurde ihm, ‚was eine Sterbliche einem Sterblichen sein konnte'. Als eine ächte Lebensgefährtin begleitete sie sein Streben und Schaffen ‚und hob es himmelwärts in ihrer Unschuld und lautern Frömmigkeit: im Geiste Fenelon's, der ihr Lieblingsautor war'. ‚Sie ist,' schreibt er, ‚unschuldig und froh wie ein Kind, ernst und fromm wie eine Matrone, aber nur dann ernst, wenn die Lieblingssaiten ihrer Seele gerührt werden. Jedes Vögelchen zwitschert, jedes Blümchen duftet ihr an's Herz, und für allen Flitter ist sie fühllos. Idol eines Hofes, an welchem nur sie Effect machte, hat sie ihre ganze Einfalt, Naivetät, Freude und Unschuld rein erhalten.' ‚Im Umgange mit Agnes lerne ich den wahren Reichthum eines allein auf's Höchste und Reinste, auf Gott und Ewigkeit gerichteten Lebens kennen; sie ist mir in ihrer kindlichen Frömmigkeit und Einfalt wie ein Wegweiser zur Befolgung des Wortes: Nur Gott allein genügt.'

‚O grundgütiger, getreuer Gott,' heißt es in einer Auf-

zeichnung von ihrer Hand, ‚lasse doch nie zu, daß ich irre werde durch das Lob und den Beifall der Menschen, stärke mich im Gefühl der Demuth, durchdringe mich mit dem Bewußtsein meiner Hülfslosigkeit und Armseligkeit, die auf nichts vertraut, als allein auf Dich und Deine Verheißungen.‘

---

Am 4. August 1782 traf ihn und die Seinigen ‚mitten in dem jugendlichen Eheglück ‚einer der härtesten Schläge, die das volle Gottvertrauen auf die Probe stellten und Himmelssehnsucht über alles Wünschen und Sehnen erheben sollten‘: seine Schwester Henriette, Gräfin Bernstorff, ‚die zarteste Himmelsblume der ganzen Familie‘, starb ganz unerwartet im Wochenbette. ‚Agnes,‘ schrieb Stolberg an seine Schwester Catharina, ‚theilet mit zärtlicher Treue meinen Schmerz und empfindet ihren Verlust, denn sie liebte unser Puletchen als eine Schwester.‘ ‚Laß die Wonne Der, die wir wie unsere Seele liebten und lieben, die uns wie ihre Seele liebte und liebt, der Gedanke unseres Erwachens und unser letzter, ehe wir einschlafen, sein.‘ ‚Heute ist der 5. September, der Geburtstag unserer lieben seligen Mutter, der erste, den unsere liebe selige Schwester nicht mit uns in Gedanken feiert. Ich sehe sie, wie sie mit Blumen in den Locken uns als die Aelteste anführte, wenn Jeder Blumen trug und einen Brief überreichte, den Freude, Liebe und Unschuld dictirt hatten. O der sorglosen Zeit! Gott sei gepriesen für die Blumen, die er am Rande des Abgrundes wachsen läßt, sie verstecken den Schlund; ohne sie würde die Jugend nicht hüpfen und die reiferen Jahre würden mit allem Elende der Gegenwart und Zukunft zugleich belastet sein.‘ ‚Die Oekonomie Gottes ist eine Oekonomie der Liebe, und fügen wir uns Ihm, so sind wir selig in Liebe

schon hienieden, auch an den Gräbern der Unsrigen, denn der Hauch der Liebe wird dereinst hineinreichen und die Unsern werden verklärt in Liebe hervortreten.' ‚Leiden und sich selbst verläugnen ist doch einmal hienieden unsere schwerste Kunst, und das mit Recht, denn dort oben wird sie nicht mehr gelehrt.'

---

Außer der heiligen Schrift und einigen ascetischen Büchern, wie Thomas von Kempen und die Betrachtungen Fenelon's, in welchen Stolberg beinahe täglich las, bildeten ‚die Griechen, vor Allem die großen Tragiker und der göttliche Plato, eine mit jedem Tage wiederkehrende Beschäftigung, die über den Schmerz hinüberhalf und stete Freude reinen Genusses gewährte'. Aeschylos, Sophokles und Euripides ergriffen seine ganze Seele. ‚Ein warmer genialischer Hauch des Edelmuths,' schrieb er, ‚entflammte die drei gewaltigen Tragiker Athens, und es gereicht der Poesie, mein' ich, zur Ehre, daß zu einer Zeit, da außer Sokrates alle sogenannten Philosophen den schamlosesten Egoismus predigten, diese drei Dichter als geweihte Herolde vor dem mißleiteten Volke auftraten, Furcht vor der Gottheit anempfehlend, und Ausübung erhabener Tugenden. Durch Beispiele der Heroen zeigten sie, auf welche Höhe die Selbstverläugnung führe, und wie die Unsterblichkeit selbst den duldenden Helden verherrliche. Sie senden in leicht gefaßten, auf melodischem Rythmus schwebenden Sittensprüchlein Lehren der Weisheit und der Tugend aus. Ja, nicht nur die Poesie, auch die Weisheit und die Tugend streuen Blumen auf eure Gräber, Aeschylos, Sophokles und Euripides, so wie sie Blumen streuen auf Pindaros' Grab und immer frische Kränze um die Urne des Homeros winden.' Während sein Bruder Christian den Sophokles übersetzte, begann er gegen Ende

1782 die Uebertragung des Aeschylos und vollendete in einem halben Jahre vier Stücke: Prometheus, die Sieben vor Theben, die Perser und die Eumeniden. Im folgenden Jahre erschienen seine siebenzehn ‚Jamben', satirische Lehrgedichte, in welchen er mit seltenem Freimuth und feinster Ironie die Thorheiten und Verkehrtheiten, die Leidenschaften und gefährlichen Neigungen der menschlichen Natur geißelte, und zwar in steter Beziehung auf seine eigene Zeit. Sie sind ein unvergängliches Denkmal seines edeln ‚mitten aus den verschlungenen Dornen des Spottes in den lieblichsten Blüten hervorbrechenden Dichterherzens', insbesondere ein Denkmal seines ‚brennenden Eifers' für die göttlichen Lehren des Christenthums, und seiner unvertilgbaren Sehnsucht nach Wahrheit, die ihn sechzehn Jahre später ‚wie mit Naturnothwendigkeit' in den Schoß der katholischen Kirche führte.

‚Wie nach dem Quell das müde Reh sich sehnt,
Wie nach der Mutter ein verirrtes Kind,
So sehnt nach Wahrheit sich der Mensch, wofern
Sein Geist gesund in reinem Herzen blieb.
Wer Wahrheit liebet und nach Wahrheit forscht,
Den reißet nicht der Taumel blindlings hin,
Sein Leben ist kein bunter Larventanz,
Kein schwerer Fiebertraum; er wandelt oft
Auf dunkeln Pfaden, freut sich manches Strahls,
Der unverhofft aus schwarzen Wolken bricht.
Erwartet sehnend, aber mit Geduld,
Das Morgenroth und weiß es, daß der Strahl
Des blassen Mondes aus der Sonne quoll.
Der Freigeist, weil er nicht des Mondes Strahl
Mit seinem hohlen Brennglas fassen kann,
Erkennet seinen Sonnenursprung nicht,
Sucht, gleich dem Uhu, siebenfält'ge Nacht
Im düstern Graun der öden Felsenkluft
Und schreckt mit menschenfeindlichem Geschrei.

So führen Stolz und Leichtsinn von der Bahn
Der Weisheit ab; zu bald verlieren wir
Den Durst nach Wahrheit, von dem Vorurtheil
Geblendet und von eitlem Wahn bethört.'
‚Was edlen Menschen hehr und heilig war,
Wird uns ein Spott! Die herrliche Natur
Erstummet und erbleicht für unsern Sinn.
Der Philosoph, ein trügender Sophist,
Baut und zerstört sein luftiges System,
Dem Knaben gleich, der Sand am Ufer häuft.
Der Dichter spielet dann mit falschem Witz,
Denn an dem Strahl der Wahrheit nur allein
Entlodert jede Fackel des Genies.'
‚Die Freiheit scheint uns bald ein Jugendrausch,
Es sinkt das Vaterland herab zum Staat,
Ein luftig Wort, das jeden Unsinn weiht,
Ein leeres Götzenbild, dem Menschenmark
Geopfert wird, dem Minotaurus gleich!
Der wahre Minotaurus unsrer Zeit,
Der in des Wahnes Labyrinthen thront.
Dem Wahren abgestorben, stirbt der Mensch
Für jedes edlere Gefühl! Der Strahl,
Der unser Haupt erhellet, wärmt das Herz!
Wahrheit und Lieb' entströmen einem Quell,
Sind beide einer Sonne Licht und Gluth.
Ihr, die mit treuem Herzen Wahrheit forscht,
Ermüdet nicht! es sank so tief der Mensch,
Weil er von solcher Höhe sank! er schleußt
Dem Licht sein Auge, das vom Himmel strahlt.
O, prüft mit frommer Einfalt dieses Licht!
Mit Demuth prüft es!

Eine der Jamben richtet sich gegen die falschen theologischen Aufklärer, die in seichter Philosophie an dem positiven Gehalt der christlichen Lehre mäkeln und deuteln und von Jahr zu Jahr den Lehrbegriff ändern.

‚Mir fleußt die Gall' in's Blut!
In solchen Händen ist die Lehre nun,
Die donnernd Gott vom hohen Sina gab!
Und welche Gottes Sohn, in Knechtsgestalt
Gehüllt, uns brachte, dessen Zeugniß rein
Gleich seinem Wandel, gnadenvoll wie Er,
Gewaltig und voll hoher Einfalt war!
Ihr habt die Lehre, haltet, was ihr habt!
Sie ist's, für welche Märt'rer bluteten,
Sie gibt im Leben, sie im Tode Ruh',
Der Dämm'rung Ruhe vor dem Morgenroth,
Und strahlet einst in vollem Mittagsglanz!
Baut, Christen, baut auf diesen Felsengrund!
Die falschen Lehrer bau'n auf falschen Sand.'

In frevelnder Nachäfferei des Auslandes ist mit der falschen Philosophie auch der Spott des Heiligen auf deutschen Boden verpflanzt worden.

‚O deutscher Ernst, wo bist du hingeflob'n?
Es kannten uns're bied'ren Väter nicht
Den Spott des Heiligen, der ihre traf
Den Narren, laut wie seiner Schelle Klang.
Des Britten Stolz und Frankreichs Eitelkeit
Erzeugte und gebar dieß Schandgezücht,
Und ach! des Deutschen Thorheit säugt und wiegt
Das Ungeheu'r, kein deutscher Name nennt's,
Denn seine Mutter nannt' es Persiflage.'

Viel ehrwürdiger standen, ohne das Licht des Christenthums, die großen Alten da:

‚Sie suchten Pfad bei schwachem Sternenschimmer,
Und o, wie suchten sie, wie riefen sie
Sich warnend zu! Wie mancher Weise ging
Der Tugend steilen Dornenpfad und bot
Entflammten Jünglingen die starke Hand!
Wie lehrten sie Verachtung jedes Tands!
Wie sie der Selbstverläugnung eignen Lohn!

Sie männlich trotzen für der falschen Scham.
Der Unverschämtheit Zwillingsschwester, die
Teufbander nun beherrschen unsre Zeit.
Denn wer erhebt die Stimme männlich nun
Im frechen Kreise, wenn der Wahrheit kaum
Gehöhnet wird? Erbarmt des Knaben sich
Wohl einer, einer sich der Jungfrau, wenn
Des unbefang'nen Ohres keiner schont?

Dann die verschiedenen Zeiten vergleichend und wiederum die Wahrheit und deren Schönheit preisend:

‚An Vorurtheilen krankte jede Zeit,
Nur unsre lehret, unsre weiset sie!
Sie scheinen heilig ihr; was heilig ist,
Erreget Spott wie ein veraltet Kleid.
Und doch veraltet jeder Wahn bereinst,
Nur nicht das Heilige, die Wahrheit nicht!
Die Wahrheit ist des Geistes Leben, er
Erkrankt vom Wahn und Lügen sind ihm Pest.
Die Wahrheit ist des Himmels erstes Kind,
Nur sie ist schön, in nackten Reizen schön,
Wer sie mit Einfalt sucht, mit Inbrunst liebt,
Den tränket sie, dem öffnet sie den Blick,
Den hebt sie über jedes Leiden, schenkt
Geduld im Leben und im Tode Ruh',
Der Dämm'rung Ruhe vor dem Morgenroth.
Nur Einfalt, keusche Einfalt findet sie,
Einfalt, die in dem reinen Herzen nur
Mit lautrem Oel der Inbrunst Flamme nährt.'

Während er die Laster und Thorheiten geißelte, durfte er mit Recht von sich betheuern, daß nicht Menschenverachtung und Menschenhaß, sondern Menschenliebe sein Handeln bestimmte:

‚Ihr wißt's,
O Freunde, daß die helle Thräne oft
Auf's Blatt mir stürzte, Menschenliebe mir

Die schwanke Geißel und den Bogen gab.
Und traf ich manchmal über's Ziel, verzeiht!
Ich traute dieser Zeiten Nebel nicht,
Dem Schützen ähnlich, der in feuchter Luft
Die Saite schärfer spannt und höher zielt.'

---

‚Soll der Dichter,' fragt er, ‚nicht Satiren machen, weil er was Edleres auch machen kann? Soll man kein Eisen (welches schützt und verwundet) aus der Erde holen, weil man auch Gold suchen kann? Gleich Lichtwer's Schlange, welche sich selbst biß, schadet sich der Satiriker, wenn er selbst nicht rein ist. Indem er die Geißel schwingt, trifft er sich selbst.'

‚Sein Werk muß ihm Selbstprüfung sein, Ansporn zur Läuterung, zur Entsagung; die wahre Freiheit kann er nur durch die Wahrheit erringen, und der erkannten Wahrheit muß er Alles opfern, auch das Liebste auf Erden. Aber dieser Kampf dauert oft lange Jahre.' ‚O, des engen Nadelöhrs, nicht nur für den Reichen, sondern für Jeden, der nicht gern allem Reichthum, jeder Art von Gütern, auch den geistigen, entsagt und in menschlicher Nacktheit zum Kinde wird. Und wie unaussprechlich schwer ist das! Ich fühle das so lebhaft, daß ich mir in gewissen Augenblicken die Kraft und Willensmacht wünschen möchte, alle meine Steckenpferde, auch das bunte Pegasus-hobbyhorse, in die Flammen der Verläugnung zu werfen, aber wie schwach bin ich und wie schwer sind alle solche Opfer! Zu glücklich, wer nicht wie Ananias und Saphira mit der einen Hand opfert und mit der andern das Zurückbehalten verbergen will.'

‚Wie oft sonst in mir,' schrieb er am 7. Mai 1783 seiner Schwägerin Luise, ‚der Ehrgeiz mich kitzelte, so fühle

ich doch itzt weit heftiger den brennenden Durst nach Wahrheit. Freilich auch der kann zu ungeduldig glühen, denn wir Christen wissen genug, um in Erwartung von mehr ruhig sein zu können und zu sollen, und selbst dieser Durst ist nicht immer die beste Empfindung, deren wir fähig sind. Aber da wir jede Schwäche damit bemänteln, daß sie natürlich ist, so ist die Entschuldigung doch nirgends wahrer als hier, da wir on the Isthmus of a middle state, wie Pope sagt, stehen, hinter uns dunkle Nacht ist und vor uns trübe Dämmerung und der Augenblick vielleicht so nahe, da uns die Sonne aufgeht, gewiß nicht fern. Ich weiß wohl, daß dieses Streben nach Wahrheit uns gähren macht, wie Most, aber aus Most wird Wein, und ich fürchte, daß aus dem meisten klaren Wein unseres Wissens nur saurer Essig werden kann. Der Most gähret in sich, wird aber im stillen Keller verwahrt, und der klare Wein für bestimmtes Geld in den Weinhäusern geschenkt, und wie oft er dann geschwefelt ist, das weiß man. Glücklich, wer nur schwindlig und nicht vergiftet wird. Welche Schwärmer wir sind! Und warum? Weil wir fühlen, wie wenig des baaren Wissens ist und wir die Banko-Zettel verschmähen, welche der alte Pförtner Ruprecht nicht realisirt, denn so freundlich er auch sein kann, glaube ich doch, daß er die Stirne runzelt, wenn er das naar for langes unserer Philosophen und Theologen liest.'

---

Am 30. Juli 1783 wurde er zu Tremsbüttel, wo er mit seiner Gemahlin bei Bruder und Schwägerin auf Besuch war, durch die Geburt seines ersten Sohnes erfreut.

‚Victoria,' meldete er seiner Schwester Catharina, die sich auf einer Reise in Italien befand, ‚der Bub' ist da.

Mutter und Kind befinden sich so wohl als möglich. Es ist schade, daß ich nicht katholisch bin, ich würde, wie die große und gute Maria Theresia that, ein Wachskind von der Größe des meinigen nach Loretto schicken und Du solltest es überbringen. Zwar der kleine Pepy war von Gold, aber ich wollte so viel Demuth und Andacht hineinkneten, daß das wächserne unserer lieben Frauen lieb sein sollte und aus Deinen reinen Jungfernhänden lieber wie das goldene. Es ist mir wirklich recht Lorettohaft zu Muthe, und wenn ich in den vorigen Tagen eine Pilgerschaft zu irgend der Kapelle einer Heiligen hätte thun können, so wäre mir im Gehen vielleicht manches Mal das Herz leichter geworden. Nun ich nicht gepilgert und gelübdet und gewachskindert habe, habe ich den Trost, daß ihn Gott desto mehr aus freier Gnade mir und meiner Agnes und uns Allen gegeben hat, und bitte ihn von Herzen, ihn gut und fromm werden zu lassen oder früh zu sich zu nehmen.'

‚Reine Freude beglückt mich.' ‚An meinem Geburtstage durchwandelte ich die blühenden Auen der Vergangenheit im sanften Abendschein der Erinnerung, und wie duftete mir's entgegen! Wie ward mir jedes Blümchen zum Vergißmeinnicht! Ich wankte hin und her zwischen Vorzeit, Gegenwart und Zukunft, denn du weißt, daß auch ich ein Tagwähler bin. Wenn Young sagt, der Mensch habe weislich gehandelt, der Zeit eine metallene Stimme zu geben, welche jede Stunde schallt, so sagt er ein sehr großes Wort. Geburtstage sind feierliche Processionen, wo die verflossenen Jahre mit bunten Fahnen und Reliquien und dem sanften Thau des Weihwassers vor uns vorüber ziehen, indessen der ernste Chor der gottgeweihten Gedanken den Zug beschließt und von Zukunft singt.'

‚Du frägst nach unserer Lectüre. Wir lesen täglich

wenigstens zehn Stunden. Ich höre Dich fragen: wie kann man sich so das Beisammensein abkürzen? Ich meine, auch von der Seite verlieren wir nichts. Mit der Conversation ist's wie mit den Blättern der Sibylle, welche an Werth stiegen, je weniger ihrer waren. Wir sehen uns alle dreimal des Tages und dann bringt Jeder seines Honigs mit sich, welcher auf attischen Blumen gesammelt ward. Um Eure welschen Blüthen sammeln wir uns, so oft sie herüber duften. Ich lese für mich den Morgen noch den Plutarch. Wenn nur Homer und Plutarch übrig wären, so würde mich mein zehnjähriges Studium der griechischen Sprache schon tausendfältig belohnen. Ich lese alle Tage einen Gesang im Dante, und eine leichte Lectüre habe ich immer noch außerdem. Mit Agnes lese ich in diesen Tagen den Thomson aus. Jeden Tag lese ich ihr einen Gesang aus Vossens Odyssee. Die Ilias haben wir gelesen.'

‚Wie ich mich der herrlichen Gemälde freue, die Ihr sahet, bedarf ich Dir wohl nicht zu sagen. Meine Seele liebet die Italiener, daß sie, so edler Ideale voll, Leben und Unsterblichkeit auf Leinwand gießen. O daß ich auch einst da schwelgen könnte! Und dennoch würden die hehren Spuren des Alterthums mich mit noch stärkerem Nectar in Italien tränken. O wer Hannibal nachreisen könnte! O wer in Tusculum mit den Manen des Cicero existirte, seine Schriften dort läse, seinen Genius zum Ausleger schwerer Stellen anrufen könnte! Wer den Plato läse, wo er und Hortensius, Cato und Brutus Nächte beim Schein der Lampe und den Schriften des göttlichen Plato durchwachten! Wer Brutus' Leben im Capitol läse! Aber weder die Zaubereien des Pinsels vom Engel Raphael, noch vom Engel Correggio, der selig wie ein Engel war, als er sagte: anch' io sono pittore! noch die Sirenenstimmen der italienischen Musik,

wo in Wallungen der Harmonie Pergolese's Geist unsichtbar schwebt, weder die Trümmer des Capitols, noch der ewige Dampf des Vesuvs, noch selbst die großen Manen der Helden würden mich so mit Wonne erfüllen, als die sanfteste Ruhe nach dem Genuß, wenn ich in einer kühlen Felsengrotte eines unbekannten Flüßchens mich hinlegte am weichen und warmen Busen der Natur und nur sie empfände, nur sie! wo ich selbst von Manen der Helden mich nicht stören ließe! So unbefangen, so eingelullt, daß ich, am westlichen Gestade liegend, die Sonne über die Gebirge von Epirus aufgehen sähe und im Anblick von Griechenland nur Land, im Aegeischen Meer nur Meer sähe, ganz Kind der Natur, zu sehr Kind, um Heldengröße beim Aufgang der Sonne zu empfinden, um Gefühl der Freiheit am Mutterbusen der Natur zu fühlen. Aber kann man zu solchem Gefühl hier auf Erden genesen? Muß nicht jede reine Naturcomposition für uns mit Menschenwerk versetzt werden? Ich glaube, daß Homer solcher Seligkeit werth war und genossen hat, aber dann dachte er nicht an die Muse. Dann lag er süß betäubt und die großen Bilder bildeten sich in ihm, wie im Meer der Wiederschein, ihm selber unbewußt. Seine göttlichen Lieder, was sind sie, was können Menschenerfindungen sein, als Nachbilder des Wiederscheines? Ach Kätchen, ist das nicht recht der Traum vom Schatten des Rauches? Aber wo Rauch gesehen wird, da ist Flamme, und Freund Hain wird uns einst hinbringen an's wärmende, erhellende Feuer, an welchem in größerer und kleinerer Entfernung sich Alles wärmt, was Leben und Unsterblichkeit hat.'

Am 11. Juni 1784.

‚Wenn ich bedenke, wie sichtbar mich Gott bisher geleitet hat, so schäme ich mich jeder ängstlichen Sorge. Man

klagt, die Vorsehung leite uns mit umwölkter Hand, aber sie wird oft zur sichtbaren Wolkensäule, die uns bei Tage leitet, in jener Nacht wird sie Flamme werden.'

Am 9. Juli 1784.

‚Vieles haben die Jahre und die Welt und die Stadtluft getrübt, und ich fühle mich oft entartet wie ein verpflanzter Baum, aber doch sauge ich mit Wurzeln und Zweigen immer dürstend und immer getränkt an der Mutter Erde und am Thau des blauen Himmels und fühle, welcher Art ich bin, und sehne mich so sehr, wie man nicht vergeblich sich sehnen kann, immer tiefer und tiefer einzusinken in die Arme der Einfalt und der Natur und zum Kinde zu werden in so manchem Sinn! zum Kinde zu werden auch in dem höhern Sinn, welcher die größte Verheißung hat, von Dem, der auch Kind ward, auf daß wir die Kindschaft empfingen.'

1785.

‚Unsere Freuden hienieden sind Träume eines Gefangenen, aber gleich Joseph's Träumen gehen sie über in heilige Zukunft.'

‚Welche Freuden des Lebens liegen im stillen, von den Menschen ungesehenen Wohlthun, persönliche Liebe und Barmherzigkeit gegen die Armen ist jedes Christen heiliges Gebot. O der großen heiligen Armenfreunde in der alten Kirche! Wie rührt mich das Leben des hl. Vincenz von Paul. Wie rührt es meine Agnes, diese Mutter der Armen. Es liegt eine heiligende Kraft in der Betrachtung des Lebens der Heiligen. O mein Gott und Herr! lehre mich nicht allein betrachten, und über Großes, in Deinem Geiste Gewirktes mich freuen, lehre mich selbst Edles wirken in

Deinem Geiste. Wie bedeutsam das Wort des Herrn: den Armen wird das Evangelium gepredigt.'

‚Schon Homer sagte: die Armen kommen von Zeus. Man kann nicht wissen, sagte er auch, ob nicht, wie zuweilen geschieht, ein Gott in der Gestalt des Armen dich besucht. Izt haben wir Armenhäuser. Wir finden uns glücklich, die Elenden nicht vor Augen zu sehen, weil wir weichlich genug, durch ihren Anblick zu leiden, aber nicht edel genug sind, ihnen gern zu helfen. Es ist nicht blos Härte, auch aus Weichlichkeit geschieht es, daß wir den Bettelvogt besolden, um mit der Peitsche den Anblick des Jammers von uns zu entfernen.'

---

Stolberg's ‚Muse war in frischester Thätigkeit'. Wie im Fluge dichtete er seine drei Dramen ‚Timoleon', ‚Theseus' und ‚Der Säugling'; an dem Theseus arbeitete er nicht länger als dreizehn Tage. ‚Ich arbeite,' schrieb er, ‚oder vielmehr es arbeitet in mir und gewinnt Gestalt qualemcunque.' Daß die Feile fehlte, wußte er selbst, aber, sagte er, ‚hat mir Vulcan seine Feile versagt, so läßt er mir doch seine Flamme. Pläne machen ist mir so unmöglich, als ein Buch über die Freiheit des Willens schreiben. Ich meinte aber, eine solche Handlung wie Timoleon's, mit dem Feuer, das ich habe, dargestellt, müßte sich durchschlagen, wie ein alter Ritter sich durch geschildete Schaaren schlug. Auch war mir Timoleon's Charakter nicht das Hauptinteresse, so unendlich ich ihn auch ehre, sondern die Freiheit von Corinth.' Von dem ‚Säugling', einem allegorischen Mythus über die Kindheit Homer's, sagt er: ‚Ich habe Nichts mit mehr Feuer, Nichts tiefer aus dem Innersten meines Herzens geschöpft, nie so con amore gedichtet.'

Neuere Literarhistoriker halten das Stück für Stolberg's schönste und vollendetste Dichtung. Gemeinsam mit seinem Bruder gab er im Jahre 1785 ‚Schauspiele mit Chören' heraus. Sie enthielten von ihm außer dem ‚Timoleon', ‚Theseus' und dem ‚Säugling' noch ‚Apollon's Hain' und ‚Servius Tullius', von Christian den ‚Otanes' und ‚Belsazar'. ‚Wer die Stolbergischen verschwisterten Musen kennt,' schrieb darüber Reinhold im ‚Teutschen Mercur', ‚der erwartet an diesen neuesten Proben ihrer Fruchtbarkeit, was wir an denselben wirklich gefunden haben — ächten, angeborenen, an der Quelle der Natur und der griechischen Kunst genährten Dichtergenius; Reichthum an neuen, durch Gegenstand, Zeichnung und Colorit gleich anziehenden Gemälden; an feinen, kühnen und erhabenen Gedanken; an großen und herzerhebenden Gesinnungen und endlich eine originelle und beiden Dichtern, bei aller ihrer übrigen Verschiedenheit, gemeinschaftliche Diction, voll Energie und Schönheit.' Die Schauspiele machten den ersten glücklichen Versuch, ‚die griechische Tragödie für die deutsche Bühne brauchbar zu machen, und besonders den Chor der Griechen auf ihr wieder einzuführen'. ‚Der Gedanke,' sagte Stolberg in einem Briefe an den Bruder über die gemeinsame Arbeit, ‚daß wir Beide zusammen für Tugend und Freiheit dichten, und soviel wir können dazu beitragen, die Herzen der Menschen zu erheben und die Ketten des Vorurtheils mit frommen Händen zu brechen oder am Strahl der Wahrheit und Poesie zu schmelzen, ist mir gegenwärtig mehr als jemals süß.'

---

Stolberg's Hoffnung, ‚im stillen Neuenburg nun bald das Tagewerk des Amtes zu beginnen und jede freie Stunde

für religiöse und philosophische Studien, für die Beschäftigung mit den Alten und für die eigene Muse zu erübrigen', ward durch den am 6. Juli 1785 plötzlich erfolgten Tod seines ‚lieben, gütigen Herrn', des Herzogs Friedrich August von Oldenburg, vereitelt. Er erhielt nämlich den Ruf, als Gesandter nach Petersburg zu gehen, um dem russischen Hof die officielle Nachricht von dem Ableben des Herzogs und dem Regierungsantritt des neuen Fürsten, Peter Friedrich Ludwig, zu überbringen.

‚Wiewohl ich,' schrieb er an Christian am 24. September 1785, ‚keine gute Seite dieser Reise entdecken kann, bin ich doch versichert, daß sie zu etwas gut sein wird, weil Gott mich diesen Weg führt. Es sei fern von mir, kleinmüthig zu murren. Gott führt mich. Jeder andere Trost ist commérage. Ich habe nicht die geringste Neugierde, Petersburg zu sehen. Das wenige Interessante, was ich etwa sehen werde, ist nicht der Reise, geschweige der Entbehrungen werth, welche diese Reise nothwendig macht. Alles, was ich sehen werde, ist wahrlich keine Thräne von Agnes werth. Wenn mir etwas Trauriges widerfährt, und ich mich mit Muth rüste, fange ich immer damit an, jeden falschen Trost, jeden commérage, er meine es noch so gut, von mir zu verbannen. Der wahre Trost duldet solche Gesellschaft nicht.'

Vor der Abreise schrieb er seiner Gemahlin in's Gedenkbuch: ‚Die väterliche Hand unseres Gottes ist mehrentheils umwölkt, aber dem einfältigen Auge der Ihm ergebenen Seele zeigt sie sich in ihren Führungen. Sieht sie nicht wie der junge Tobias den Engel, der auch ihr zum Begleiter gegeben ward, so weiß sie doch, daß Gott seinen Engeln Befehl gegeben hat, daß solche sie begleiten auf allen ihren Wegen, und auf Händen sie tragen, daß sie ihren Fuß nicht an einen Stein stoße.'

Auf der Reise lernte er in Königsberg den ‚Magus des Nordens', Johann Georg Hamann, kennen, ‚einen', sagt er, ‚im Umgange erfrischenden und stärkenden, von religiösen Ideen durchglühten Mann'. Besonders lieb wurde ihm Hamann's Ausspruch: ‚Unser Geist ist nur alsdann wachend anzusehen, wenn er sich Gottes bewußt, ihn denkt und empfindet, und die Allgegenwart Gottes in und um sich erkennt, wie die Seele eines Wachenden ihre Herrschaft über den Leib, und der Leib die Eindrücke eines geistigen Willens ausdrückt. Ein Mensch, der in Gott lebt, wird sich daher zu einem natürlichen Menschen verhalten, wie ein Wachender zu einem Schnarchenden in tiefem Schlaf, zu einem Träumenden, zu einem Mondsüchtigen.'

In Petersburg erwarb sich Stolberg, wie von Ungern-Sternberg an von Halem meldete, ‚den Beifall der höchsten Herrschaften in einem ganz vorzüglichen Grade', aber es war ‚ihm nicht wohl inmitten des übertünchten Hofwesens, und er floh die Gesellschaft der Höflinge und ihrer Damen wie die Pest'. ‚Mein Gott,' schrieb er, ‚wie haben die Menschen sich vom Wege der Freude verloren. Das ist und bleibt mir immer unbegreiflich, daß das Leben der Weltlinge für ein Leben der Freude gehalten wird.' ‚Es ist eine verteufelte, verwickelte, en dépit de la nature verkünstelte Existenz, in welcher die Menschen hier existiren. Sie haben viel Verstand, keine Kenntnisse, kein Gefühl, keine Moralität. „Große Exempel" haben gewiß viel dazu beigetragen, um auch das letzte Zucken der Empfindung und die letzte Idee von Moralität zu ersticken.' ‚Ich höre von Höchstehenden Dinge reden, die mich erschrecken machen.' ‚Was ist doch eine Welt ohne den lebendigen Gott, ohne Dank gegen Gott?' ‚Es ist doch so selig, Gott danken zu können. Wenn Gott uns alle Freuden dieses Lebens und

Wonne des ewigen auf einmal hingäbe, wie der Vater sein Erbtheil dem verlorenen Sohne hingab, und wir nun seiner nicht mehr bedürften, er uns verließe, wie der alte Adler seine Jungen, wenn sie fliegen können, verläßt — ach so würde unserer Freude die Freude, unserer Wonne die Wonne fehlen!

Gott, vollende Dein Thun in Deinen Erschaff'nen! erfülle
Ihr nie ganz empfundenes, immer neues Verlangen
Nach Glückseligkeit! Du, nur Du, Unendlicher! Du bist
Uns Glückseligkeit! Dir sich nahen, ist ewige Wonne!

Diese himmlischen Verse sind mir einige der liebsten der ganzen Messiade.'

---

Im April 1786 trat Stolberg das Amt eines Landdrosten in Neuenburg an und freute sich seiner Berufsthätigkeit, seines ungetrübten Familienglückes und seiner Studien. ‚Da ich so viele Jahre,' schrieb er dem Bruder, ‚in gesellschaftlichem Zwang habe leben müssen, welcher drückender als alles Andere ist, so scheint mir die Geschäftslast auch desto leichter. Die unnützen Menschengesichter in Kopenhagen und Petersburg haben mir das Gerichtsjoch geglättet. Lieber drei Stunden Acten lesen, als in einem langweiligen cercle sitzen. Ich habe auch schon mehrere Male Gelegenheit gehabt, gegen die Advocaten zu wettern, sie anzuwettern im Gericht, in Gegenwart der Partheien, und Du weißt, wie das das Herz lüftet! Zwei sind so in Furcht von mir gejagt, daß sie heute vor Gericht den Partheien den Vergleich anriethen.' ‚Tröstend, oft mehr als tröstend ist so manche Gelegenheit, Recht und Friede herzustellen. Abscheulich und häufig sind die Verbrechen gegen das vierte Gebot. Es wird auch daher immer in

die Oldenburgischen Zeitungen zur Warnung gesetzt, so oft Jemand, der sich gegen seine Eltern versündigt hat, in's Zuchthaus kommt. Der harte Diensteifer der Beamten im Lande und der Gläubiger, besonders wenn es Kaufleute sind, ist auch eine Quelle manchen Aergers und das um desto mehr, weil ich dagegen selten etwas vermag. Langeweile gibt mir das Gericht nicht, auch ist es eine wahre Ruhe für den Kopf, sich mit abwechselnden sinnlichen Gegenständen zu beschäftigen.'

Am 11. April 1786.

‚Ich habe den göttlichen Plato angefangen und die Apologie des Sokrates geendigt. Ich will den ganzen Plato in der Ordnung lesen. Es sind wenig Freuden in der Welt so groß, als die, welche die Schriften eines solchen Weisen uns geben. Und in gewisser Absicht können wir ihn besser lesen, als die Griechen. Mit edlem Schweiß im Angesicht und mit glühender Seele suchten Sokrates und er die Wahrheit, fanden sie oft und wurden doch ihrer Freuden nicht mit voller Gewißheit froh. Wir aber sehen bei einem hellen Lichte, läutern in himmlischem Feuer das Gold der Wahrheit von den Schlacken des Irrthums und verwahren unser Eigenthum.'

Am 13. Juni 1786.

‚Im Plato lese ich nun den Protagoras und habe herrliche Sachen. O des erhabenen und süßen Zauberers! Wenn ich in andern Büchern auch überschlüge, so wäre es im Plato doch unmöglich. Auch wenn er mich durch Labyrinthe führt. So wie Homer sagt, daß man die Bettler ehren müsse, weil sie vielleicht einen Gott verhüllen, so denke ich bei jeder Zeile, ehe ich sie lese, daß sie vielleicht einen göttlichen Gedanken enthält.'

Am 23. Juni 1786.

Der erste Theil von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit ‚interessirte mich sehr, aber es ist mir so wenig davon geblieben. Es waren Düfte, die mir lieblich durch den Kopf wehten, aber auch nicht ein einziges leichtbeflügeltes Samenstäubchen hat eine meiner Ideen befruchtet. Ich halte es mit unserm Plato, der wie ein Garten Gottes duftet, wie unsere Felder nach dem Regen, und so schönen Samen in die Seele streut. Das thut Homer auch und Klopstock, Ossian, Shakespeare und Milton. Und, jeder in seinem Maße, das thut jeder, der vom Geiste Gottes getrieben, eines schönen Inhalts voll ist. Dazu gehört Entäußerung seiner selbst, die das Weib ist, ohne welches der Genius nicht zeugen kann. Alles Andere sind Windeier, oft schöne ausgeblasene, gemalte, mit Devisen geschmückte Ostereier. Das Fasten der Propheten war eine feine äußerliche Zucht nicht allein, es war unter Anderm auch nöthige Enthaltung des Sinnlichen und dabei ein Symbol aller Enthaltung und Entäußerung, um dem Geiste Gottes ein freies, leeres Kämmerlein einzuräumen.'

Am 11. September 1787.

‚Ich labe mich in diesen Tagen vor dem Frühstück an dem Symposion des Plato. Livius interessirt mich unendlich. Bei dem großen Interesse des Inhalts und seiner eigenthümlichen Schönheit, immer mit der Schreibart die Farbe des Inhalts anzunehmen, hat er auch die große Tugend, daß man ihn viel geläufiger als die meisten römischen Prosaisten lesen kann, selbst geläufiger als Cicero. Ohne den Kopf anzugreifen, nähret er den Geist mit dem lautern Honig der alten Zeit.'

Am 18. Sept. 1787.

‚Nicht satt, aber nectartrunken bin ich nun vom Gastmahl des Plato aufgestanden. Wie mich die platonische Morgenstunde oft im Gerichte stärkt, kann ich Dir nicht sagen. Morgen früh beginne ich den Phädros. Den Kritikern mißfällt der Dithyrambenhauch dieses herrlichen Dialogs. Sie entschuldigen es mit der Jugend Plato's, es sei sein erstes Stück gewesen. Als wenn nicht solchen Männern, wie Plato war, die Hebe mehr des Nectars aus ihrem Becher reichte, als oft selbst sie in reiferem Alter aus entlehnten Quellen schöpfen. Ewige Jugend, wie sie Homer und Klopstock ward, wird hienieden Wenigen zu Theil.'

Am 9. Oct. 1787.

In der gewöhnlichen Unterhaltung ‚verdrießt mich oft der falschen Worte und Mienen Münze, mit welcher man in dieser Welt Handel treiben muß. Auch die wahrsten Menschen müssen theils leichte, theils falsche Münze ausprägen. Scherfweise geben wir sie uns und würden erschrecken, am Ende des Jahres, die Summe berechnet zu finden. Auch diesen Vortheil hat das Landleben, daß man soviel weniger auch hierin sündigt. Hat nicht fast jede gesellschaftliche Unterredung ihre Wechselbank, wo Einer den Andern beschuppt, oder soll ich sagen ihren Spieltisch, wo Freundschaft und Treue ausgespielt wird mit verborgenen Karten und der Teufel das Kartengeld zieht? Wir wissen sehr wenig von jenem Leben, aber welche schöne Idee ist nicht die schon, daß die herzlichste Liebe mit der nackten Wahrheit wandeln wird Hand in Hand. Wohl uns, daß wir schon hienieden so viele Freunde haben, mit denen wir izt schon wahr umgehen können.'

Am 23. Nov. 1787.

‚Jeder Besuch, welcher mich aus der stillen Fassung bringt, in welcher truditur dies die, ohne Ersatz dafür zu bringen, ist mir unangenehm. Ich fürchte die Langeweile, ich fürchte die Zerstreuung und suche mich immer mehr zu concentriren, nicht auszubreiten. In diesem Raupenleben können wir nicht von Blume zu Blume fliegen; wichtiger und meiner Denkungsart gemäßer ist es, mich in ächter weicher Seide einzuspinnen, bis der unsterbliche Schmetterling seine Flügel entfaltet. Je älter ich werde und je frivoler, erkältender, mir heterogener der Geist der Zeit wird, desto mehr ziehe ich mich ein und befinde mich wohl dabei.‘

Am 4. Dec. 1787.

‚Wir lesen nun in unserer Morgenordnung den Hiob. Welch' ein göttliches Buch! Wie tiefe Philosophie und die erhabenste feurigste Poesie da aus dem Quell der noch reinen, nicht mißbildeten Menschheit geschöpft wird! Ach, was haben die Menschen mit ihren hydraulischen Künsten seit den Jahrtausenden erpreßt!‘

Am 4. Jan. 1788.

‚Ich habe Manches von Weishaupt in der Allgemeinen Literatur-Zeitung gelesen. Am meisten mißfällt mir, daß er seine Moral auf metaphysische Spitzfindigkeiten gründet. Solche tritt der Denker zu Boden und das Volk begreift sie nicht. Ueberhaupt kann ich nichts Moralisches lesen, weil das Evangelium in einigen Kapiteln diese interessanteste aller Materien erschöpft.‘

1788.

‚Ach, die Stelzen der Moral, was helfen sie, wenn Wasser der Trübsal oder der Leidenschaft oder des Todes

heranbrausen! Stelzen, um durch den Ocean zu waten! Sei du nie fern, wenn ich rufe, hochheilige Hand, die den sinkenden Petrus auf der Woge hielt!'

Neuenburg, 8. Febr. 1788.

‚Daß jede Eigenschaft Gottes Nothwendigkeit, seine Liebe Geist der höchsten, unwandelbaren Ordnung sei, haben alle christlichen Lehrer aller Zeiten gelehrt. Ich komme immer mehr dahin, zu sehen, daß fast alles als neu Angekündigte nicht neue Sache, nicht einmal neue Vorstellung, sondern nur neue Vorstellungsart sei. Nie war die Philosophie anmaßender, nie vielleicht ärmer als izt. Wenn ein gepriesener Mendelssohn sich vermißt, zu sagen, daß er aus der Vernunft die Unsterblichkeit der Seele wie irgend einen Satz aus der Größenlehre erweisen wolle — welche Don-Quixotiade!'

Am 28. Febr. 1788.

‚Ich weiß, daß Liebe der Geist der Religion sei, aber es gibt Gelegenheiten, wo man mit Boileau sagen muß: J'appelle un chat un chat, et Rollet un fripon! Die berühmte schöne Stelle von der Liebe hat eben der Apostel, der über gewisse Leute das Anathema ausspricht; und der Jünger der Liebe sagt, wir sollen gewisse Leute auch nicht grüßen. Gegen Leute, wie die Berliner, die den Glauben an Jesum Christum durch Schleicherei anfeinden, kann, darf, soll ein Christ, der mit Feuer und Geist gesalbt ist, sprechen. O daß mir das heilige Flämmchen auf der Zunge säße, an Zunge sollte es mir nicht fehlen!'

Am 28. April 1788.

‚In einem gewissen sublimen Sinne kann man sagen, daß die Wahrheit der Vertheidigung nicht bedürfe; aber ihre objective Unumstößlichkeit ist ein trauriger Trost für den

Freund der Menschen, für einen Vater, welcher Zeiten fürchtet, in welchen seine Kinder unter getauften Heiden, vielleicht unter ungetauften Heiden leben werden. Das neue Halbchristenthum, welches den Sohn Gottes nur zum größten und besten Gesandten Gottes macht, kann nicht bestehen, da ihm die Bibel auf allen Seiten widerspricht. Der Naturalismus, dessen Unsystem auf Wolken, welche jeder Wind verweht, jeder Strahl schmelzt, schwebend getragen wird, kann auch nicht bestehen. Aber decidirter Pyrrhonismus und praktischer Atheismus auf der einen, stockblinder Aberglaube auf der andern Seite, können so dicht bei einander wohnen, daß der Religion kein Plätzchen übrig bleibt, und sie von neuem in Wüsten gejagt wird. Aber es ist noch eine Hoffnung, daß die wahren Christen sich an einander genauer anschließen werden, daß die unseligen Folgen des Unglaubens einleuchten werden, daß von Irre zu Irre, von Zweifeln zur Verzweiflung gejagt, die Menschen zur einfältigen göttlichen Weisheit der Bibel zurückkehren werden. Die Mitglieder unserer Kirche hätten sich nie so verirrt, wenn die meisten Hirten der Heerde nicht so unwürdig wären. Es ist natürlich, daß ihre Stimme je länger je mehr den Credit verliere. Wen wahrer Geist, wen Eifer und Liebe salben, der rede.'

In derselben Zeit, als Stolberg diese Worte an Friedrich Heinrich Jacobi schrieb, griff er selbst zur Feder, um ‚für die Würde der christlichen Weltanschauung und zugleich der wahren Poesie' einzutreten gegen die Verherrlichung des Heidenthums, welcher sich Schiller in seinem, zuerst im Märzheft des ‚Deutschen Merkur' von 1788 erschienenen Gedicht: ‚Die Götter Griechenlands' schuldig gemacht hatte. ‚Blühende Fictionen,' sagte Stolberg in einer Kritik dieses

Gedichtes in demselben Deutschen Merkur, ‚sind süße Morgenträume der Seele, aber die Wahrheit ist ihr wahres Leben. Poesie, welche nicht der Wahrheit gewidmet ist, schimmert, ohne zu wärmen. Bethörte laufen dem hüpfenden Irrwische nach; er erlischt und läßt sie im Sumpfe.' ‚Poesie, welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunst bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poesie gedacht, um sie für Tausendkünstelei zu halten, um zu glauben, daß sie nach einer Bewunderung streben könne, zu welcher sich Verachtung und Abscheu gesellen. Die Künste sind mit Jahrhunderten gestiegen; der erste Aufflug der noch jungen Poesie erhob sich so hoch, als auf ihren Flügeln der Mensch sich erheben kann. In Psalmen und Hymnen erhob sich der Geist zu seinem Urheber. Dichter waren der Gegenstand der bewundernden Ehrfurcht, ehe man sich einfallen ließ, daß sie etwas anderes als die Gottheit besingen könnten. Höher kann uns kein Gedanke erheben, als zu ihr. Nichts kann uns mit reinerer Liebe erfüllen, als sie; und als man fand, daß sie nicht der einzige Gegenstand der Poesie wäre, blieb man darin Einer Meinung, daß sie ihr würdigster, erhabenster, eigentlichster Gegenstand wäre.' ‚Der Vertheidiger von den Göttern Griechenlands müßte die Menschen dieser Nation sehr wenig gekannt haben, wenn er Folgendes im Ernste glaubte:

Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band.

‚Vermessener noch als andere Klage ist diese, welche den Untergang der Vielgötterei beklagt:

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens winterlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.

‚Man wird vielleicht sagen, daß ein Spiel der Phantasie nicht so strenge geprüft werden dürfe. Aber Spiele der Phantasie ohne den belebenden Geist einer ernsten Empfindung sind eines Dichters, wie Schiller ist, nicht würdig. Auch ist dieser Geist nur zu sichtbar. Ein Geist aber, welcher gegen Gott lästert, ist kein guter Geist.' ‚Ich sehe wohl das poetische Verdienst dieses Gedichtes ein, aber der wahren Poesie letzter Zweck ist nicht sie selbst.'

‚Wenn ich auch Schiller's Rundgesang auf die Freude nie gelesen hätte, so würde ich doch gewiß sein, daß ein Mann von seiner glühenden Empfindung Momente müsse gehabt haben, sel'ge Momente, in welchen seine Seele dahinschmolz bei der Empfindung des Allgegenwärtigen, Alliebenden. Die Vorstellungen, welche unsere Religion uns von dem Gott macht, der sich Vater nennt; der seine Liebe zu uns mit der Liebe einer Mutter vergleicht und mehr als Mutterliebe verheißt; von dem Sohne Gottes, welcher unser Bruder wird, sichtbar und brüderlich unter Menschen wandelt; das Wesen der Gottheit, welche sich schon einem Volke seit einigen tausend Jahren offenbart hatte, noch viel mehr enthüllet; für die Menschen lebt und für die Menschen stirbt; uns eine Sittenlehre schenkt, gegen welche alle Sittenlehren nichts sind; die Lehre der Unsterblichkeit an's Licht bringt; sie durch seine Auferstehung, welche uns den Zweck seines Lebens und Todes entsiegelt, bestätigt — diese Vorstellungen, sag' ich, welche alle die innigsten und erhabensten Beziehungen auf unsere Vervollkommnung und auf unsere Glückseligkeit haben, müßten ihm, auch wenn er das Unglück hätte, nicht daran zu glauben, doch wohl edler und wohlthätiger scheinen, als die Spiele der griechischen Phantasie, deren Götterlehre die

gröbste Abgötterei mit dem traurigsten Aberglauben verband.'[1]

---

‚Du willst viel von unserer Existenz wissen,' schrieb Stolberg am 7. October 1788 an seine Schwester Catharina, ‚ach, fassen nicht einige Seiten die ganze Geschichte der glücklichen kleinen, dreizehnhundert Jahre lang auf den Felsen blühenden Republik St. Marino?' ‚Ernste Arbeit und heitere Freude ist unser Leben; alles hier athmet Friede und Liebe.'

Aber plötzlich wurde dieses Glück und selige Stillleben durch den Tod zerstört. Nach einem kurzen, anscheinend unbedeutenden Unwohlsein starb Stolberg's Gemahlin am 15. November.

‚O wenn ich an Deiner Brust weinen könnte,' schrieb am folgenden Tage Friedrich Leopold an Christian, ‚wie Jonathan an David's Halse, an Deiner Brust, den auch die Selige mit der zärtlichsten Schwesterliebe liebte! Großer Gott, vor weniger als 24 Stunden ahnte ich nichts! Betet für mich, daß ich mich von ganzer Seele ergebe.'

‚Ich lieg' auf meinem Angesicht
Und fleh' und weine: laß Dein Licht
Mir leuchten! Vater, laß mich Dein
Im Leben und im Tode sein!'

---

[1] Schiller und Goethe vergalten ihm die Vertheidigung des alleinigen Gottes gegen die heidnische Vielgötterei in den Xenien:

‚Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse: dafür gehst du in's Himmelreich ein.'

Und:

‚Christlicher Herkules, du erstickteſt so gerne die Riesen,
Aber die heidnische Brut steht Herkuliscus! noch fest.'

‚O welche Kraft ist für den, den Jammer erdrücken würde, in Gottes Wort! Die Sprüche: Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! und: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! und: Also hat Gott die Welt geliebt ꝛc., erquickten mich schon heute. Ein ununterbrochener Umgang mit der Himmelnahen und Himmelvollen, himmelnah, ohne es zu wissen, hat mich Blicke auf den Weg zum Himmel, den sie wandelte, thun lassen. Denn sie war so von Herzen fromm in Liebe, Demuth, Einfalt! Meine Agnes! Ewig meine Agnes! Es waren der Seelenschönheiten so viele an ihr, die nur ich kannte, ich Unwürdiger, so von dem Engel geliebt zu werden, wiewohl ich mit ganzer Seele an ihr hing.‘ ‚Wie oft sagte mir die Selige, daß ich mich Gott ganz ergeben sollte, wenn sie mich verließe, mich ihrer Seligkeit freuen sollte. Laß' uns den Alliebenden mit Thränen preisen für ihre schwere Krankheit dieses Frühlings, welche sie so viel reifer machte. Mich mache dann Trübsal reifer, der Name des Herrn sei gelobt! Das kann ich heute, das konnte ich in der ersten halben Stunde mit voller Empfindung sagen. Welche unverdiente Gnade war nicht das! O welche Kraft ist in der Religion!‘

Trauer und Trost spricht sich in Stolberg's Oden: ‚Bitte‘ und ‚Warnung‘ aus.

‚Liebt' ich sie mehr als Dich? Ich liebte mehr sie,
Darum nahmst Du sie mir! Den Wonnebecher
Trank ich, dankte, lobte den Geber; liebte,
Zärtlichste, mehr Dich!‘ — — —

Und:

„Liebst du mich mehr als ihn?“ — so fragte warnend,
Als sie lebte, die Holde! denn sie liebte
Mehr als mich, Alliebender, Dich! der Weiber
Zärtlichste, mehr Dich! — — —

Nach dem Tode seiner Frau, die ihm vier Kinder hinterließ, war für Stolberg ‚keines Bleibens mehr in dem verödeten Neuenburg'. Mit seinen beiden ältesten Kindern brachte er den Winter bei Christian und Luise in Tremsbüttel zu und lebte auch einige Zeit in Altona bei seinem Freunde, dem Grafen Friedrich von Reventlow und dessen Gemahlin Julie, geborenen Gräfin von Schimmelmann. Im Frühjahr 1789 nahm er die Stelle eines königlich dänischen Gesandten am preußischen Hofe an und siedelte um Ostern nach Berlin über, wohin ihm bald, unter dem Schutze seiner Schwester Catharina, die Kinder folgten. Sein Neffe Graf Christian Günther von Bernstorff wurde zu seinem Legationssecretär ernannt. ‚Weder Leichtsinn noch Verzweiflung,' schrieb er, ‚aber tiefes Gefühl, daß ich nach dem Tode meiner Agnes in Neuenburg weder nützlich sein, noch auch den geringen Grad von äußerer Ruhe, dessen ich noch fähig bin, behalten könnte, führte mich auf eine neue Bahn. Der stille Bach meines Lebens, auf welchem ich überselig im kleinen Nachen umherfuhr, ist versiegt, und mir bleibt nur das große Meer übrig, auf das ich mich, nicht aus Wahl der Neigung, aus Wahl der Nothwendigkeit wage.'

‚Die große französische Staatsumwälzung nahm längere Zeit' sein ‚ganzes Interesse in Anspruch'. Wie sein Freund Klopstock begrüßte er sie Anfangs als ‚eine Morgenröthe der Freiheit', fand aber bald, daß sie Nichts als ‚die ärgste Despotie unter der Maske von Freiheitsphrasen' sei. Hatte er noch im October 1789 geglaubt: ‚Was ich als Knabe unter dem Drucke allgemeinen Widerspruches fühlte, was ich in meinem ersten Gedichte: „Die Freiheit" mit lallender Poesie zu päanen mich unterwand, das wird nun Volkseinsicht' — so schrieb er schon am 12. December desselben

Jahres an Voß: ‚Mit Frankreich geht es schlecht. Ich sehe nichts als kleine Leidenschaften und kleine Menschen dort.‘ ‚Sind die Menschen,‘ fragte er am 5. Januar 1790, ‚moralisch gut genug izt, um frei sein zu können? Montesquieu's Satz, daß Freiheit auf Tugend gegründet sein müsse, wird durch die ganze Geschichte bestätigt. Auch heidnische Religion sicherte bürgerliche Tugenden, aber die unausbleibliche Gefährtin der Irreligion wird immer die Anarchie sein. Und das Phantom, welches man natürliche Religion nennt, kann für den Denker immer nur Zweifel sein, für den Haufen aber gar nichts. „Wo der Herr nicht das Haus baut, arbeiten umsonst die daran bauen; wo der Herr nicht die Stadt behütet, wachet der Wächter umsonst.“ Ich sehe aber nicht, daß dieser Hüter entre pour quelque chose dans la politique du siècle, und dann ist sie doch frivol, auch wofern sie Freiheit zum Zweck hat. Ich glaube, daß man mit Furcht und Zittern dem Umsturz aller Verfassungen entgegensehen müsse, sobald man der großen Stütze nicht gewiß ist. Eine korinthische Säulenordnung auf fliegendem Sand oder freie Verfassung auf Leichtsinn und Irreligion gründen, scheint mir gleichviel.‘ ‚Ich war,‘ bekannte er am 20. Januar 1791 seinem Freund G. A. von Halem, ‚für Frankreichs Revolution so enthusiasmirt, als man es sein kann. Aber ich gestehe, daß ich weder zufrieden mit der Nationalversammlung bin, welche gesetzgebende und ausübende Macht zugleich behauptet — also Despot ist — noch auch dem Nationalgeiste Frankreichs viel zutrauen kann. Es sind doch immer die Franzosen, die sie waren. Paris, diese allgemeine Masse der Frivolitäten und Mutter der Unsittlichkeit, konnte wohl der Brennpunkt der Nationalunruhen werden, aber der Sitz heiliger Freiheit, sollte sie das sein können? Und sind nicht Mirabeau und Maury, Erz-

schalke, an der Spitze der Nation? Ich sehe den großen Strom heranrauschen, welcher alle Despotieen stürzen wird. Segen und Fluch wird er mit sich bringen. Denn welche Völker der Freiheit nicht fähig sind — und nur durch hohe Sittlichkeit werden Völker ihrer fähig — die fallen aus der Knechtschaft in die Anarchie. Ich ehre, ich liebe, Sie wissen wie sehr, die Freiheit! Aber eben deßwegen glaube ich, daß sie sich auf Tugend gründen müsse. Und diesen Grund hat Frankreich nicht gelegt, Frankreich, welches ganz Europa mit dem Gifte seiner Immoralität und Irreligion getränkt hat.'

‚So tief,' schrieb er später, ‚sind die Franzosen, die schon nicht hoch standen, gesunken, daß Alles, was sie thun, das Gepräge des verworfensten Pöbels hat. Nicht ein Hauch von Energie, lauter Pöbelwuth beseelet das Ganze, wofern man diese Verwirrung aller Einrichtungen, Begriffe und Gesinnungen noch ein Ganzes nennen kann. Ich wende manchesmal den Blick auf den kleinen schweigenden Theil der französischen Nation, welcher selbst durch die Gräuel um sich her sich veredeln muß, auf die wenigen Weisen und Guten, und erquicke mich durch den Gedanken an sie. Aber wie schrecklich ist gleichwohl ihre Situation, besonders wenn sie an ihre Kinder denken! Ueberhaupt sehe ich mit Grauen in die nahe Zukunft! Es wird eine große Energie des Willens erfordert werden, um nicht allein sich nicht hinreißen zu lassen, um zu widerstreben dem verwüstenden Strom! Sage man immerhin, daß Alles zuletzt sich zum Guten wenden müsse! Sage man immerhin der armen Wittwe, daß der Gluthstrom des Aetna, welcher ihren Weinberg verheerte, in den großen Plan gehörte! Ich zittere, wenn ich an meine Kinder denke, wiewohl mir auch oft das Herz von der süßen Hoffnung schwillt, daß sie zu

den Wenigen gehören werden, welche stehend erhalten werden, wenn Tausend zu ihrer Linken fallen und Zehntausend zu ihrer Rechten. Thorheiten und Frevel sind nichts Neues in der Welt, aber die Thorheiten und die Frevel eines Volkes, welches das Christenthum von sich stößt, müssen natürlich ärger sein, als die Thorheiten und Frevel der Heiden. Die Resultate müssen immer dieselben sein, wenn Völker auf gewisse Art handeln. Bei einzelnen Menschen finden Ausnahmen und besondere Wirkungen verborgener Ursachen statt. Bei Völkern nicht. Und es läßt sich, meine ich, mit fast absoluter Gewißheit vorhersagen, daß den Gräueln der Anarchie die Gräuel der Tyrannei folgen werden, einer Tyrannei, von welcher die neuere Geschichte keine Beispiele gab, weil doch immer, selbst da, wo Menschen sie verunstalteten, die Religion mit mildem Hauch des Himmels einwirkte. In der That kann ein böses Volk des Tyrannen nicht entbehren. Mißtrauen und Gewalt müssen die Stütze des Thrones werden, wo keine Stütze mehr als diese Platz finden kann.'

‚Es scheint mir sehr interessant und besonders zu unserer Zeit, zu bemerken, wie die weisesten der alten Gesetzgeber ihre Gesetze auf die Religion gründeten. Und welche Schwierigkeit hatten sie zu überwinden, da der Geist der heidnischen, besonders der griechischen Religion, die durch der Götter Beispiel jedes Laster empfahl, ihnen so zuwider war! Was sollen wir von neuern Gesetzgebern denken, welche, zwiespältig in andern Stücken, sich nur dann in eine Meinung zu vereinigen scheinen, wenn sie Maßregel auf Maßregel häufen, um die wahre heilige Religion Jesu Christi in den Gemüthern ihres Volkes zu vertilgen?'

Während ihn in Berlin, nach seinem Ausdruck, ‚die Gosse der großen Welt von leerem Taumel zu taumelvoller Leere fortriß und über alle Maßen ermattete,‘ führte ihm die Vorsehung eine neue Lebensgefährtin zu, eine reichbegabte, edle Frau, die seiner würdig war und seinen Kindern eine zweite Mutter wurde: die Gräfin Sophie von Redern (geb. am 4. November 1765). Sie war die Tochter des am 1. Juli 1789 verstorbenen Oberhofmarschalls Grafen Sigmund von Redern, des Besitzers der freien Standesherrschaft Königsbrück in Sachsen. Nach dem Tode ihrer Mutter, geb. Gräfin Maria Johanna de Horguelin, die sie bereits am 1. Januar 1788 verloren, war sie zu ihrer Schwester, der Gemahlin des sardinischen Gesandten Grafen Fontana, gezogen und hatte sich der Erziehung der Töchter mit selbstlosem Eifer angenommen. Am 15. Februar 1790 fand die Trauung statt.

Im folgenden Jahre kehrte Stolberg in den Dienst des Herzogs von Oldenburg zurück und übernahm die Stelle eines Regierungspräsidenten in Eutin, unter der Bedingung eines vorherigen anderthalbjährigen Urlaubs zu einer Reise nach Italien.

## IV. Reiſe nach Italien.

Im Juni 1791 trat Stolberg ſeine Reiſe an, begleitet von ſeiner Gemahlin, ſeinem älteſten Söhnchen Ernſt und deſſen Erzieher G. H. Nicolovius, einem ‚feingebildeten Jünger Hamann's', einem ‚treuen, liebevollen Menſchen', den er in Berlin in ſeine Nähe gezogen hatte. ‚Stolberg,' ſchrieb Nicolovius, ‚iſt der Zweite, den ich je kennen gelernt habe, in dem ein höheres Leben wirkt, als alle Philoſophie zu geben vermag. Auf der Stirn trägt dieſer göttliche Mann jene apokalyptiſche Anrede: ich weiß, daß du die Böſen nicht tragen kannſt.' ‚Er iſt ein Mann nach dem Herzen Gottes, voll edlen Feuers im Innern, Liebe und Rath dem Guten, Donner und Geißel dem Schalk.'

‚Die erſten beſeligenden Tage' verlebten die Reiſenden in Münſter im Umgange mit der Fürſtin Amalia von Gallitzin, Franz von Fürſtenberg und Bernhard Overberg. Der Aufenthalt legte den erſten Grund zu dem ſpätern engen Freundſchaftsbündniß mit dieſem Kreiſe, der auf das innere und äußere Leben der gräflichen Familie den nachhaltigſten Einfluß ausübte.

‚Wenn Fenelon,' ſchrieb Stolberg am 8. Juli, ‚eine Tochter, die ihm ähnlich geweſen, zurückgelaſſen hätte, ſo müßte ſie ſein, wie die Gallitzin. Elle est à son aise avec son Dieu, ne vivant que pour lui et dans lui. Ihre tiefe Demuth iſt auf wahre Unkunde ihres Werthes gegründet und geheiligt durch Religion.' ‚Nicht minder

wohlthuend, nicht entbehrlicher wird einem Fürstenberg. Zweiundsechzig Jahre alt und älter scheinend, klein von Person und voll Seelenadels im schönen, feinen Gesicht, ist er der schönste Greis, den ich je gesehen. Süße nestorische Gesprächigkeit verbindet er mit der thatenreichen Activität, welche ihn noch immer zur Seele des ganzen Landes macht. Alle Departements schöpfen Luft aus seiner Quelle. Die Geistlichen, die er reformirte, sehen in ihm ihren Lehrer und Vater. Er belebt die Schulen, die großen und kleinen, von der Universität an, die er stiftete, bis zu den kleinen deutschen Mädchenschulen. Gleich bekannt mit der alten Literatur und mit der neueren, spricht er mit Salbung von Dichtern, von Philosophie, welche sein eigentliches Studium ist, von Religion, welche sein Herz erhellt und durchglüht.' ‚Ein katholischer Priester, Overberg, ein Mann, dessen Gesicht eines raphaelischen Apostels werth wäre, war fast immer unter uns und immer herzlich willkommen. Er ist einer der ersten Lehrer in den höheren Schulen, gibt aber mit gleichem Interesse in einer kleinen Mädchenschule von etlichen hundert Kindern Unterricht.'

‚Auf der Fürstin Gallitzin, mit der ich zu Anfang meiner Reise bekannt ward,' schrieb er später, ‚ruht der Geist des Christenthums, des christkatholischen Glaubens so sichtbar, daß sie mir einen tiefen Eindruck von der Heiligung, die in dieser Kirche zu erreichen ist, in's Herz gab.' Schon kurz nach ihrer Verehelichung hörte die Gräfin ihren Gemahl sich äußern: ‚er bete täglich zu Gott um Erleuchtung, daß er ihn in die katholische Kirche, wenn diese wirklich die wahre Kirche sei, einführen möge.'

Nach einem Besuche in Pempelfort bei dem befreundeten Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi ging die Fahrt in die für Stolberg ‚an schönen Erinnerungen so reiche

Schweiz', wo er nach einer Trennung von sechzehn Jahren seinen Freund Lavater wiedersah. ‚Die Zeit, Gedanken und Empfindungen,' schrieb er, ‚haben ihre Furchen auf dem Gesicht unseres Lavater gezogen; aber die ewige Jugend seines Geistes und Herzens, seine herzliche Freundlichkeit, seine Laune, seine Heiterkeit sind noch dieselben.' In Vielem unterschieden sich die Anschauungen der Freunde, aber darin stimmten beide mit einander überein: ‚Die Zeiten der Verfolgung scheinen in schnellem Anzuge zu sein. Niemand wird bitterer verfolgen, als die ungläubigen Toleranzprediger. Je mehr ächteres Christenthum Miene machen wird, emporkommen zu wollen, desto feindseliger wird es von der Inhumanität, die sich die Aufklärungs-Charlatans zu eigen machen, angefallen werden. War es je Christenpflicht, sich unzweideutig zum Christenthum zu bekennen, so ist es jetzt.'

Lavater ‚war schon hienieden,' schrieb Stolberg in späteren Jahren, ‚kein Fremdling in der unsichtbaren Welt. Und wenn er in manchem Betracht manchmal in Träume eines leichten Schlummers gerieth, so schien er doch den Meisten nur eben darum ein Schwärmer zu sein, weil er das Sichtbare, Unwesentliche, Nichtige für unwesentlich und nichtig, das Wesentliche und Wichtige für wesentlich und wichtig hielt. Wer das thut, der wird leicht zum Gespött der Weisen unserer Zeit, sowohl derer, die sich kantisch mit Titanenstolz zum mehr oder weniger übertünchten Grabe des Atheismus hinaufspitzfindeln, als derer, die Rast und Fülle des Bauches zum letzten Ziel alles Strebens und Sinnens machen.'

---

Schon gleich beim Beginn der Reise, in Münster, hatte Stolberg angefangen, in fast täglichen Aufzeichnungen seine

‚Eindrücke und Beobachtungen zu fixiren' und er blieb dieser Gewohnheit bis zur Rückkehr in die Heimath treu. Aus diesen Aufzeichnungen in Briefform erwuchs sein erstes bedeutendes Prosawerk: ‚Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien'. Noch heute gilt von diesem Werk, was Graf Christian darüber im Jahre 1821 schrieb: ‚Es möchte schwer zu entscheiden sein, ob Friedrich Leopold durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Wissenschaft, durch die Tiefe seiner classischen Kunde, durch seinen feinen Kunstsinn, durch seine dichterischen Darstellungen der großen und schönen Natur, oder durch seinen regen Scharfblick und sein treffendes, besonders auch in politischem Bezug bewährt erfundenes Urtheil, unter der zahlreichen Menge der Reisebeschreiber sich am auffallendsten auszeichne.' Wie große Fortschritte auch das Studium der Kunst seit dem Jahre 1791—1792 gemacht hat und wie wenig man alle Kunsturtheile Stolberg's, insbesondere über die nachraphaelischen Werke, als richtig ansehen möchte, so viel steht fest, daß alle späteren Kunstkritiker und Reisebeschreiber von ihm gelernt, ihn vielfach ausgeschrieben, wenn auch selten citirt haben, und daß viele seiner scharfsinnigen Beobachtungen als gemeingültig in die neuere Aesthetik übergegangen sind.

Er war einer der Ersten, der in Deutschland ein unbefangenes und richtiges Urtheil über Italien vermittelte.

Als allgemeine Grundsätze stellte er auf: ‚Urtheile jeder, wie er will, nur halte sich keiner für einen freien Denker, wenn er sein Urtheil nach der Modegesinnung eines leichtsinnigen, kurzsichtigen, hochfahrenden Jahrhunderts oder Jahrzehents stimmt.' ‚Ueber den Charakter der Bewohner eines Landes wird ein bescheidener Reisender, wenn er nicht Jahre lang mit ihnen gelebt, nicht gern ein Urtheil, am mindesten ein ungünstiges Urtheil fällen wollen. Lange,

fortgesetzte Beobachtungen, besondere Gelegenheiten und verschiedene Umstände müssen zusammentreffen, um einen Fremdling in Stand zu setzen, etwas Gründliches über die Denkungs- und Empfindungsart der Nation, die er besucht hat, zu sagen.' ‚Reisebeschreiber thun wohl, wenn sie nach sorgfältiger Prüfung Mißbräuche rügen. Einige bedürfen keiner Prüfung, sondern fallen gleich in die Augen, sie bedürfen gleichwohl oft der Rüge. Aber Verachtung falle auf den Schriftsteller, der die Larve des Menschenfreundes oder des Philosophen annimmt, um eine Nation zu verläumden!' ‚Was soll man sagen von Reisenden, welche uns Italien als ein Land vorstellen wollen, in welchem die Wissenschaften weder gelehrt noch geschätzt werden! Die Verachtung, ja der Haß, welchen sie dieser Nation zuzuwenden sich bemühen, würde vielleicht auf uns zurückfallen, wenigstens der bittere Vorwurf von Unwissenheit, wenn solche Schriftsteller in Deutschland Glauben gefunden hätten.'

Besonders wendete er sich gegen die Verläumder des italienischen Clerus. ‚Solche Reisende,' schreibt er, ‚welche dafür halten, daß die Hauptbestimmung des Menschen sei, den Umlauf des Geldes durch thätigen Erwerb zu befördern, sollten für die freundliche Art, mit welcher sie von den Mönchen aufgenommen werden, diesen wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß viele Laien durch die Klöster ernährt werden. Man ist ihnen aber durchaus die Gerechtigkeit schuldig, sie nach den Grundsätzen ihrer Kirche zu beurtheilen. Und dann — sage dieser oder jener, was er wolle — das Leben eines wahren Ordensgeistlichen ist ein hartes Leben. Wer, um sich zu veredeln, wer um Gottes willen Selbstverläugnung übt, wer, um das Unsichtbare zu ergreifen, den süßesten Freuden des Lebens entsagt, wer bei Beobachtung strenger Vorschriften

und Uebungen demüthig vor Gott und freundlich gegen Nebenmenschen bleibt, der verdient unsere Hochachtung, unsere Ehrerbietung. Er ist über jeden Spott des Leichtsinns so sehr wie über den Unglimpf des Reisenden erhaben, der sich freundlich in Klöstern bewirthen läßt und ohne Unterschied hinter dem Rücken, einige hundert Meilen von ihnen entfernt, sich und seichte oder bittere Leser über ihre Bewohner lustig macht, sich nicht entblödet, sie mit dem gehässigen Namen Pfaffen zu schelten, da er doch vielleicht mit literarischer Hochachtung von den verstümmelten Pfaffen der Cybele oder von andern Götzendienern der Alten wie von ehrwürdigen Priestern reden würde.' Auf jeden ‚unbefangenen und von gehässiger Gesinnung freien Protestanten', sagt er, ‚müsse es einen tiefen Eindruck machen, zu gewahren, wie sehr in Italien der Glaube das ganze Leben des Volkes beherrscht und Unzähligen Trost und Stärke gibt im Leiden und im Tod'.

Hiervon trat den Reisenden gleich in Savoyen ein rührendes Beispiel entgegen. Sie übernachteten in Rumilly, einem kleinen und ärmlichen Städtchen, ‚bei ältlichen, sichtbar noch mehr von Schmerz als von Jahren gebeugten Wirthsleuten'. Die Gräfin Sophie befragte die Frau nach ihren Schicksalen und erfuhr ‚in wenigen Worten den langen schweren Jammer, durch welchen Gott dieses Ehepaar heimgesucht. Die Leute hatten zehn Kinder gehabt und neun von diesen, im Alter von Erwachsenen, durch den Tod verloren, jetzt starb auch das letzte dahin'. ‚So sind Sie,' sagte tiefbewegt die Gräfin, ‚wohl recht unglücklich?' ‚Ach nein,' erwiederte freundlich die gute alte Frau: ‚O non, Madame, quand c'est à Dieu que l'on fait des sacrifices, on n'est jamais malheureux!'

‚Alles in Italien machte den tiefsten Eindruck.' ‚Um-

herwandelnd zwischen Ruinen gesunkener Größe der Weltbeherrscher', schreibt der Protestant Alfred Nicolovius, der Sohn von Stolberg's treuem Reisegefährten, ‚und Gegenden besuchend, welche interessant durch die Geschichte, reizend durch die Gefilde der Poesie, interessanter und reizender durch die Natur sind, fühlte sich Stolberg, dessen Jugendvorurtheile gegen den katholischen Glauben täglich durch unauslöschliche Eindrücke erschüttert wurden, oft zugleich durchdrungen von der Tiefe des Reichthums und der Erkenntniß, der Armuth und der Unwissenheit des Menschen, und es trat immer auf's Neue lebhaft hervor seine unbefriedigte Sehnsucht nach dem Reiche des Lichtes, sein Verlangen der Erkenntniß des in ihm liegenden Wahrheitsgefühles, und sein Wunsch, schon hier auf Erden Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden. Er wünschte zu klarem Bewußtsein gebracht zu sehen, was ihm noch zweifelhaft und dunkel war. Er sehnte sich nach einer Quelle des sichern Trostes und Friedens und sein Geist beschäftigte sich viel mit Dem, was nicht gegen, wohl aber über die Vernunft ist.' ‚Was er empfand, was seinen Geist beschäftigte, seiner Seele Leiden verursachte, sprach er jedoch nicht aus, sondern bewahrte es in seinem Innern. So manche Aeußerungen seines Gemüthes ließen seine Reisegefährten nicht den Widerschein eines heitern Himmels, sondern ein Treiben kämpfender Kräfte erwarten, und sie sahen nicht, wie das gewaltig erregte, in einer eigenen Bewegung immer höher aufbrausende Innere des oft heiteren, oft traurigen, aber stets geistvollen Stolberg wieder Gleichgewicht finden werde.'

Weil ‚insbesondere in Rom alle Werke und alle Trümmer den Sieg des ewigen Lichts, welches über die durch das Heidenthum umnachtete Welt aufging, verkünden', so war ihm ‚gerade darum der dortige Boden ehrwürdig und

heilig'. ‚Alle diese Ueberbleibsel menschlicher Größe und menschlicher Vergänglichkeit,' schreibt er, ‚werden überstrahlt durch das Kreuz, welches die unvergängliche Größe und die Unsterblichkeit kundthat und verhieß.'

‚Ein großes Gefühl,' sagt er nach dem Besuche des Pantheons, ‚ergreift Einen, wenn man mitten in der Rotunda steht, umfangen vom Eindruck der hohen Einfalt, die von allen Seiten auf das Auge, tief auf die Empfindung wirkt. Die Reihe der Jahrhunderte, welche seit der Gründung dieses Tempels entflohen sind, schwebt mit ihren in Staub gesunkenen Menschengeschlechtern vor dir vorüber. Die Erde war mit Götzenaltären bedeckt, als Agrippa dieses Denkmal von der Macht des Augustus erhub. Es wehete die Morgenröthe der Sonne, welche den Erdkreis erhellen sollte. Dem lebendigen Gotte ist nun der Götzentempel gewidmet. Ich empfand es mit frohem Schauer, sah auf und da strahlte über der offenen Wölbung die Bläue des unendlichen Himmels. Wolken umhüllen ihn dann und wann, aber sie weichen dem Strahl der allerleuchtenden Sonne.' Gewaltiger noch war der Eindruck, den er von der Peterskirche empfing. ‚Niemals ergriff mich ein Werk, von Menschenhand gemacht, wie dieses. Staunen und Freude faßte mich, als ich den Platz vor mir sah, Ehrfurcht und Freude, als ich in den Tempel trat.' Ueber eine Audienz beim Papste Pius VI. schreibt er: ‚Dieser Greis, welcher mit so feierlicher Würde seines Amtes pflegt, ist sehr angenehm und freundlich in der persönlichen Unterredung. Ich fand ihn sitzend an seinem Arbeitstische, er ließ mich gleich neben sich sitzen und sprach mit Lebhaftigkeit und Verstand über verschiedene Gegenstände. Pius VI. arbeitet selber im Cabinette, stehet im Winter immer bei Licht auf und entscheidet die wichtigen Angelegenheiten des päpstlichen Stuhles mit Kenntniß der Sache und

mit Festigkeit des Willens. Mit vieler Klugheit hat er die Streitigkeit mit dem Könige von Neapel beigelegt; seine Rechte ruhen, er hat ihnen nicht entsagt. Mit so vieler Weisheit als Würde beträgt er sich in Absicht auf die französischen Angelegenheiten und entgeht allen Schlingen, welche die Nationalversammlung ihm öffentlich und heimlich legt, um ihn zu einem Schritte zu verleiten, welcher ihren raubsüchtigen Absichten einen Schein des Rechtes geben könnte.'

Hatte Stolberg in Nord- und Mittelitalien vorzugsweise der Kunst gelebt, so genoß er in Süditalien und in Sicilien vorzugsweise die Größe und Schönheit der Natur. Im Begriff, von Reggio nach Sicilien überzusetzen, schrieb er am 27. Mai 1792: ‚Ich verlasse mit Rührung des schönen Italiens schönste Provinz. Der allbelebenden Sonne näher als die andern, wird sie gekühlt von Lüften beider Meere, von der Höhe ihrer Berge, von schattenden Wäldern, von zahllosen Quellen, welche, ihre Gefilde tränkend, noch jetzt Auen und Bäume mit dem frischen Glanz des ersten Grüns bekleiden. Was verschiedene Welttheile Schönes und Großes haben, vereinigt Calabrien. Hier findet der Indier seine Dattel und der Lappländer würde sein Auge weiden an dem Schnee des benachbarten Aetna. Die Aussichten auf das Meer, auf Calabriens eigene Gestade und auf die Gestade Siciliens, auf die Meerenge hier und auf das weite Meer dort, aus dem die liparischen Inseln, einzelne Berge, sich thürmen, auf den hehren Aetna, dessen Herrlichkeit in furchtbarer Schönheit das Auge immer wieder auf Sicilien hinreißt und Sicilien unter ihm schwinden macht, alles das, verbunden mit den freundlichsten Reizen der blühendsten Natur, die, auf ihrem Schooße mich wiegend, mir ihre mannichfaltigsten Schönheiten zeigte, erfüllte mich mit einer

Empfindung, welche, sich mit den süßesten Erinnerungen und Empfindungen meines Lebens und mit meinen heiligsten Gefühlen vereinigend, mein Dasein erweiterte.' ‚In Puglien, Calabrien und Sicilien wird jene herzliche Gastfreundschaft geübt, welche nicht allein der hergebrachten Sitte, sondern den Empfindungen der Bewohner dieser Länder Ehre macht. Auch die moralische Natur dieser Länder bringt neben den üppig wachsenden Disteln edle Früchte jeder Art, und wer nur die Beschwerde des heißen Sonnenstrahls fühlt, sich nicht verjüngt fühlt unter ihrer lebenerzeugenden Kraft, wer nur Aufwallungen zum Frevel, nicht auch hohen Geistesschwung und liebenswürdige Freudenfülle in Italien inne wird, der sieht wahrhaftig nur den Schatten, nicht den Leib, geschweige daß ihm vom Geiste etwas ahnen dürfte. In Ländern, wo der Mensch nicht in ungleichem Kriege mit den Elementen lebt, wo die Fülle der Naturgeschenke und die Milde des Himmels ihn theils vieler Bedürfnisse enthebt, theils die übrigen freiwillig oder für geringe Mühe befriedigt, in solchen Ländern gedeiht der Landmann gewiß besser, als bei uns, wo gänzlicher Mangel an Muße von Kind an ihn an die rastlose Arbeit schmiedet. Hier sah ich vernünftige, milde Greise, Hausmütter von Bonhommie, zartgebildete, schöne, so sittsame als freundliche Mädchen, rasche Jünglinge und Kinder, welche mehr Vertrauen und theilgebende Freude zeigten, als ein verschüchtertes Bauernkind in andern Ländern Fremden zeigen wird.'

Stolberg's ‚große königliche Seele' erschien Nicolovius ‚während dieser Zeit erst in ihrem vollen Glanze'. ‚Es war nicht die Liebe, welche blind macht, sondern die Liebe, welche Augen gibt', die Nicolovius sagen lehrte, ‚daß die Natur selten solche erhabene Geister schaffe'.

‚Stolberg's Schriften,' äußerte er wiederholt, ‚sind nur Funken von dem brennenden Busch, aus dem er täglich sprach.'

‚Unvergleichlich wohlthuende und belebende Eindrücke' empfingen von dem Umgange mit Stolberg und seiner Gemahlin ebenso die beiden Freiherren von Droste-Vischering aus Münster, der Erbdroste Adolf und dessen Bruder Caspar Max, später Bischof von Münster, welche sich in Portici für einige Zeit der Reisegesellschaft anschlossen und seitdem für alle Zukunft mit der Stolberg'schen Familie in treuer Freundschaft verbunden blieben.

‚Nur die Nachrichten aus Frankreich warfen während der italienischen Reise tiefste Schatten in die Seele des Grafen.'

‚Die neuen Gräuel,' schrieb er aus Piano di Sorrento am 21. Sept. 1792, ‚welche in Paris verübt werden, sind abscheulich. Je mehr sich der Arm des Allmächtigen in Wolken verhüllet, desto näher ist er vielleicht. Je mehr diese getauften, zu ihrem Unglück und schwerer Verantwortung getauften Heiden gegen den Sohn, den sie, wie der Psalmist sagt, küssen sollten, wüthen, desto furchtbarer wird sein eiserner Scepter auf sie fallen und sie wie irdenes Gefäß zerschmeißen! Gott gebe Allen, die wir leben, Kraft, dem Strom des Verderbens zu entrinnen, und wenn sich Gelegenheit darbietet, ihm mächtig zu widerstehen! Auch solche Zeiten haben ihr Gutes; sie sondern die Guten von den Bösen und läutern die Guten, daß sie reiner werden.' In einem Briefe aus Rom sagte er am 8. October 1792: ‚Die Franzosen, die bei all' ihrer Geistlosigkeit, Herzlosigkeit und gottlosem Wesen immer noch in Deutschland Freunde und Bewunderer finden, werden schwerlich durch Elend klug

werden, aber es ist Alles daran gelegen, daß andere Völker nicht ferner durch sie angepestet werden. Auch thut es mir wehe, daß die raubsüchtige und blutdürstige Wuth dieser Unmenschen mit Gefühl der Freiheit verwechselt werde. Dieses Gefühl ist nie von Bescheidenheit und edler Einfalt getrennt. Das Unwesen nimmt überhand, man muß sich für die eine oder für die andere Partei erklären. Und wer sollte sich noch wohl so täuschen, daß er nicht einsähe, wie unmöglich es sei, es mit den Franzosen zu halten, ohne sich gegen wahre Freiheit, die immer auf Gesetze gegründet ist, gegen Menschengefühl, Gerechtigkeit und gegen Gott selbst, mit diesem atheistischen Gezücht zu erklären.' ‚Wir erleben also,' schrieb er später, ‚izt schon Christenverfolgung in einem vor fünf Jahren noch christlichen Lande, und siegenden Atheismus mit der blutigen Intoleranz, die schon lang im Herzen der Toleranzprediger lauerte. Aber wir erleben auch Märtyrer, und ich glaube, diese Entlarvung des Teufels sei besser, als die Maskerade, bei welcher das Böse verdeckter wirkte. Die Gleichgültigkeit, mit welcher man fast überall die Gräuel der Irreligion, der Mord- und Raubsucht, die selbstgewählte schmähliche Knechtschaft einer ganzen Nation, Abscheulichkeiten, gegen welche die Laster und Thaten der Cäsaren peccadilles sind, ansieht, machen es mir evident, daß wir in der schrecklichen letzten Zeit leben und vielleicht ähnliche Gräuel selbst auch bei uns erleben werden.' ‚Mich stärkt bei Annäherung dieser Zerrüttung der Gedanke, daß izt die, welche Gott getreu bleiben, sich bald öffentlich von den Schaaren des Teufels trennen müssen, und daß das Christenthum in solchen Umständen an Intension gewinne, was es an Verbreitung verliert. Heldenmüthige emigrirte Geistliche haben unter Anführung eines ihrer Bischöfe in großer Anzahl beschlossen, trotz der Guillotinen hinüber nach

Frankreich zu reisen und den Abtrünnigen das Evangelium zu predigen.'

‚Herr, hilf mir beten und arbeiten und schließe mich allen Guten an in den Gräueln der Zeit, allen standhaften Bekennern Deines Kreuzes, Deiner hochheiligen Lehre, gib mir den Geist Deiner Wahrheit, Deiner Liebe.'

## V. Aus der ‚Jahrwoche religiösen Ringens' bis zur Conversion.

Im März 1793 übernahm Stolberg das Amt eines Regierungs-, Consistorial- und Kammerpräsidenten in Eutin, ‚und nun begannen', schrieb später die Gräfin, ‚sieben Jahre einer angestrengten Berufsthätigkeit und einer unverdrossenen geistigen Arbeit auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, vor Allem auf dem des Glaubens, in dem Stolberg untrügliche Gewißheit suchte'. Alle Briefe der Gräfin athmen den ungetrübten Genuß des Familienlebens und zeugen ‚von der immer wachsenden Freude' über die ‚segensreiche Wirksamkeit' ihres Gemahls. ‚Es thut mir so wohl, zu sehen,' schrieb sie im Laufe der Jahre an die Schwägerin, ‚mit welcher Treue Stolberg seine Berufsgeschäfte treibt, wie viel Gutes er thut und wie viel Böses er hindert.' ‚Der Herzog ist für Stolberg ein wirklich grundgütiger Mann, schenkt ihm volles Vertrauen und geht mit Eifer auf die Vorschläge ein, die ihm Stolberg wegen Verbesserung der Schulen, Freimachung der Bauern u. s. w. macht.' ‚Stolberg's Grundsatz, daß die Erholung nur nach der Arbeit wohlthue, ist die Regel unseres ganzen Hauses. Er selbst geht in treuer Arbeitsamkeit allen untergebenen Beamten voran, und Du darfst sie nur alle fragen, sie lieben ihn alle.' ‚Wie tief ihn auch die traurigen Ereignisse der Zeit im Gemüthe ergreifen, so gibt ihm doch sein unerschütter-

liches Gottvertrauen Muth und Kraft und jene Heiterkeit der Seele, die so wohlthut und die dunkeln Wolken verscheucht.' ‚Seine häufigen heftigen Gichtschmerzen behindern ihn in seiner Freudigkeit nicht. Ich beängstige mich manchmal wegen seiner Gesundheit, aber dann fasse ich doch immer wieder Muth, weil es mir deutlich scheint, daß Alles ihm zum Besten dienen wird.' ‚Gott wird ihm gewiß nur das senden, was seine Seele bedarf, es sei Gesundheit oder Krankheit. Es scheint mir so sichtbar, daß seine schöne Seele und sein ganzes Wesen sich täglich mehr läutert und zu Gott wendet, und da wird er ja wohl gewiß auch durch äußere und innere Veranlassungen von Oben her unterstützt werden.'

‚Es gibt wohl keine glücklichere Familie,' schrieb Nicolovius, der auf Verwendung Stolberg's zum ersten Secretär der fürstbischöflichen Kammer ernannt worden und täglich im Hause des Grafen verkehrte, ‚als die Stolbergische, denn in ihr wird das Leben nach all' seinen Beziehungen in seiner vollen Tiefe und seinem vollen Ernste erfaßt, und alles Leben nur allein auf Gott und Ewigkeit bezogen.'

Darum war der Familie der Verkehr mit der Fürstin von Gallitzin und Overberg, die sich im Sommer 1793 in Eutin einfanden, ‚so überaus erwünscht'. ‚So groß auch die Empfindung der tiefen Ehrfurcht ist, mit welcher ich zur Fürstin emporblicke,' schrieb Stolberg an Caspar Droste, ‚wird mir dennoch so unaussprechlich wohl bei ihr, und ihre Gegenwart gibt mir eine Ruhe in's Herz, welche nicht durch den Gedanken meiner Unwürdigkeit gestört wird, sondern sich mit der Sehnsucht nach Besserung verbindet. Und ich hoffe, mit Gottes Gnade bleibenden Segen aus dieser Freundschaft mit ihr zu schöpfen.' ‚Jeder Tag,' sagt er in einem Briefe an Adolf Droste, ‚macht mir diese allerliebste Freundin

noch lieber. Möchte jeder Tag, den ich in ihrem himmlischen Umgang zubringe, mich Gott näher bringen. Geschieht das nicht, so ist es meine Schuld und eine schwere Schuld! Aber ich hoffe, daß Gott, welcher mir und den Meinigen diesen Engel zugeführt hat, an uns seine Absicht nicht ganz verfehlen werde. Der liebe Overberg unterhält sich fast täglich ein halb Stündchen mit meinen Kindern. Es ist ein herrlicher, apostolischer Mann.' An Fürstenberg schrieb er: ‚Ich habe in dieser Zeit, da die engelreine Fürstin mir durch ihre Gegenwart so unaussprechlich wohl thut, vielleicht der Freude zu viel. Aber wir Christen haben keine Nemesis zu scheuen, und wissen, daß Freude und Leid nur verschiedene Vorstellungsarten von Segen sind, wenn wir sie so, wie wir sollen, aus der Hand des Gebers nehmen.'

Zwischen der Fürstin, Stolberg und seiner Gemahlin wurden von nun an häufige Briefe gewechselt und die Bande der Freundschaft immer enger geknüpft. ‚Ich schreibe der Fürstin jeden Posttag,' berichtet Stolberg dem Erbdrosten Adolf, ‚es ist freier Herzenserguß, und ich könnte dieser Correspondenz mit ihr so wenig entbehren, als ich mit irgend einem andern Menschen auf Gottes Erdboden noch so eine Correspondenz haben könnte.'

Außer der Fürstin von Gallitzin, die ihn ‚vor allem durch ihr Beispiel äußerster Demuth und Selbstverläugnung und werkthätigster Liebe stets nach Oben zog', führte die Vorsehung ‚noch eine andere, herrlich sich selbst verläugnende, opferfreudige Christin' in seine unmittelbare Nähe. Es war die Marquise Pauline von Montagu, welche, in Folge der Revolution aus Frankreich entflohen, mit ihrer Tante, der Gräfin Tessé, auf dem nördlich vom Ploener See, in der Nachbarschaft Eutins, gelegenen Gute Witmold lebte.

Pauline faßte in ihrem Unglück den heldenmüthigen Entschluß, ‚Mittel herbeizuschaffen, um nicht bloß dem vereinzelten Elend ausgewanderter Franzosen, sondern soviel möglich dem unermeßlichen Elend der ganzen mittellosen Emigration zu Hülfe zu kommen'. Durch Berufung an das öffentliche Mitleid, durch einen ausgedehnten Subscriptionsplan zu diesem Zweck, wollte sie das Werk der Wohlthätigkeit in ganz Europa organisiren. Sie suchte hierfür im Jahre 1795 die Hülfe Stolberg's nach, und dieser lieh ihr ‚den Glanz seines Namens, den Einfluß seiner angesehenen Stellung in den Ländern des Nordens'. Sie hatte kaum von ihrem Subscriptionsplane gesprochen, ‚als sich Stolberg sofort nicht allein mit einem Beitrag, sondern auch mit thätiger Mitwirkung an den Arbeiten, welche die Gründung des Werkes und seine Verbreitung erforderte, zu betheiligen sich erbot'. Er faßte eine beredte Adresse an das dänische Volk ab und konnte der Freundin schon nach wenigen Monaten eine beträchtliche Summe als ersten Erfolg des Unternehmens einhändigen. Die Sammlung verbreitete sich alsbald über die scandinavischen Länder und in kurzer Zeit über den ganzen Continent.

Pauline wurde im Stolberg'schen Hause aufgenommen ‚gleich jenen Fremdlingen, von denen die Bibel spricht, welche unter dem Zelte der Patriarchen immer willkommen waren, und in welchen man in der Folge göttliche Boten erkannte'. Sie war dort bald so heimisch, daß sie an allen Familienfesten Theil nehmen mußte. Für die Stolberg'sche Familie war es ‚ein besonders anziehendes Schauspiel, diese Seele zu beobachten, die immer bemüht war, Gutes zu thun und in der Verbannung, in der Einsamkeit, trotz eigener Dürftigkeit, Mittel fand, aus der Ferne so viele Unglückliche zu nähren, zu kleiden und zu trösten'.

‚Pauline,‘ schrieb Stolberg an die Fürstin von Gallitzin, ‚ist wie ein Engel Gottes in unser Haus geschickt worden, mir, meiner Sophie und den Kindern zur Erbauung und zum Segen.‘

‚Während sie mit ihrem Mann in der Schweiz war, ward ihre Großmutter, ihr Großonkel, ihre Mutter und eine ihrer Schwestern hingerichtet. Von ihrer Mutter und Schwester, welche auch einen Noailles geheirathet hatte, spricht sie mit Entzücken. Die Lafayette[1], welche von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt ward, und nun in Olmütz im Gefängniß mit ihrem Manne sitzt, war eben zu jener Zeit im Kerker in Paris. Eine vierte, an einen Herrn von Grammont in Franche Comté verheirathete Schwester ist noch in Frankreich. Diese vier Schwestern haben alle Einen Sinn, den Sinn der Mutter, den himmelvollen Sinn der ersten Kirche. Die Montagu hat uns einen Brief vorgelesen, den die Grammont an sie schrieb, als sie in der Schweiz war, nach der Hinrichtung der Ihrigen. Unter anderm schreibt sie von diesen, die sie sich im Augenblicke vorstellt, als sie zum Tode geführt wurden: ‚Je suis sûre que la parole divine: Vous serez aujourd'hui avec moi au paradis, a retenti dans le fond de leurs coeurs! Je suis sûre qu'elles ont prié pour leurs bourreaux.‘ Die Montagu reiste von Moudon nach Lausanne zu ihrem Vater. Sie begegnete ihm und wußte noch nichts von der Hinrichtung der Ihrigen. Aber Gott hatte sie den Tag vorher so darauf vorbereitet, daß sie ihm diese Opfer im Geiste gebracht hatte. Als sie den Vater sah, befremdete sie sein verwirrtes Aussehen. Sie errieth, er sagte ihr Alles. Nach der ersten Bestürzung und sobald sie allein war, hub

[1] Schwester Paulinens, Gemahlin des bekannten Lafayette.

ihr Gott das Herz. Sie betete das Magnificat, das Gloria in excelsis und das Te Deum. Sie sagt, die Worte: der Herr hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen ꝛc., welche sie auf ihre Mutter angewandt, hätten ihr unaussprechlichen Trost gegeben. Die Mutter hat ihre Töchter von Kindheit an in der Furcht Gottes erzogen, und die vier Töchter waren immer Ein Herz und Eine Seele mit ihr.'

‚In Pauline erkenne ich die Wahrheit dessen, was Tauler sagt: wie eines Baumes Höhe aus der tiefsten Wurzel entspringet; also kommt alle Höhe des geistlichen Lebens aus dem Grunde der Demuth.'

Der Freundin selbst schrieb er einmal: ‚Freuen Sie sich im Gedanken an das Gute, das Gott uns durch Sie erzeigte. Weder der Feder noch dem Worte ist ausschließlich die Gabe der Ueberredung verliehen; sie ist über das ganze Wesen bevorzugter Seelen ausgegossen; es ist eine Atmosphäre, ein gewisses Etwas, dessen Einfluß sich in der Tiefe des Herzens fühlbar macht.'

---

März 1794.

‚Im Aufblick zu den christlich duldenden heldenmüthigen Seelen, mit denen Gott der Herr in seiner Gnade mich zusammenführte, ermannt sich mein Herz und stärkt sich mein Muth in den Gefahren der Zeit. Mein Gebet: Herr, gib mir Wahrheit und Liebe, wird inbrünstiger mit jedem Tag. Gott zeigt seine Huld, indem er uns mit Leiden heimsucht.'

Am 13. April 1794.

‚Mein kleiner Franz ist diesen Morgen in die Arme seines Erbarmers aufgenommen worden. Möchten wir ihm nachsehen können in seine neue Wohnung des Lichtes, der Freude, der Liebe! Doch nein, selig sind, die nicht sehen

und doch glauben! Der Allbarmherzige, Allerfreuende weiß immer mit einem Schlage vielfachen Segen auf einmal auszutheilen. Indem er das liebe Kind den Gefahren der Welt durch den Tod entriß, wird er auch, das hoffe ich von ihm, mich und Sophie dem Irdischen mehr entreißen, und immer mehr und mehr, bis er auch uns zu sich nimmt. In einem Kirchenliede singen wir:

‚Wenn ich in Aengsten bet' und sing',
So wird mein Herz recht guter Ding'!'

und diese Erfahrung sollen wir auch am Grabe der Unserigen machen.'

Am 30. April 1794.

‚Wer im zerbrechlichen Nachen irdischer Glückseligkeit, ohne Hinblick auf den großen Polarstern, welcher nie untergeht, schwebet, der muß im Leide verzagen und zagen in der Freude. Ach, die menschliche Natur wendet sich gern zum Trost, wo nur Trost zu finden ist! Und sollte man, wenn man ein Kind verliert, nicht unverrückt zu Dem hinauf schauen, der es auf kurze Zeit nahm, um es für die selige Ewigkeit aufzubewahren? Für eine Mutter ist indessen ein solcher, wiewohl kurzer und scheinbarer, Verlust viel empfindlicher, wenn Kinder in so zartem Alter sterben; und ich kann Gott nicht genug dafür preisen, daß er meine liebe gute Sophie mit Kräften jener Welt so sichtbar stärket.'

* * *

‚Wie Schatten gehen wir dahin über die Bühne des Lebens und nehmen Besitz von dem Irdischen, als sollten wir ewig hienieden bleiben, Kindern gleich, die im schnell hinwallenden Reisewagen sich Alles zueignen, was sie sehen. Was auf meiner Seite sich zeigt, das will ich haben, sagt Hans; dir, Gretchen, gehört Alles, was auf deiner Seite

ist. Und dann wollen sie doch tauschen, dieser will jenes Pferd auf der Weide, jene die Lämmer auf dem Hügel haben; und sie zanken sich, bis die Nacht einbricht.'

* * *

‚Die kleinmüthige Verbindung der Idee des Todes mit traurigen Begriffen entnervt die Seele, lähmt ihre Flügel, schwächt das Mark des unsterblichen Menschen und macht erstarren in unserm Innersten sowohl die Liebe zu Dem, der uns zuerst geliebt und zu seinem Anschauen berufen hat, als auch die Liebe zu den Unsern, denen wir aus weichlicher Selbstsucht die Erreichung ihrer hohen Bestimmung mißgönnen und die wir so gern, so lange wir hienieden den Gefahren des Lebens unterworfen sind, gleicher Gefahr ausgesetzt sehen, um des flüchtigen Genusses eines Umgangs zu genießen, der eben dieser Denkart wegen das nicht gewährt, was er gewähren sollte!'

‚Der grobe sinnliche Mensch erwartet sinnliche Freuden in einem bessern Leben. Der feinere, ich möchte fast sagen sittlich-sinnliche, denket sich höherer Freundschaft, höherer Liebe Genuß als die höchste Wonne. Aber Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist! Nur der Unendliche kann das Verlangen des unsterblichen Geistes stillen. Sehr schön sagt Augustin im Anfang seiner Bekenntnisse: „Du hast uns für Dich geschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Dir!"'

‚Nicht als ob Freundschaft und Liebe aufhören sollten, das sei ferne! Aber da die Vollendeten Gott über Alles lieben, Alles Seinetwegen und in Ihm, so entspringet dieser Liebe zu Gott jede andere Liebe; jede wird zurückgeführt auf Ihn: so wie die Alten sagten, daß alle Ströme, Bäche und Quellen dem Strom Okeanos ihren Ursprung ver-

dankten und in ihn wieder zurückströmten. Liebe ist der Zweck ihres Daseins und ihr Element! Und diese Liebe wird sich unaufhörlich äußern auf jede nur ersinnliche Art der Mittheilung und in den mannigfaltigsten Thaten. Sich äußernd, wird sie sich üben; sich übend, wird sie wachsen und so fort in's Unendliche.'

* * *

‚Das Heimweh, ach das Heimweh wäre der Menschen eigenthümliches Gefühl in diesem Zustande der Verbannung, wofern nicht ihre Sinnlichkeit ihnen, gleich den thörichten Gefährten des Odysseus, eine Frucht reichte, deren Genuß das Andenken ihrer Herkunft bei ihnen erstickt. Den Odysseus verließ sein Heimweh nicht. Ein Gedanke begleitete ihn immer, dieser eine gab den Reden und den Thaten des Helden bestimmte Richtung. Und dieser eine Gedanke machte ihn des Schutzes der Götter werth, ward daher sein Retter in den wirbelnden Fluthen der Charybdis und der gellenden Skylla, im Lande der Lästrygonen und in der Höhle des Cyclopen. Ihn bethörte weder jene Frucht des Lotos, noch der Zauber der Kyrke, noch der Sirenen melodischer Gesang. Es ist ein feiner, tiefempfundener Zug des großen Dichters, daß er uns das Heimweh des Odysseus nie mit so starken Farben malt, als zu der Zeit, wo er auf der reizenden, mit jeder Schönheit der Natur geschmückten Insel der Kalypso war, dieser schönen hehren Nymphe, welche zugleich mit ihrer Hand die Unsterblichkeit ihm anbot! Damals, nicht als er bei den menschenfressenden Lästrygonen oder in der Höhle des einäugigen Ungethüms war, damals sagte Pallas Athene von ihm im Kreise der Götter:

„Sehnsuchtsvoll nur den Rauch von ferne aufsteigen zu sehen
Seines Landes, zu sterben begehrt er."

Dort in dieser Insel war es, wo weder Sinnlichkeit noch Stolz über das Heimweh, das er tief im Herzen trug, etwas vermochte.'

* * *

Am 7. Jan. 1795.

‚Ich höre gern den Fußtritt der eilenden Jahre, welcher uns erinnert, daß wir sind, und daß wir sein werden! Es war mir, als sähe dieses Jahr uns freundlich an und ich gehe muthig mit ihm fort. Mag es Blumen oder thränenbedeutende Perlen in den Kranz des Lebens winden! Der Kranz selber welkt und das ist dieses Kranzes schönstes Verdienst, denn es steht ja bei uns, ihn so wieder aufleben zu machen, daß seine Blumen als ewiger Amaranth wieder aufblühen und die Thränen sich in echte Perlen verwandeln.'

* * *

Mai 1795.

‚Die muntere Schwalbe genießt als Gesandtin des Frühlings, den sie ankündigt, öffentlichen Schutzes. Jeder Biedermann freut sich, ihr eine Wohnung in seinem Hause einzuräumen. Die Nachtigall kündigt nichts deutlich an, ist nicht öffentliche Person, ist aber hochgeweiht. Gleich dem delphischen Orakel offenbart sie nicht, verhüllet nicht, sondern deutet an. Ihr Gesang berührt die Saiten der Sehnsucht, jener Sehnsucht, deren Gefühl dem Pilger und Fremdling hienieden so natürlich ist und ihm vom Vater aller Lebendigen auf die Wanderschaft nach Kanaan gegeben ward. Sei gegrüßt, liebe Philomele! heilige Sängerin! Du singest Sehnsucht, Ahnung, Hoffnung, Liebe in das Herz.'

* * *

Mai 1796.

Mancher Mensch ist so gesinnt, daß der Glaube an einen Gott, wie er ihn im Grunde des Herzens wohl wün-

schen möchte, ihn beruhigen würde. Der Glaube an einen Gott, welcher sich nur mit ihm beschäftigte, welcher taub für die Stimme aller Lebendigen nur ihn hörte. Er möchte gern das einzige Kind der Vorsehung sein. Ihre Flügel, unter deren Lebenswärme die Himmel der Himmel ausgebrütet wurden, sollten nur ihn decken! O des Elenden! Der Gedanke an Den, welcher die Himmel am Gängelbande leitet und für jedes Geschöpf mit Mutterliebe sorgt, als wäre jedes sein einziges Kind, dieser Gedanke verengt sein Herz, statt es zu erweitern? Löscht den Funken, statt ihn zur Flamme auflodern zu machen? Elender, siehst du drum scheel, daß Er so gütig ist? Und hast keinen Begriff von einer Oekonomie der Liebe, in welcher Jeder durch Liebe eines Jeden mehr liebend, wonnevoller sein wird durch Liebe eines Jeden?'

* * *

‚In Liebe und Kraft sollen Alle, welchen das Kreuz von der Höhe Golgatha's leuchtet, zusammenwirken, so viel sie vermögen. Nur kein falsches Vertrauen auf äußere Macht! Auf die Mächte der Zeit! Der öffentliche Geist der Zeit ist ein böser Geist.'

‚Nirgends Leben, nirgends Kraft! Nirgends Herz und Liebe! Kaltes Wissen und Dünkel, Weichlichkeit und Ansprüche auf Philosophie ohne einmal Ahnung einer Weisheit. Alles Gedächtniß und dieses dem Fürwitze fröhnend; der Fürwitz selber mit Köhlerglauben der Modephilosophie dienstbar! Selbst die Bösen bewirken den moralischen Umsturz der Menschheit ohne Talent und ohne Energie, weil die Menschheit wie schwankendes Laub sich der verzehrenden Käferhorde preisgibt.'

‚Nur kein Pactiren mit dem falschen Zeitgeiste, keine sogenannte Versöhnung mit den neologischen Theologen und

Pfaffen, welche die heiligsten Geheimnisse der Religion hinwegdeuten und nicht mehr an die Gottheit Jesu Christi glauben. Selig sind wir, wenn wir als mannhafte Streiter Seiner Kreuzesfahne nachgehen. Das Hinken auf beiden Seiten steht den geistlichen Enkeln Abrahams noch minder an als den Israeliten des alten Bundes. Auch verfehlt es seines Zweckes. Meinet ihr blöde Bekenner anders als durch Verläugnung des Heiligen es den Baalspfaffen recht zu machen? Ihnen so wenig wie sie uns, wenn sie, gleich dem Vater der Lügen, da er vor dem Gesalbten stand, die heilige Schrift im Munde führen, um uns zu versuchen.'

‚Es ist nichts Neues, was sie im Schilde führen! Schon vor Alters strichen sie Ziegel, nahmen Thon zu Kalk und sprachen: „Wohlauf, lasset uns eine Stadt und Thurm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche!" Diese Thürme wurden bisher zwar alle zerstört und die Sprache der Bauleute wurde verwirrt, aber die mystische Babylon wird erst zerstört werden, wenn die neue mystische Jerusalem in ihrer Herrlichkeit erscheinen soll. Darum — wofern ihr erbauen wollt, stellet euch ihnen nicht gleich! Streichet keine Ziegel aus ihrem Leim, nehmet nicht gleich ihnen Thon zu Kalk. Er baut an seinem Tempel, selig wen er als Handlanger brauchen will. Dazu braucht er aber nur solche, die es wissen, daß der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der Eckstein worden ist am Tempel der himmlischen Jerusalem.'

‚Ich erkenne den Gang der Gerichte Gottes, wenn ich die jetzige Zeit mit der Geschichte der Vorzeit zusammenhalte, erstlich daran, daß fast Alles theils mit verblendeten, theils mit blinden Kräften Einem Ziele der moralischen und politischen Zerrüttung entgegenarbeitet. Zweitens an der übernatürlichen Gleichgültigkeit, mit welcher, sehr wenige

ausgenommen, sonst vernünftige und nicht böse Menschen den Gräuel mit großen Schritten herbeikommen sehen und kalt bleiben bei Frankreichs Abscheulichkeiten, die doch Alles übertreffen, was bisher Abscheuliches auf der Erde geschah. Niemals war festes Zusammenschließen derer, die es gut mit Gott und den Menschen meinen, nothwendiger. Ich weiß, wie wenig man an sich gegen den bergabschießenden Strom der Zeit vermag. Aber hie und da etwas Gutes stiften, dem Strom hie und da Einen entreißen, etwas dazu beitragen, daß die Siebentausend, die ihre Kniee vor dem modernen Baal nicht gebeugt haben, sich vereinigen, das scheint mir jetzt unser Beruf zu sein.'

---

‚Dem Zusammenwirken der Guten zur Vertheidigung des alten christlichen Erbtheils unseres Volkes, wie zur Förderung des ächten Studiums der Alten im Geiste christlicher Weltanschauung' waren auch die von Stolberg in den Jahren 1795 und 1796 veröffentlichten ‚Auserlesene Gespräche des Platon' gewidmet. In der Vorrede und in den Anmerkungen suchte er nicht allein das Verständniß derselben historisch und kritisch zu erhellen, sondern verfolgte vor Allem den Zweck, ‚mit dem Lichte des atheniſchen Weisen und dann mit dem Aufgange aus der Höhe die auf dem Gebiete der Religion und der Philosophie vorhandenen dunklen Schatten der Gegenwart zu beleuchten'.

‚Ein erquickendes und frisches Wehen,' sagt er, ‚geht aus diesen Schriften aus; es war das Wehen von der Frühe des Tages, dessen Morgenröthe schon so lang einen kleinen geweihten Winkel des Morgenlandes mit viel hellerem Lichte erfreut hatte, dessen Sonne vier Jahrhunderte nachher in vollem Glanze strahlend aufging durch die herzliche Barm-

herzigkeit unseres Gottes, „durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe, auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens".'

‚Es ist dem Menschen natürlich,' heißt es in der Zueignung der ‚Gespräche' an seine Söhne, ‚daß er sich gern das Schöne und das Gute, wo er es findet, zu eigen macht. Hierin sind sich die Menschen alle gleich, so sehr sie auch in dem Begriffe von dem, was schön sei und gut, von einander abweichen. Dieser Begriff bestimmt unendlich Vieles, unter andern auch oft die Lust oder Unlust der Mittheilung.' ‚Wer Dingen nachjagt, die so grober Art sind, daß man selber um so viel weniger davon behält, als man Andern gibt, der wird desto leichter verleitet, kärglich mitzutheilen, da schon das bloße Trachten nach solchen Dingen das Herz verenget und den Geist beschränkt, also den ganzen Menschen erniedrigt. Dinge, welche durch Mittheilung abnehmen, sind, daß man nach ihnen trachte, nicht werth! Oder vielmehr haben sie nur insofern einen wahren Werth, als wir demjenigen, was wir davon entbehren können, entsagen: es sei zum Vortheil eines Andern oder auch um durch Entsagung uns zu reinigen, das heißt um desto leichter gegürtet den wahren, unsichtbaren, unwandelbaren, wesentlichen, ewigen Gütern, Gütern, welche nach der weisen Haushaltung unseres Gottes durch Mittheilung sich vermehren, nachzujagen. Diesen Gütern jagt der Weise nach, mit dessen letzten Reden ich mich nun eine Zeitlang in Stunden der Muße beschäftigte. Während seines ganzen schönen Lebens jagte er ihnen nach und mit demjenigen Erfolge, der mit dem Streben nach dem wahrhaftig Guten immer verbunden ist. Denn auch das ist ein charakteristischer Zug jener zwar umwölkten, dennoch sich offenbarenden Haushaltung des

Vaters der Geister, daß Er die auf's Flüchtige und Sinnliche gerichteten Wünsche der Sterblichen oft vereitelt, oft auch durch deren Gewährung uns von ihrer Eitelkeit überzeugt, daß aber jeder aufrichtige Wunsch nach wahren Gütern schon die Erfüllung in einer Blüthenknospe trägt, deren Verwahrlosung allein uns der gewünschten ewigen Frucht berauben kann.'

‚Ich wünsche, lieben Kinder, und hoffe, daß ihr die Schriften beider sokratischen Jünger, überhaupt alle Schriften der griechischen Weisen, und ihre Dichter, deren einige auch Weise waren, dereinst in der Urschrift lesen möget. Diese Uebersetzung übernahm ich also nicht für euch. Gleichwohl rief auch sie eure Bilder oft vor meine Seele, weil überhaupt, wie bei Allem, womit die Idee des Bösen oder einer Gefahr der Seele verbunden ist, mich Sorge um euch anwandelt, so auch bei jedem Schönen und Guten, was auf meinem Wege mir begegnet, meine Kinder mein erster Gedanke sind. Ihr seid mir gegenwärtig, wenn ich die Weisen oder die Redner oder die Dichter lese; ihr, wenn ich in die graue Vorzeit der Geschichte mich versenke; ihr, wenn unsere heiligen Schriften mich zur ernstesten Betrachtung und zur innigsten Rührung auffordern. Denn, lieben Kinder! was wir Gutes und Schönes hören oder sehen, das gehet uns nahe an! Kein edles Erkühnen müsse bekannt uns werden, ohne uns wenigstens zum Wunsche der Nacheiferung zu entflammen! Keine edle Aufopferung müsse so schwer uns scheinen, daß wir nicht wenigstens wünschen möchten, sie auch thun zu können! Durch diesen Wunsch eignen wir uns früh, auf die edelste Weise, Thaten der Helden zu und Thaten der Heiligen! Voll des Gefühles unserer Schwäche müssen wir dennoch in Vertrauen auf Den, „dessen beides Weisheit und Stärke ist — der den Weisen ihre Weisheit

gibt und den Verständigen ihren Verstand", Alles anstreben, was groß und edel ist; und jede Thräne der Rührung, die das Schöne und das Gute uns entlocken, müsse wie der Schweiß des Ringers unsere Kräfte stärken, unsern Willen kräftigen! Die Liebe zum Schönen und Guten, oder vielmehr — denn hinan zur Quelle müssen wir gehen! — die Liebe zum Urquell alles Guten und Schönen, wird zur herrschenden Leidenschaft da, wo sie wirklich vorhanden ist, und verschlinget die andern Leidenschaften, deren jede sich ihrer Natur nach gegen sie empört, wie der Sonne heiliges Morgenlicht den Schein jedes unlautern Feuers. Diese Liebe allein zeuget wahre Tugend, gibt der Tugend Werth und Bestand. Ohne sie ist die Tugend, sei sie auch bunt, gigantisch und rege wie ein Schemen auf dem spiegelnden Strome, ohne sie ist die Tugend leblos und nichtig. Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist.'

‚Gern nehme ich mit Dir,' schrieb Stolberg an den Philosophen Jacobi, ‚die Hamann'sche Anwenduug des Paulinischen Wortes an: Ist Gott nicht auch der Heiden Gott? Ja freilich auch der Heiden Gott. Aber immer bleibt die Art der Offenbarung, die ihnen ward, nicht nur dem Maße und dem Grade nach, sondern der Natur und Gnade nach unterschieden von der biblischen, wie der Himmel über der Erde ist. „Denn bei Dir ist die lebendige Quelle und in Deinem Lichte sehen wir das Licht", ruft der geweihte königliche Dichter aus. Unter tausend Stellen fällt mir die eine ein. Wo ist etwas Aehnliches in allen Schriften der Griechen und Römer? Die heiligen Schriften allein erregen einen Durst nach der Quelle, die sie anzeigen, und diesen Durst löscht allein Gott.'

‚Höher als alle andere menschliche Weisheit ist die Platonische Mystik, aber wie hohl ist sie gegen die christ-

liche Mystik, welche auf dem historischen Grunde einen heiligen Tempel baut! Erst durch diesen Bau wird der historische Grund fest, wie er an sich ist, unerschütterlich. Der historische Glaube könnte ohne Mysticismus nicht erfordert werden. Er wird von Gott gefordert, weil Gott dem Suchenden Hülfe verheißt. Wenn Christen und Lehrer der Christen den Mysticismus nicht annehmen, so ist es nicht der Bibel Schuld.' Gott verheißt an zahllosen Stellen von dem, der ihn aufrichtig suchet, sich finden zu lassen, ihn mit Seinem Geiste zu beleben, bei ihm zu wohnen. Daß wir ohne Seinen unmittelbaren Beistand nichts zum Wachsthum im Guten vermögen, daß das Wollen wie das Vollbringen von ihm komme, ist Hauptlehre des Christenthums; ja ich meine, diese Lehre sei ihm so ausschließlich eigenthümlich, wie die Idee allgemeiner Liebe und Demuth.'

‚Gottlob, daß wir Christen sind,' schrieb er im August 1796 in gleichem Sinne an Johann Georg Schlosser, ‚daß wir darum Alles thun können und sollen mit Beziehung auf Gott und unsern Heiland; daß wir stets im Lichte des Christenthums alle Weltweisheit und Größe der alten und neuen Zeit betrachten und würdigen, uns des wahrhaft Großen, wo immer es sich finden möge, überall erfreuen können; daß wir Tugend und Unsterblichkeit nach dem rechten Maßstabe, den allein das Christenthum uns darbietet, messen können. Diese Gedanken, und alle damit zusammenhängenden, beschäftigen mich Tag um Tag, sie erfüllen meine ganze Seele, und ich möchte immer ausrufen: Herr Gott, lehre mich Dich erkennen und Deine Wahrheit, mein Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir.'

---

Stolberg war während der letzten Jahre ‚der katholischen Kirche immer näher gerückt'. Die hohe Idee von Gott und

Religion, die tiefchriftliche Gefinnung, welche ſchon im Elternhauſe ſeiner Seele eingepflanzt worden, hatte ihn die Natur des Proteſtantismus und der modernen Philoſophie ‚im Gegenſatz zur Mutterkirche' immer tiefer erkennen laſſen. Je mehr er ſich von dem innern Widerſpruch, der Halbheit und der Selbſtauflöſung des erſtern überzeugte und ‚die furchtbaren Wirkungen der ungläubigen Wiſſenſchaft vor Augen hatte', ‚mit deſto größerer Sehnſucht' ſuchte er für ſich und die Seinigen ‚nach einer unwandelbaren, unerſchütterlichen Autorität', nach ‚der Einheit und Harmonie der Wahrheit'. Manche Vorurtheile gegen die Kirche waren ihm ſchon in Italien bei der Beobachtung eines katholiſchen Volkes geſchwunden, und im Verkehre mit der Blüte ſeiner katholiſchen Zeitgenoſſen lernte er ‚an lebendigen Beiſpielen kennen, welch' eine Heiligung und Beſeligung in der Mutterkirche zu erreichen ſei'. ‚Mit aller Herzenswärme', ſagt er von ſich und ſeiner Gemahlin, ‚ſchloſſen wir uns den katholiſchen Freunden und Freundinnen an, in denen das Feuer eines unerſchütterlichen Glaubens, einer innern Feſtigkeit und Gewißheit leuchtete und wärmte und der Geiſt chriſtlicher Demuth, Selbſtverläugnung und Barmherzigkeit Segen ſpendete nah und fern. Brennend wurde in uns das Verlangen nach zweifelloſer Gewißheit in den heiligſten Dingen. Aber weit und rauh war der Weg, den Gottes Gnade uns führte, bis dieſe Gewißheit uns zu Theile ward.'

‚Mitten im Treiben eines ſehr abwechſelnden, unruhigen, thätigen Lebens,' heißt es in den Aufzeichnungen der Gräfin für eine ihrer Töchter, ‚forſchte Dein lieber Vater unabläſſig nach der Wahrheit, las, flehte zu Gott um Erleuchtung, und es verging kein Tag, an welchem wir uns nicht über dieſen Gegenſtand in all' ſeinen Beziehungen unterhalten hätten.' ‚Im Jahre 1793 war es, daß uns durch das

Lesen einer Predigt von Fenelon der Begriff der von Jesus Christus gestifteten Kirche zuerst klar ward, folglich auch die Einsicht, daß es Pflicht sei, dieser Kirche anzugehören, und wenn man nicht darin geboren sei, zu ihr zurückzukehren, koste es was es wolle. Von dieser Einsicht bis zum letzten Schritt war aber noch ein langer schwerer Kampf, und nur Gottes Barmherzigkeit half uns fast sieben Jahre später alle Bande zerreißen, die uns bewußt und unbewußt noch im Irrthum zurückhielten.'

‚Aus meiner siebenjährigen Erfahrung,' schreibt sie in mehreren Briefen an ihre katholischen Freunde, den Pfarrer Joseph Schiffmann und an Professor Schmülling, ‚bin ich völlig der Meinung, daß Ueberzeugung des Verstandes allein nicht zum Christen, nicht zum Katholiken macht. Beharrliches, so viel wie möglich ruhiges Gebet und Wegräumen der Hindernisse, des Stolzes, der Sinnlichkeit, der Anhänglichkeit an Zeitliches, die so vielfach uns umschlingt, sich in die tiefsten Falten unseres Herzens verbirgt — sind meiner Ueberzeugung nach der einzige Weg. Es versteht sich, daß ich die vorhergehende Prüfung des Verstandes nicht ausschließe, sie führt bis an den Berg und ist gewiß nothwendig. Wenn ich höre, daß Jemand katholisch geworden, so kann ich mich erst dann freuen, wenn ich auch weiß, wie er es geworden. Ist er, wie man das nennt, ästhetisch katholisch, oder überredet, oder durch etwas Aeußeres angezogen worden, so gestehe ich, daß ich mich der Unruhe nicht erwehren kann.' ‚Ich bedaure nicht den siebenjährigen Kampf, den mein Mann und ich unter Zweifeln und Qualen bestehen mußten, bis wir zur vollen und freudigen Ueberzeugung gelangten, wo die wahre unfehlbare Kirche sei und der Sitz ihrer Einheit und Unfehlbarkeit auf dem Stuhle Petri zu Rom. Im täglichen Gebete flehten wir um Erkenntniß, Licht und Wahr-

heit. Mit menschlichem Suchen kamen wir nur bis an den Berg. Nur Gottes Gnade allein half uns hinüber.' ‚Es gehört eine ganz besondere Gnade dazu, um alle Vorurtheile der Jugend, der Gewohnheit, der Erziehung abzulegen, alle Bande des Stolzes, der viel mehr Wohlgefallen hat an der Geistesfreiheit oder Zügellosigkeit des Protestantismus, zu zerreißen. Mir scheint zwar, nur der Katholik sei frei, denn nur er unterwirft sich seiner Ueberzeugung nach bloß dem Geiste Gottes. Beichte, Communion ist ihm unmittelbare Berührung mit Gott durch Jesum Christum, dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens — unmittelbares Verhältniß mit ihm, der unser Weg, unsere Wahrheit, unser Leben, unsere Liebe, unser Alles ist; aber erst in der Gemeinschaft der Kirche wird uns dieses Alles so klar. So lange man noch Protestant ist, sieht man hierin, wenigstens zum Theil, Menschensatzung, der ein freies Gemüth sich nicht unterwerfen kann, noch darf. Man behält davon, was einem wohlgefällt, und so geht die eigentliche Demuth des Glaubens verloren, und auf diesem Weg entfernt man sich von der Kirche, statt ihr näher zu kommen. Wie viele herrliche Seelen blieben und bleiben gefangen, wenn sie bis auf diesen Punkt gekommen, in der Ansicht einer allgemeinen unsichtbaren Kirche, die, ihnen vielleicht unbewußt, ihrer Natur und Bequemlichkeit schmeichelt und sie aller Opfer überhebt, die immer mit dem Uebertritt zur Kirche verbunden sind.' ‚Die Forschung und Prüfung,' wiederholte sie, ‚ist gewiß nothwendig und bei vielen redlich Suchenden mag sie lange Jahre dauern, wie es bei uns der Fall war, aber Forschung und Prüfung allein reichen nicht aus. Mein Mann las Kirchenväter, Concilsbeschlüsse, Controversschriften in großer Anzahl und ich folgte seinem Beispiele. Aber auch als wir zur völligen Ueberzeugung des Verstandes gekommen waren

und Nichts einzuwenden wußten gegen die Lehren und die Verfassung der Kirche, waren wir noch nicht reif. Nur Opfer und Gebet, der feste Wille der Entsagung machen reif durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Den Münsterischen Freunden, vorzüglich der Fürstin von Gallitzin und dem apostolischen Overberg haben wir unendlich viel zu danken und können ihnen nie genug danken. Sie waren weit entfernt davon, uns irgendwie zu dem Schritt, den wir gethan, überreden zu wollen. Aber sie und die Brüder Droste halfen, wenn wir fragten, und standen uns Suchenden auf unsere Bitte mit ihrem Gebete zur Seite.'

Stolberg's Briefe und Aufzeichnungen führen uns des Nähern ein in den „langjährigen geistigen Proceß', der mit der Rückkehr zur Mutterkirche endete.

‚Ich überzeuge mich immer mehr,' schrieb er am 3. September 1793 an die Fürstin von Gallitzin, ‚daß die unwandelbare Wahrheit und Gewißheit, nach der die heißeste Sehnsucht mein Herz erfüllt, in einem Institute vorhanden sein muß, welches Christus selbst gestiftet hat und fort und fort erhält. Innerhalb der protestantischen Kirchengenossenschaften sehe ich nur Spaltung und Wandelbarkeit und wuchernden Unglauben, so daß es mich bangt, wenn ich an die Zukunft meiner Kinder denke. Die katholische Kirche in ihrer Einheit und Festigkeit zieht mich mächtig an. Ich merke mir alle Unterscheidungspunkte ihrer Lehre und lese jetzt im Augustinus. Beten Sie für mich, daß ich im Geiste der Demuth forsche. Nur dem einfältigen Herzen macht sich Gott in Seiner Wahrheit bekannt, nur dem demüthigen Glaubenssinn eröffnet er das Reich Seines Lichtes. Ach, wie viel fehlt mir noch an dieser Demuth. Beten Sie für mich!'

‚Wiewohl ich nicht katholisch bin,' sagte er am 2. Februar

1794 in einem Brief an Caspar Droste, ‚so lege ich doch einen sehr großen Werth auf die Fürbitte, welche Sie in den Augenblicken der großen Opferung zu dem, der sich selbst opfert, emporseufzen. Ueberhaupt kann ich Ihnen nicht sagen, wie theuer und ehrwürdig mir Manches, ja sehr Vieles in Ihrer Religion ist. Was soll ich anstehen, Ihnen zu sagen, daß nur einige Meinungen mich von Euch trennen, daß mein Kopf in manchen Dingen protestirt und also protestantisch ist, weil ich einige Ihrer Meinungen nicht glaube, und nicht finden kann, wie ich mich ohne Rückhalt einer Kirche unterwerfen könnte, deren Unfehlbarkeit ich nicht weiß, nicht glauben kann?' ‚Derjenige, auf den wir Alle als auf den großen nicht untergehenden Polarstern während unserer Wallfahrt auf den Wogen dieses Lebens und in der Nacht, die uns umfängt, unsere Augen gerichtet haben sollen, der wolle uns Alle in den Hafen führen, nach dem uns verlangt. Ist die Seefahrt des Einen richtiger, und sein Compaß vollkommener als der des Andern, so wird doch der hingeheftete Blick auf jenen Stern uns Alle vereinigen. Mehrere und bessere Piloten habt Ihr, das kann ich nicht leugnen, und bei Euerer Art zu seefahren habt Ihr Vorzüge, die ich nicht verkenne. Halte ich mich doch nie so wenig in Gefahr, als wenn ich in Eueren Karten mich orientire und Eueren Schiffen nachzusteuern strebe. Fahrt fort, Ihr Geliebten, für uns zu beten.' ‚Gott wolle Euere Gebete,' schrieb er im folgenden Jahre an denselben Freund, ‚an uns erhören. Der Gedanke, daß so viele Kinder Gottes für mich beten, erhebt mir oft das Herz, soll mich aber auch mit Furcht und Zittern erfüllen. Denn wie schändlich wäre es, wenn meine Untreue so viele Treue der Andern vereitelte. Es fiel mir neulich zum ersten Mal die Schönheit des kurzen Seufzers im Thomas a Kempis

auf, wiewohl ich dieses Büchlein schon so lange zu meiner täglichen Lectüre vor dem Schlafengehen brauche: Gib was Du willst und soviel Du willst und wann Du willst! Wie wohl thut es, wenn man sich im Geiste vor der ewigen Liebe vereinigt, diese Worte, die man mitten im Geschäft oder im Getümmel der Welt leise beten kann, hersagt.' ‚Irre ich in meinem Glauben, so irrt nur der Kopf und nicht das Herz. Ich bitte täglich zu Gott, daß er mir seinen Geist senden wolle, daß er mich in seiner Wahrheit leite. Ich bitte den heiligen Vater, daß er mich in seiner Wahrheit heiligen wolle. Ich nahe mich zuweilen im Geiste dem Tisch des Herrn und bitte ihn, mich nach seiner Gnade und Barmherzigkeit des geistlichen Genusses seines Abendmahles theilhaftig zu machen.'

Besonders gegen die Fürstin von Gallitzin sprach er sich in seinen Briefen ‚rückhaltlos' über sein ‚inneres Mühen und Arbeiten, Zweifeln und Ringen' aus.

Eutin, 2. Sept. — 9. Oct. 1796.

‚Meine Ueberzeugung neigt sich immer mehr hin zur hehren Mutterkirche; könnte ich nur einige Zweifel los werden.' ‚In allen freien Stunden beschäftigen mich fast lediglich theologische und kirchenhistorische Studien.'

‚Prideaux[1] interessirt mich unendlich, wirft durch Vergleichung und Zusammenhaltung ein helles Licht auf die heilige und auf die Profangeschichte und zeigt in jener einen Zusammenhang und in Verbindung mit der Weissagung eine solche Evidenz der Göttlichkeit, daß es hinreichen müßte, Zweifler zu belehren, wenn die Zweifel an Gottes

[1] H. Prideaux's The Old and the New Testaments connected in the history of the Jews and neighbouring nations. 6 voll. London 1715.

Wort nicht mehr im Herzen als im Kopfe des Zweiflers gegründet wären. Ich fange mit diesem Buche einen Cursus der Kirchengeschichte an, die ich, wiewohl Geschichte meine Lieblingslectüre immer war, so schändlich vernachlässiget habe.'

Eutin, am 12. Oct. 1796.

‚Wer weiß, was plötzlich in Frankreich auflodert. O daß eine leuchtende und wärmende Flamme Gottes die verfinsterte und erstarrte Christenheit mit neuer Kraft belebte! Wir dürfen, dünket mich, auch mit Beiseitsetzung neuer Prophezeiungen, erwarten, daß Gott sich der verirrten und verwirrten Menschheit mit hohem ausgereckten Arme erbarmen werde. Ich harre der Zeichen der Zeit, welche nach den schon vorhandenen kommen müssen. Indessen fühle ich auch, daß ich besser thäte, mich ernster und büßender um mich selbst zu bekümmern, das Directorium der fünf Sinne zu bekämpfen, die Rolle der Fünfhundert täglichen Zerstreuungen in Furcht zu jagen, und dem Rath der Zweihundert alten Adamsfürsten nie zu lauschen, vielmehr ihn zum Stillschweigen zu bringen, um einer innern Stimme, die sich in der Stille des Herzens, welches Gott aufrichtig sucht, so gerne hören läßt, kindlich wie der Knabe Samuel zu horchen. Helfen Sie mir und den Meinigen das erflehen.'

Eutin, 16. Oct. 1796.

‚Wir lasen die schöne Predigt im Tauler, wo die herrliche Stelle von den geistlichen Waffen steht: „Aber, möchte einer fragen, was sind das für Waffen? Ich will sie Dir zeigen: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid" ꝛc. In eben dieser Predigt wird gesagt: viele Fürsten wären die Pferde des Teufels. Ich erinnere mich

noch der sanften Stimme unseres Väterchens[1], mit welcher er halb lächelnd die Härte der Stelle gleichsam milderte.

In diesen Tagen haben die sieben Jahrwochen des Daniel mich sehr beschäftiget. Mit unwiderlegbarer Stärke zeigt Prideaux, wie vollständig und bis auf den Monat eintreffend diese Weissagung sei. Wie Vieles wird einem durch den Prideaux auch in den anderen Propheten heller!'

Am 31. Oct. 1796.

‚Hier ist ein Briefchen von Lavater, dessen baldige Zurücksendung ich mir erbitte, weil ich es gern bald beantworten möchte. Man fühlt, wie sehr er noch an den Erwartungen von äußerer Offenbarung des Christenthums in unseren Zeiten hängt. Mich dünket, ich würde sein unermüdetes Hoffen und Harren nicht nur sehr entschuldigen, sondern auch schön und erbaulich finden, wenn er nicht, wenigstens in gewissen Augenblicken, die Erhörung seines Wunderglaubens zur Bedingung seines Glaubens überhaupt zu machen, und der Seligkeit des Glaubens, wo man nicht siehet, aus dem Wege zu gehen schien. Es erneuet sich in ihm, wie mir scheinet, sehr oft das Phänomen des Petrus, welcher den einen Augenblick auf den Wogen gehen wollte und den andern Augenblick nachher verzagte; aber wo die Liebe zum Herrn im Herzen ist, da läßt Er auch gewiß den Zagenden nicht versinken.

Die Histoire du clergé habe ich mit dem größten Interesse gelesen und mit derjenigen Freude der Bewunderung, welche das Herz weit über das Mitleiden erhebt. Wer kann Mitleiden haben mit begnadigten Auserwählten, die Gott der heiligen Schmach und der Marter für Ihn würdiget? Es sind Tropfen ihres Blutes in mein Herz

[1] Overberg's.

gefallen! Selig die Kirche, welche izt noch solche Schaaren von Martyrern hervorbrachte!

Täglich vereinige ich mich zweimal im Geiste regelmäßig mit Ihnen im Vaterunser, und die Bitte: Dein Reich komme! wird mir immer ernsthafter, feierlicher, sehnender.'

Am 2. Nov. 1796.

‚Schlosser zeigte uns einen Brief von Jacobi, welcher uns Alle betrübt hat. Indem er ihm viel Richtiges und Gutes über sein Schriftchen gegen Kant sagt, versichert er zugleich, daß er kein historischer Christ sei und nie einer sein werde. Er sei nun ganz auf's Reine gekommen und Herder's neuestes Buch ‚Der Erlöser' scheine ihm vortrefflich, weil es sein eigenes Glaubensbekenntniß enthalte. Herder's Buch habe ich nicht gesehen; wir kennen ja aber den Geist dieses Chamäleons, und es wird immer mehr Mode bei unsern protestantischen sogenannten Theologen, sich Christen zu nennen, indem sie die Geschichte des Evangeliums verwerfen und nur die Sittenlehren annehmen; den menschlichen Kräften die Erfüllung der evangelischen Forderungen aufladend und sich schmeichelnd, mit der absurdesten aller Absurditäten Eingang zu finden. Mein Bruder sprach mit Unwillen von dieser Herder'schen Schrift, die er nicht habe auslesen mögen. Schlosser sagte: Mag Jacobi seinen Herder'schen Erlöser haben, ich halte mich an den Erlöser des Johannes!'

Bezeichnend für die Stellung, welche Stolberg während der Jahre seines religiösen Forschens und Ringens einnahm, ist vor Allem ein Brief, den er am 21. December 1796 an Overberg schrieb. ‚Ich hungere und dürste nach Wahrheit, und Gott der Herr, der mich bisher barmherzig geführt, wird mich in seiner Hut behalten und, deß vertraue ich dem Allerbarmer, zur rechten Zeit den Port der Wahr-

heit und des Friedens öffnen. Ihre Mahnung, ehrwürdiger Vater und Freund, Nichts zu übereilen in Sachen des Glaubens, geht mir tief zu Herzen. Aber ich werde auch nicht stille stehen auf meinem mühsamen Wege; so lange Gottes gnädige Hand mich hält nnd leitet. Beten Sie für mich, daß ich stets nur wolle, was Gott will, und daß Er mich, wo immer es Noth thut, prüfe und läutere im Schmelztiegel der Leiden, die die Schlacken der Seele am besten erkennen lassen und am ehesten beseitigen.'

Diese Leiden wurden ihm bald zu Theil.

---

Mitte Januar 1797 trat er im Auftrage seines Herzogs zur Beglückwünschung des neuen russischen Czaren Paul eine Reise nach Petersburg an. Schweren Herzens nahm er Abschied von den Seinigen. ‚Sehr zu rechter Zeit,' schrieb er aus Kurland an seine Gemahlin, ‚kam mir heute unser Kapitel im Kempis, das Lieblingskapitel unserer Pauline[1], das zwölfte im zweiten Buch. Ach, mit welcher seligen Empfindung muß sie es lesen können! Ihrer Schwester schöne Worte: la louange de celui qui me châtie, est le remède des blessures qu'il me fait, fielen mir auch dabei ein. Laß uns immer mehr nach der Fassung streben, die im Leiden solche Kraft gibt, nach der Kraft des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe.' ‚Die Beschwerden der Reise haben doch ihr Gutes, was mir sehr fühlbar wird. Es stehet immer nur bei uns, in einem gewissen Sinne Feigen zu lesen von den Disteln und Trauben von den Dornen; wiewohl es nicht immer bei uns steht, gleich zu schmecken, wie paradiesisch diese Feigen, welchen Nektars diese Trauben voll

[1] Marquise von Montagu.

sind. Es sind die Früchte vom geweiheten Baume, vor denen der Schlange bange wird, und die ein Cherub uns anbietet.'

In Petersburg wurde er von dem Kaiser und der Kaiserin ‚mit fast freundschaftlicher Güte behandelt'. Vergebens bemühte er sich ‚um die Erlaubniß, bald wieder die Rückreise in die Heimath antreten zu dürfen', er sollte an den Krönungsfeierlichkeiten in Moskau Antheil nehmen. ‚O wie gefesselt,' klagte er, ‚zwischen den beiden Pfeilern Raum und Zeit! Je älter ich werde, desto schwerer werden mir die Trennungen von den Meinigen, und das ist ja auch sehr natürlich. Ich fühle diese sehr tief, aber mit stillerem Schmerz als mir natürlich wäre, und so hoffe ich, daß sie als Entbehrung und Leiden nicht vergeblich für mich sein werden.'

Aber zur Reise nach Moskau kam es nicht. Am 8. März erkrankte Stolberg an einem heftigen Gallenfieber und ‚fünf Tage lang gaben die Aerzte alle Hoffnung auf'. Die Zeit seiner Krankheit und langsamen Genesung wurde ‚wie ein Läuterungsfeuer für seine Seele'. Seine Briefe, schrieb die Gräfin, ‚sind mir stets eine rechte Erquickung, auch um seinetwillen, weil sich seine Seele darin in ihrer Liebe und Demuth vor Gott so schön offenbart. Gott der Herr hat in Allem uns sichtbar geleitet, und so bin ich fest überzeugt, daß auch diese Krankheit, wie mir, der Mitleidenden, so auch Stolberg selbst zum Heile gereichen wird. Mehr als die Freude, macht uns das Leiden reif für das, was Gott von uns verlangt.' ‚Gott erinnert uns immer daran,' heißt es in einem dieser Briefe Stolberg's, ‚daß unsere irdischen Freuden und irdischen Leiden hinfällig sind, daß wir weder als Schmetterlinge um ein Talglicht gaukeln, noch als lichtscheue Fledermäuse uns in düstre Gemäuer verkriechen sollen. In dieser kurzen Mondnacht sollen wir im Mondlichte das Licht der

Sonne nicht verkennen, welchem jener seinen Glanz entborgt, und demüthig harren, „bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in unsern Herzen“. Dann wird „der Aufgang aus der Höhe“ uns zu seiner Zeit dieser Lebensnacht und ihren Träumen entreißen. Der Gedanke an Gott ist Schild und Speer und hebt uns über die, wenn auch noch so großen, doch flüchtigen Leiden dieser Zeit, von denen Klopstock irgendwo so schön sagt, daß sie nur Staub sind, welcher sich wölket hinter dem Fuße des Pilgers nach Salem. Wir können nicht hindern, daß er uns den Blick auf's Ziel trübe, daß er das Auge nicht thränen mache, aber das Ziel verrücken darf er uns nicht; niederschmettern muß seiner Natur nach Staub nicht können. Es muß mit uns dahin kommen, daß wir bei jeder Gelegenheit mit voller Empfindung sagen können: „In dem Allem überwinden wir weit durch Den, der uns geliebet hat“, und: „Weder Tod noch Leben, weder Hohes noch Tiefes“ ꝛc. Es fällt mir, seit meiner Genesung, manchmal der Baum ein, für den der Gärtner bat, daß er noch nicht möchte abgehauen werden, ob er vielleicht noch Frucht bringen würde? Die Axt lag an der Wurzel. Aber wird er nun Frucht bringen? Frucht nach Maßgabe der Wartung und des Bodens, in dem er gepflanzt und mit so viel Sorgfalt gewässert ward? Ich hoffe, aber Gott weiß, mit Zittern! Denn nur ich selbst kenne das Maß und die Zahl meiner Untreuen, und ich weiß, daß ich — wiewohl antipodisch entfernt von aller Heuchelei — eine gleißende Seite habe, welche alle, die mich lieben, zu vortheilhaft von mir urtheilen macht.‘

‚Unsere Gallitzin war also wieder dem Hafen sehr nahe. Möchten wir sie bald und oft sehen, so lange sie unter uns lebt! Die Trennung durch den Ort zwischen Lebenden ist, dünket mich, viel schwerer zu ertragen, als wenn wir den

Troſt haben, daß ſie angekommen ſind. Und ich bin verſichert, daß wir von unſeren Geliebten, die vorangingen, nicht eigentlich getrennt ſind; daß ſie auf uns wirken, glaube ich; und gewiß iſt die geiſtige Vereinigung mit ihnen edler, als aller Umgang durch Aug' und Ohr und Sinnentand. O daß ich in anderen göttlichen Dingen ſo richtig empfände, wie ich hierin meinen ſinnlichen Menſchen unter das Joch der feſten Ueberzeugung und des Gedankens der Ewigkeit gezwungen habe! Gegen Gedanken, welche zu ſolchen Empfindungen werden, darf die natürliche, d. h. ſinnliche Empfindung ſich nicht zu lang, noch zu ſehr erheben. Je unabhängiger von den Sinnen, deſto freier; je freier, deſto mehr ſchwebend in der ewig ſich erweiternden und ewig wärmer werdenden Region der wahren, uneigennützigen Liebe! Es iſt mir dieſes ſo klar, daß ich die davon abweichende Art zu ſehen und zu empfinden nicht wohl begreifen kann.'

‚Während mehr als vierzehn Tagen,' ſchrieb er am 25. April 1797 an Adolf Droſte, ‚war meine Kraft zu denken (außer wenn ich phantaſirte) faſt erſtorben, und ebenſo der Sinn des Gefühls. Als ich begann wieder lebendig zu werden, da war mir Gott ſehr gnädig. Ich that Blicke in mein voriges Leben, bis in die Kindheit hinein, und was ſah ich, deutlicher als je? Links aufgethürmte ſchwarze Gewölke meiner Sünden, rechts die Sonne ſeiner Gnade, welche die Gewölke zu Waſſer gerinnen machte. „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir iſt, ſeinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat, der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen!"'

Nach seiner Rückkehr aus Rußland fand im Juli 1797 in Eutin ein erneuerter längerer Verkehr mit der Fürstin von Gallitzin, Overberg und der Frau Pauline von Montagu statt. Während desselben ‚kamen fast nur religiöse Fragen zur Sprache', sagt Stolberg in einem spätern Briefe an Christian Schlosser in Frankfurt, ‚gleichsam ungesucht, denn der apostolische Overberg und die beiden Freundinnen lebten und webten nur in den höheren Regionen, und ich und meine Sophie, wir kannten auch keine höheren Interessen als die religiösen, für uns und unsere Kinder. „Prüfen Sie, aber übereilen Sie nichts", war Overberg's steter Wahlspruch, „und vor allem beten Sie und seien Sie demüthig vor Gott, denn nur Gebet und Demuth gibt die rechte Erleuchtung und die Erkenntniß der Wahrheit." Ja, wäre ich so demüthig gewesen, wie Overberg, und hätte ich beten können, wie er, so hätte mir Gott die Gnade des Eintrittes in seine Kirche gewiß früher geschenkt.' ‚Es war noch,' fährt er in demselben Brief fort, ‚zuviel Weltgeist in mir, während ich, von Unruhe und Zweifel gejagt, die einzelnen Controverspunkte prüfte, und der Meinung war, daß ich von jedem einzelnen mir selbst Rechenschaft ablegen müßte. Darum gingen noch Jahre hin, bevor Gott meinen gelehrten Nacken dem süßen Joche des Glaubens, worin ich mich selig finde, sich beugen ließ. Daß ich hinübergekommen über den breiten Graben, der den gelehrten Prüfer der verschiedenen Lehrsätze von dem gehorsamen Kinde des Glaubens an die Eine unfehlbare Kirche und ihre Lehre scheidet, war reine Gnade Desjenigen, der meine Sehnsucht nach der Wahrheit kannte, und eine Frucht des Gebetes jener stilldemüthigen, opferfreudigen Seelen, die Er, der Allerbarmer, in meine Nähe führte.'

Die einzelnen Controverspunkte, über die er Zweifel

hegte, faßte Stolberg in einem eigenen Schriftchen zusammen und überschickte dasselbe, mit der Bitte um Auskunft, der Fürstin von Gallitzin. ‚Hier sende ich Ihnen,' schrieb er der Freundin am 14. Januar 1798, ‚die Darstellung meiner Zweifel. Sollte irgend ein Wort dieses Schriftchens Ihr zartes Gefühl verletzen, so bitte ich, lesen Sie, was ich über die Kirche sage. Daß uns, da wo wir stehen, nicht wohl sei, das würden Sie aus diesen Blättern sehen, wenn Sie es auch nicht wüßten. Ist Eure Kirche nicht das, wofür Ihr sie haltet, oder komme ich nicht zur Ueberzeugung, daß sie es sei, so müssen ich und die Meinigen ohne sichtbaren Hirten, ohne Pferch und Hürde auf der dürren Haide umherirren, und wie zittre ich für meine lieben Lämmchen, welche mitten unter den Wölfen aufwachsen sollen! Und woher nehme ich die Ueberzeugung, welche mir noch fehlt? Einige Schwierigkeiten liegen wie Klüfte vor mir. Sind sie nichtig, so kann ich doch nur auf Flügeln des Gebetes darüber erhoben werden; meine Vernunft hilft mir nicht darüber weg, vielmehr bäumt sie sich wie ein Pferd, dem der Graben zu breit und jenseits der Boden nicht fest scheint. Ich bin mir bei Darstellung des pro und contra keiner Unlauterkeit bewußt worden, und glaube doch auch in der That, daß das Einreden meines Fleisches und Blutes mehr als überwogen werden durch meine Sehnsucht nach der großen Gemeine. Ach, wie wohl würde mir werden, wenn ich Ruhe fände in Eurer Kirche! wenn ich mich Müden lehnen könnte an das Haus Gottes, welches ist eine Grundveste und ein Pfeiler der Wahrheit! Wie wohl würde dem Armen werden, wenn er, dessen Seele doch izt schon verlanget und sich sehnet nach den Vorhöfen des Herrn, jauchzen könnte: „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich

Deine Altäre, Herr Gott Zebaoth, mein König und mein Gott!'"

Eutin, 10. Jan. 1798.

‚Paulinens Besuch hat uns innig wohl gethan. Ach, solche Blumen in der Wüste unserer Zeit und unseres Landes hat der liebe Gott als Vergißmeinnicht, die uns an Ihn erinnern und zu Ihm führen sollen, hingepflanzt, mitten zwischen dem immer üppiger wuchernden Unkraute rund umher!

Ich muß es klagen, daß ich immer, je länger je mehr, loup garou werde. Das Sitzen und Schwatzen von diesem und jenem, auch vom literarischen Tande und selbst im Kreise ausgesuchter (aber nicht erwählter) Menschen, wird mir immer schwerer. Ich mag nicht schwatzen, wenn ich nicht schweigen darf, und muß doch mitschwatzen! Ach, es ist ein peinlicher Zustand, wenn man soweit gekommen ist, zu empfinden, wie eitel alles unter dem Monde sei, und nicht weit genug, um den nimmer versiegenden Quell vollströmend im Herzen zu haben, dessen Kühlung auch bei äußerem Zwang erfrischt und Lüftchen des Lebens selbst in die alltägliche Existenz wehen läßt und den commérage der Gesellschaften, wie offene Fenster ein dumpfes Zimmer, lüftet und belebt.'

Eutin, 17. Jan. 1798.

‚Wie lechze ich nach dem „Einst"! Wer hielt' es ohne diese Aussicht in der Welt izt aus, in der Welt, deren Gräuel jeden Menschen, der nicht jedem Gefühl des Rechts und des Erbarmens entsagt hat, auf Dornen bettet und mit Schlangen geißelt! Ich las eben die neuesten Zeitungen. Wie wird uns zu Muthe sein, wenn wir diese immer mehr in moralische Fäulniß gehende Welt verlassen haben und in die ewigen Hütten aufgenommen werden, in Gefilde der Un-

schuld, in's Reich der Liebe, wo Gerechtigkeit und Friede sich küssen! wo wir uns sonnen werden im Licht der Sonne, deren Abglanz wir hienieden nur wie im schwachen Mondschein und durch kalte Nebel sehen! Meine Seele ist matt und krank und sehnet sich hinüber mit einem Verlangen, welches mir oft Muth und Kräfte niederschlägt. Auch ohne dieses Symptom würde jenes Verlangen mir verdächtig sein. Ich glaube nicht — ja ich darf wohl mit Wahrheit sagen —, es ist nicht ganz unrein, aber gewiß ist es auch nicht rein. Es wird getrübt durch Lebensekel, den freilich diese Zeiten sehr entschuldigen, der aber doch dem nicht geziemet, der wie ich zwar dem Alter nahet, aber doch so weit zurückgeblieben ist auf der engen Straße. Die Uebelheit der Seekrankheit bringt den Reisenden nicht weiter, und die Frucht, welche unreif abfällt, weil der Wurm sie stach, wird weggeworfen.'

Am Tage Agnes, 21. Jan. 1798.

‚Ich bin versichert, daß Sie an diesem Tage auch an meine mir nächste Schutzheilige denken, welche mir Unwürdigem die ewige Liebe in Liebe zugesellete und deren Fürbitte — wenn ich mich deren nicht unwerth mache — mir gewiß zum überschwänglichen Segen sein kann! Ach, auch meinen und ihren Kindern! Sie, die hier ganz Liebe war, und deren Liebe so rein, so gegründet in Liebe zu Gott und dieser Liebe so unterordnet war, wie rein und glühend muß dieses himmlischen Herzens Liebe nun sein, da ihr Wandel hienieden schon im Himmel war! Die Idee der reinen Gottesliebe hatte sie weder durch Umgang mit Menschen noch durch Bücher, und als sie Fenelon in den letzten Jahren ihres Lebens las, begriff sie nicht, daß mir die Idee de l'amour pur so neu wäre. Die Hoffnung, vielleicht bald umfangen von den Armen der großen, immer jugendlichen und immer ge-

bärenden Mutter, den Herbst des Lebens zuzubringen — diese Hoffnung wird immer glühender durch Verlangen, immer lechzender durch Bedürfniß. Mein Herz schlägt dem gelobten Land entgegen; die Vernunft findet keine Furt im Jordan — werd' ich in der Wüste sterben? Meine armen Kinder auf den hohen Wogen im Sturme dieser Zeit und in dem lecken Nachen zu sehen, das ist ein schrecklicher Anblick. Ach, wann erscheint mir die Hand, die den Petrus ergriff, als er zu sinken glaubte? Zugleich wende ich auf mich den Spruch an, in welchem Paulus von solchen spricht, die da „lernen immerdar und können nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen".'

Am 7. Febr. 1798.

‚Sie in Angelmodde zu denken, thut mir immer so wohl, denn ich bin gewiß, daß Ihnen dort unaussprechlich wohl werde. Ihnen selbst kann ich im Geiste dorthin nur sehr unvollkommen folgen, aber ich sehe Ihnen, Ihren Fußstapfen, nach und bete die Gnade Desjenigen an, der Sie dort einladet. Ich habe es sonst Ihren Carmel genannt, ich nenne es nun Ihr Bethanien und sehe Sie dort zu den Füßen des Geliebtesten unter den Geliebten. Ach, man säße doch noch lieber an der Stelle der einfältigen, demüthigen, von Liebe entbrannten Maria zu Seinen Füßen, als man Theil haben möchte an den erhabenen Offenbarungen des göttlichen Elias, wiewohl ich von meiner Jugend an eine besondere enthusiastische Verehrung und Liebe für diesen Mann Gottes habe.

Seit ich mit meinen Kindern über die heilige Schrift und über unsere Religionswahrheiten rede, ist mir manche neue Ansicht geworden. O welche Tiefe der Weisheit und der Liebe ist in diesen göttlichen Schriften! Als Kind

betrübte mich manchmal die Vorstellung, daß ich meinen kleinen Wagen und meine hölzernen Pferdchen im männlichen Alter nicht mehr haben würde. So kommt mir izt zuweilen der Gedanke, daß es doch schade sei, im Himmel die heilige Schrift nicht mehr zu haben. Ich fühle, wie kindisch das sei. Werden wir doch Ihn haben und von Ihm gehabt werden, der der ganze Inhalt der heiligen Schrift, ihr A und O ist! Durch den im Anfang Himmel und Erde geschaffen wurden und der am Ende des letzten Buchs dieser Schriften verheißt: daß Er bald kommen werde. O daß Er käme! „Der Geist und die Braut sprechen: Komm. Und wer es höret, der spreche: komm! und wen dürstet, der komme: und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst!"

Köstlicher Zuruf: „Wer es höret, der spreche: komm!" O daß auch ich Ihm zurufe: komm! Er wolle mir nur den wahren Durst geben! Sie flehen auch Ihn für mich und die Meinigen an, daß Er uns den wahren, lechzenden Durst gebe! Gibt Er uns nur erst den — wer tränket dann auch lieber als Er?'

Eutin, 14. Febr. 1798.

‚Die Nachricht über den Tumult in Rom, welche Sie mir mittheilen lassen, setzet die Bosheit der Franzosen in ein helles Licht. Aber man wird das Gegentheil glauben wollen. Unter den vielen Morden dieser Feinde Gottes und der Menschen stehen die moralischen Morde oben an. Sie haben unter anderm auch die Evidenz getödtet. Die Zahl der Menschen, denen noch im Kreise der Politik und der Moral Evidenz einleuchtet, ist so klein, daß ihre Stimme nicht gehört wird. Oder rufen sie, so ist es, als ob ein Herold unter Blinden und Tauben den Sonnenschein an-

kündigte. Wer kann bei dieser Blindheit die Hand verkennen, welche die Männer zu Sodom mit Blindheit schlug? Ach dieselbe Hand war es ja doch auch, die Blinden das Gesicht wieder gab! Es ist Erbarmen von Ihm, daß ich mich blind weiß, und daß ich im Tappen nach Seiner Hand auslange.'

Eutin, Sonntag Abend, 18. Febr. 1798.

‚Die Zweifel über einige Controverspunkte, welche mich in Absicht auf einen gewissen großen Schritt in suspenso halten, auf der einen Seite, und auf der andern Seite das immer erneuete, geschärfte Gefühl der Gräuel unserer Zeit, ein Gefühl, welches mich bald glühend vor Unmuth, bald mürbe, ja fast verzagt macht: dieses beides zerstreut auch oft meine Kräfte des Verstandes und des Herzens und setzt mich in einen Zustand der Dumpfheit, welcher nicht gut und mir selbst zum Ekel ist.

Aber auch für diese Art von englischer Krankheit wächset ja der Balsam in Gilead. O bitten Sie den großen Arzt, daß Er mich salben möge, auf daß ich im Anblick des Teiches von Bethesda nicht der Kraft ermangeln möge, hineinzuspringen, wenn Sein Engel das Wasser bewegt!'

---

Um sich ungestört der Beschäftigung mit den höchsten Lebensfragen und der Erziehung der Kinder widmen zu können, entschloß sich Stolberg im Jahre 1798, seine Aemter niederzulegen und von Eutin wegzuziehen. ‚In hiesiger Schule,' schrieb er, ‚sind meine Kinder in höchster Gefahr, allen Glauben an die christliche Offenbarung und alle religiöse Pietät zu verlieren.'

An der Spitze dieser Gelehrtenschule stand Stolberg's Jugendfreund Johann Heinrich Voß. Seit ihrer ‚Bundeszeit'

in Göttingen hatten die Freunde einen fleißigen literarischen Austausch und Briefwechsel unterhalten und Stolberg hatte sich gegen den in kümmerlichen Verhältnissen lebenden Philologen in Allem großmüthig erwiesen. Als Voß sich mit Erneſtine Boie verlobte, schenkte er demselben den vollen Ertrag seiner Uebersetzung der Ilias und ermöglichte ihm dadurch die erste Begründung eines eigenen Hausstandes. Auf Stolberg's Veranlassung hatte Voß im Jahre 1782 das Rectorat in Eutin übernommen und es fand zwischen ihnen längere Zeit hindurch ein enger Verkehr statt, der sich aber, je mehr die Verschiedenheit ihrer Denkweise auf religiösem und politischem Gebiete hervortrat, auf literarische Dinge beschränkte. Voß war ein ‚gelehrter kalter Rationalist', ein Anhänger der sogenannten ‚gereinigten Vernunftreligion' eines Biester und Nicolai. Schon im Jahre 1785 fand er, daß Stolberg, der seinen Glauben an die göttliche Offenbarung des Christenthums festhielt und die Traditionen seines frommgläubigen lutherischen Elternhauses nie verleugnete, ‚eine früh eingeprägte Neigung zur Pietisterei und zum mystischen Unsinn' besitze. In der Politik blieb Voß trotz aller Gräuel der französischen Revolution ein Anhänger der Franzosen, die auch in Deutschland Freiheit und Gleichheit verbreiten sollten: er wünschte darum den französischen Waffen Glück gegen die deutschen Armeen. Stolberg dagegen förderte mit aller Kraft des Wortes die Erweckung eines ernsten entschlossenen Patriotismus und rief zur Erhaltung nationaler Selbständigkeit, zur Abwehr fremder Knechtschaft auf. Als er in der Ode ‚die Westhunnen' das Feuer edlen Zornes gegen die neuen Barbaren ausgoß, klagte Voß: ‚Hole der Henker Adel und Pfäfferei, die ein Herz wie Stolberg's entadelten.' In demselben Grade, in welchem sich Stolberg gegen die Aufklärer und die Revo-

lution entschied, bekannte sich Voß zu den Anhängern derselben. Auch in seinem Unterricht predigte er den Schülern seine Grundsätze. Stolberg erfuhr, wie er ‚die deutschen Jünglinge gegen die deutschen Heere zu erbittern suchte, die Gräuel der Franzosen den Deutschen zuschrieb, sie zu Jacobinern zu machen strebte'. ‚Vossens und seines Gehülfen Unterricht,' schrieb er am 25. Februar 1798 an die Fürstin von Gallitzin, ‚ist von der Art, daß ich meine Knaben nicht lange mehr die Schule kann besuchen lassen. Beide, aber vorzüglich Voß — dessen Unterricht in den alten Sprachen, was Sprachkunde und Eindringen in den Geist der besten Schriftsteller betrifft, wohl schwerlich seines Gleichen hat — sind so angesteckt vom Gifte der Zeit, daß sie ihn selbst ohne natürlichen Anlaß in den Unterricht einfließen lassen [1]. Daß sie Jesum Christum nur für einen von Gott mit besonderen Gaben ausgerüsteten Mann ansehen, daß ihnen die Geschichten der heiligen Schrift Fabeln scheinen, daß Jehova in ihren Augen nur ein als Nationalgott von den Juden verehrtes Wesen sei, daß die Vorstellung eines Gott sühnenden Todes ihnen Thorheit und Aergerniß sei ꝛc. ꝛc., ist von meinen Knaben schon bemerkt worden. Ebenso haben sie auch schon Vossens politischen Aberwitz, seine blinde Parteilichkeit für die Franzosen, seinen citoyen Sinn ꝛc. wahr-

[1] So äußerte Voß z. B. bei der Erklärung des Oedipus auf Kolonos: ‚Uns fehlen auch Vergötterte — wie Achill. Wir könnten einen Hermann haben. Aber wir verließen die Religion unserer Väter und nahmen, ohne eigene Ausbildung, der Hebräer Religion auf. Die Heiligen — vapulantes — geben höchstens zu satyrischen Dramas Stoff. Der Philosoph kann klagen darüber.' Ein andermal: ‚Unsere Volksgottheiten sind der Teufel und die Heiligen. Aus dem erstern läßt sich etwas, aus den letzteren aber gar nichts machen.' Herbst, Voß 2, 71—72.

genommen. Beides hat zwar nur die Folge gehabt, daß Vossens Ansehen bei ihnen sehr abgenommen, und in der That treibt ihn die Leidenschaft zu solchen Aeußerungen, deren Ungrund Kindern, die nicht alles häuslichen Unterrichts entblößt sind, einleuchten muß. Ich habe es ihnen zur Pflicht machen müssen, mir jedesmal anzuzeigen, wenn sie dergleichen von ihm hören, und es ward mir nicht allein nicht schwer, das Gehörte zu widerlegen, sondern sie selbst hatten es schon richtig beurtheilt. Aber wie darf ich sie gleichwohl dieser Gefahr länger aussetzen? Ich schreibe morgen an den Bischof und bitte um meine Entlassung. Ich führe die wahre Ursache an, daß ich nämlich es für meine Pflicht halte, mich ganz meinen Kindern zu widmen. Meine gute eifrige Sophie, welcher das Heil dieser Kinder wahrhaft mütterlich am Herzen liegt, bestimmte mich zu diesem Entschlusse, ehe ich die späteren, noch ärgeren Aeußerungen Vossens, welche mir izt Beschleunigung der Ausführung zur Pflicht machen, erfahren hatte. Mit Voß zu reden hilft nichts. Er hört, sobald von der Vernunft die Rede ist, keine Vernunft und ist entflammt von Fanatismus für die Aftervernunft der Zeit. Was ich von seinem Unterricht weiß, das stimmt ganz mit dem überein, was ich so oft aus seinem Munde hörte! Aber ich hielt ihn für zu gewissenhaft, oder vielmehr sein Gewissen für zu schlicht, um zu besorgen, daß er, da er in der Religion selbst nicht unterrichtet, sich in den Stunden des griechischen und lateinischen Unterrichts seinem Fanatismus so überlassen würde.'

‚Meine Absicht ist, ein Haus in oder nahe bei Kiel zu miethen. Dann werden meine Kinder Lehrer und Meister aus der Stadt nützen können. Finde ich einen guten Hofmeister, desto besser. Aber die eigentliche Aufsicht und

Bildung der Knaben übernehme ich selbst und lese auch die Alten mit ihnen. Fest entschlossen bin ich übrigens, weder zu bauen noch zu kaufen, um desto weniger zu kleben, sondern wie ein Vogel auf dem Zweige zu sitzen. Ach ich hoffe den Zweig zu verlassen, um unter dem Schatten der Flügel jener großen Glucknenne Ruhe für mich und die Meinigen zu finden.'

Stolberg kam beim Herzog um seine Entlassung ein, aber auf Betreiben des oldenburgischen Staatsministers Grafen Holmer, der, wie er schrieb, Stolberg ‚nur mit Schmerz aus einer segensvollen Wirksamkeit würde scheiden sehen', ersuchte ihn der Herzog ‚um ein längeres Verbleiben im Amt'. Stolberg nahm die Kinder aus der Schule und gewann für sie in einem um seines Glaubens willen verbannten französischen Geistlichen Namens Pierrard, früher Professor in Rheims, einen trefflichen Hauslehrer. ‚Pierrard,' sagt er in einem Briefe an Adolf Droste, ‚gewinnt immer mehr unsre ganze Achtung und Vertrauen. Ein stiller edler Geist belebt ihn, und mich dünket, seine reine Frömmigkeit müßte Allen, die ihn viel sehen, auffallen: in hohem Grade streng gegen sich, hat er eine Milde und Freundlichkeit, welche, immer mit sanftem Ernst verbunden, aus einer höheren als Temperamentstugend quillen, und ihres günstigen Einflusses auf die Kinder nicht verfehlen werden.'

Im März 1798 besuchte Stolberg seine Freunde Klopstock und Claudius.

‚Den ganzen Vormittag früh,' schrieb er am 4. März an die Fürstin von Gallitzin, ‚war ich bei Klopstock, dessen Umgang mir sehr interessant und der mir selber nun schon seit beinah vierzig Jahren so lieb ist! Den Mittag war Jacobi dort, welcher spät wegging; den Abend soll ich bei Büsch zubringen. Sie wissen, wie schwer es mir wird, den

Tag in Gesellschaft zuzubringen, izt schwerer als je, da meine Sehnsucht immer glühender wird, und ich wie der Hirsch nach frischem Wasser schmachte'.

‚Mir ist sehr schwer zu Muthe! Und doch erfüllen mich oft süße Ahnungen! Mich dünket, mein Laub, meine Blüthen seien gefallen! Mich dünket, hie und da habe Frucht angesetzt, aber sie ist klein — wie Vielem ausgesetzt! Es wird bald ein Jahr, daß mir die Axt an der Wurzel lag. Möge der große Gärtner nicht umsonst für mich gebeten haben! Ich darf sagen, daß mir bei keiner Sache, die nicht nahe Beziehung auf Ihn hat, recht wohl werde; aber doch vermag ich nicht, Ihn zu ergreifen, wie ich wollte. O daß ich den Saum Seines Gewandes nur endlich einmal ergreife und fest halte, bis Er mich segnet!'

Neumünster, am 6. März 1798.

‚Nach dem tumultuarischen Leben in Hamburg, wo ich mir Augenblicke der Stille stehlen mußte, that mir der gestrige Abend bei unserm Claudius und der heutige Morgen dort recht wohl. Ja selbst die einsame Fahrt auf der leblosen öden Haide. Diesen Mittag war ich in dem Orte, wo ich geboren ward und den ich im sechsten Jahr meines Lebens verließ. Der Anblick des Hauses meiner Aeltern war mir lieb, und selbst des bunten steinernen großen Rolands auf dem Markte, dessen Andenken weder die mediceäische Venus, noch der belvederische Apollon verdrängt hatten. Seit jenen Tagen meiner Kindheit haben sich meine Ideale von Schönheit sehr verändert, aber wie ganz anders werden sie, hoffe ich, sich verändert haben, wenn einst meine Kinder mit Rührung auf das Haus ihres lange schon todten Vaters sehen! Ach warum sieht unsere Janusnatur mit den Augen des Hinterkopfs so hell in das Ver-

gangene zurück, und vor uns starret die Nacht der Zukunft! O richten Sie meinen Blick auf den Morgenstern, der auch in dieser Nacht uns aufgehet, auf den Stern der Liebe, der uns durch Glauben und Liebe, wie jener Stern die morgenländischen Weisen, zum Geliebten führen soll.'

Eutin, 11. März 1798.

‚Der Gräuel der Verwüstung steht nun — soll ich sagen an heiliger Stätte?[1] Mich und die Meinigen hat die gestrige Zeitung erschüttert! Welches Aergerniß in der Christenheit! Und wer achtet es? Wer merket nur darauf? Wie wird die Nacht, welche die ganze Christenheit umzieht, immer dunkler? O Hüter Israels, ist die Nacht schier hin? Wölfe heulen, und Mörder lauern in den Wäldern.

Ach daß Er mir Hülfe reichte, mich aufzumachen, und licht zu werden, wenn Sein Licht kommt, daß es auch mir und den Meinigen leuchte! Daß auch über uns die Herrlichkeit des Herrn aufgehe! Denn siehe, Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker! Ich weiß wohl, daß dieser schrecklichen Nacht eine Morgenröthe folgen wird, aber werden meine Kinder sie erleben? Bei ihrem Anblick, beim Gedanken an sie, bricht mir das Herz. O welcher Trost würde es mir sein, wenn ich sie der lieben alten und doch immer jungen, immer gebärenden und immer säugenden Mutter in den Schooß legen könnte! Gott weiß es, wie ich sie ehre und liebe, aber — Sie wissen, welche Steine des Anstoßes mir im Wege liegen. Ich vermag nicht, sie zu heben. Aber der Gedanke, daß mir vielleicht

[1] Bezieht sich auf die Gefangennehmung und Wegführung des Papstes Pius VI., die Plünderung der Kirchen Roms und andere dort von den Franzosen begangene Gräuel.

meiner Unwürdigkeit, Lauigkeit und Untreue wegen die Erkenntniß der Wahrheit nicht gegeben wird, dieser Gedanke verfolgt mich!'

Eutin, am 18. März 1798.

‚Die Pest der Revolution, welche nun meine beiden geliebten Länder, Italien und die Schweiz, zugleich so wüthend überfällt, und einen Theil unseres Vaterlandes auch schon verschlungen hat, dienet nicht dazu, mir das Blut zu versüßen. Wie wird der furchtbare Tritt der Gerichte Gottes über den Erdkreis immer hörbarer und sichtbarer! Und wie Wenige werden ihn inne! Und wenn auch ein Jesaias aufstände und aufmerksam darauf machen wollte, würde er nicht abermal klagen müssen: „Aber wer glaubet unserer Predigt, und wem wird der Arm des Herrn offenbaret?" Wir hier richten mit gespannter Aufmerksamkeit unsere Blicke auf Rom, d. h. auf die Weise, wie Gott das Schicksal des Papstes entwickeln und was, wenn er stirbt, erfolgen werde? Beten Sie, beten Sie für uns um Erleuchtung und um Treue. Wie viel ruhiger würde ich leben und sterben, wenn ich meine armen Kinder in den Armen der lieben alten Mutter sähe.'

Am 21. März 1798.

‚Ich lese izt das Concilium von Trient, unter jedesmaliger Anrufung Desjenigen, der uns Seinen Geist verheißen, auf daß Er uns in aller Wahrheit leite und der uns so gern in der Wahrheit heiligen will.

Sie wissen, daß ich Vieles in mir zu bekämpfen habe. Zu dem Vielen gesellet sich izt ein Gefühl der Bitterkeit gegen Voß, welches desto herber ist, da ich in seiner Gegenwart jeden Ausbruch so sorgfältig meiden muß. Es ist eine göttliche Vorschrift, und ich glaube diese, wie so Vieles,

Ihnen zu verdanken zu haben, daß man gleich, so bald man gegen Jemand Etwas empfindet, für ihn beten soll. Wie reichhaltig sind die Schätze der Heilungsmittel für jedes Weh in der göttlichen Religion, welche so verkannt wird!'

Eutin, am 25. März 1798.

‚Ich möchte mich gern, so wie ich wollte, an dem großen heutigen Feste[1], dessen Feier noch zur Zeit meiner Kindheit auch in protestantischen Ländern begangen ward, im Geiste mit Ihnen vereinigen und dem Erbarmer, der sich so tief aus Liebe für uns erniedrigte, Lob und Dank und Flehen um Gnade und Erbarmung lallen können. In einem alten Liede singen wir:

‚Der Jungfrau'n Leib nicht hast verschmäht,
Zu erlösen das menschliche Geschlecht!'

Aber die alten Lieder werden durch neue verdrängt und mit ihnen, wie veraltete Lieder, die ewigen Wahrheiten. Gott weiß, ob, wenn meine Kinder meine Jahre werden erreicht haben, die öffentliche Weihnachts- und Osterfeier in diesen Ländern noch statthaben wird!

Wir haben hier einen schneeweißen alten Emigranten, der seit dem Jahr 44 die Waffen getragen und mit seinem Ludwigskreuze als gemeiner Soldat in dem Jägercorps von Condé alle Feldzüge gemacht hat. Er ist so schwach am Leibe, wie er arm und alt ist. Seine Söhne irren umher, seine Frau und zwei Töchter schmachten in Frankreich. Gestern besuchte ich ihn, und auf meine Frage, wie es ihm ginge, antwortete er: Je mets toutes mes peines au pied de la croix. Es ist ein rührender Anblick, wenn dem alten Krieger, bei Erwähnung der Gräuel in seinem Vater-

[1] Mariä Verkündigung.

lande, die Thränen über die Wangen laufen. Die seinigen wird Gott selber trocknen.'

Eutin, am 11. April 1798.

‚Meine Seele ist matt und müde, wie sie es fast nie war. Die Sache mit Voß hat mir tief in's Herz hineingegriffen, und greift noch immer ein. Jene wichtige Untersuchung, während welcher ich nun schon seit so langer Zeit die Augen des Geistes auf gewisse Punkte richte, hat mich auch in einen Zustand gesetzt, welcher demjenigen ähnlich ist, in dem man sich befindet, wenn man einen Gegenstand mit den Augen so lange fixirt, bis man alles um sich herum schwimmen und nichts mehr deutlich sieht. Jener Blinde, dem unser Heiland die Augen öffnete, sah im ersten Augenblick „Menschen wie Bäume". O daß ich nach meinem itzigen Schwindel wie er sehen möge!'

Eutin, Charfreitag 1798.

‚Der heutige Tag hat mich öfter als andere Tage hin zu Ihnen geführt. O daß ich mich im Geiste immer besser und besser mit Ihnen am Fuße des gesegneten Kreuzes vereinigen könnte! Ich bin versichert, mich dünket, ich sei es inne worden, daß Sie auch besonders heute die zahllosen und großen Bedürfnisse Ihres Freundes und der Seinigen, so wie sie nur dem allsehenden Auge Desjenigen, dem am Kreuze die Augen brachen, bekannt sind, Ihm dargebracht und um Erbarmung für uns gefleht haben!

In diesen Tagen haben Sie auch auf eine besondere Art mich bald erschüttert, bald erquickt, bei Lesung des mir von Ihnen gesandten schönen Buches Conversions remarquables ꝛc. Ich las eben wieder die salbungsvollen litanies pour une bonne mort, die von einer gewesenen Protestantin, nachdem sie den katholischen Glauben angenommen, gemacht

worden. Mich dünket, ich habe wenig so schöne Sachen gelesen. Was die Punkte der Controverse zwischen beiden Religionen betrifft, so steht mein Verstand noch immer da, wo er schon lange steht; aber immer mehr werde ich inne, daß der Geist der Salbung in viel größerem Maße über die Bekenner Eures Glaubens ausgegossen sei, als über die Bekenner des andern Glaubens. Und daher wächst mit dem Wunsche auch die Hoffnung, daß Gott mir die Zweifel, welche mir noch übrig sind, selber lösen werde.

Ich frage mich zuweilen mit Bekümmerniß, ob ich nicht etwa zu Jenen gehöre, von denen ein Apostel sagt, daß sie immer lernen und doch nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Es wird mir manchmal sehr Angst. Aber ich hoffe doch, daß mir das Licht aufgehen werde, nach dem ich mich so herzlich sehne!'

Ostertag 1798.

‚Auch heute komme ich im Geiste zu Ihnen. Es ist ein schönes und herrliches Fest, an dem man den Staub von den Füßen schütteln und sich dem Erstgebornen unter tausend Brüdern nachschwingen möchte! Oder im Staube vor ihm liegen, in ihm seinen Herrn und Gott anbeten; mit der begnadigten Sünderin vor ihm liegen, seinen Namen, wie sie den ihrigen, aus seinem Munde vernehmen und ihm ein Rabbuni! hinlallen möchte! Ach er sieht die Thränen, mit denen auch ich ihn, meinen Rabbuni, anrufe, daß er mich belehren wolle!

Ich las gestern von der M^lle Pitt, wie unaussprechlich wohl ihr bei der Ueberzeugung[1] ward. Ich warf mich hin auf die Kniee und flehte mit dem armen Esau: Hast Du denn nur Einen Segen? Ach es überströmte mich das

[1] von der Wahrheit der katholischen Kirche.

Gefühl der tausendmal tausend Segen, die er uns lieber geben will, als wir nehmen wollen, und ich stand mit neuer Hoffnung auf.'

Eutin, 15. April 1798.

‚Als einen charakteristischen Zug unserer Zeit erzähle ich Ihnen Folgendes. Die Gräfin Tessé in Witmold verschrieb sich einen marmornen Kamin aus Paris. Er kam an, war modern und schön gearbeitet; man war zufrieden. Auf einmal entdeckt man an der innern Seite eine halb erloschene Inschrift und sieht, daß dieser Marmor, einer Kirche entrissen, der Großmutter des Grafen Tessé zum Grabstein gedient hatte!

Leben Sie wohl. Meine Seele ist matt. Mich dürstet nach Erleuchtung! Möge Der, Der aus Liebe für uns am Kreuze dürstete, mich tränken. Beten Sie für mich.'

Eutin, 18. April 1798.

‚Mein kleiner Hausstand kommt mir zuweilen in dieser von Erwartungen und von Sehnsucht schwangern Zeit so vor — si parva licet componere magnis — wie das Volk Israel zur Zeit kurz vor Christi Erscheinung, da kein Prophet weissagte, da das Orakel der Bundeslade schwieg, oder doch selten sprach, da Mancher und Manche hinschmachteten, ohne noch im Alter, wie Simeon und Hanna, so glücklich zu sein, das Heil der Nation zu erblicken.

Der politische Horizont verfinstert sich immer mehr. Am geistlichen gehet mir kein neues Licht auf. Ich harre der Erbarmungen des Erbarmers. Möge ich nur mit Treue harren! Ich ertappe mein Herz so oft auf kleinen individuellen Untreuen, daß mir oft, in Absicht auf die Treue im Ganzen, angst und bange wird.'

Am 28. April 1798.

‚Mimi's[1] Brief an Kätchen, in dem sie uns die schöne Processionsfeier beschrieb, welche Ihr wegen der Drangsale der Kirche und ihres sichtbaren Oberhaupts gehalten habt, hat uns sehr gerührt. Glücklich, selbst unter Drangsalen, die Kirche, in welcher es etwas zu drängen gibt! Wie öde und schauervoll muß den Bewohnern Roms die Zeit der Marterwoche und Osterwoche dießmal hingeschlichen sein, unter den Entweihungen der Westhunnen! Aber eben diese öde Leere, diese Entweihungen, werden die Feier voriger Jahre wieder zurückgebracht und einen Nachgeschmack bei manchen erregt haben, die ehemals ohne Geschmack den Feiern zusahen. O daß ich Ihre Procession hätte sehen, sie mit den Blicken und mit der Sehnsucht eines wehmüthigen Herzens begleiten können!'

Am 2. Mai 1798.

‚Das Herz ist mir so voll! Und da mir durch Manches und Manches izt der Kopf beschäftiget und beunruhiget wird, das Herz aber oft sich sehr geängstet fühlet, so daß Freudigkeit und Kraft mir oft hinsinken, so war mir Ihr Brief desto stärkender, desto erquickender.

Mein Zustand ist noch immer der des Hinstarrens auf den oft betrachteten Gegenstand. Die Dämmerung — o möge es eine Morgendämmerung, keine Abenddämmerung sein — ist immer dieselbige. Die Nacht sinket nicht tiefer ein, es gehet mir aber auch kein neuer Stern auf. Ich richte meine Blicke gegen den Aufgang, und ich hoffe auf den Allbarmherzigen, daß Seine Sonne mir aufgehen werde. Einige meiner Scrupel sind auf Dinge gegründet, welche meine Vernunft ebenso wenig mit der heiligen Schrift reimen,

[1] Tochter der Fürstin.

als eben diese Vernunft die Nothwendigkeit einer Kirche, die nicht irre, verkennen kann. Wollte ich — dem Wunsche und dem immer dringender werdenden Bedürfnisse meines Herzens nachgebend, mich heute in die Mutterarme der Kirche werfen — wahrlich ich könnte, ich dürfte es nicht thun! Aber Gott weiß, mit welcher Sehnsucht ich nach dem Lichte harre, welches mir leuchten und alle Fäden, die meinen Geist noch verstricken, verbrennen wolle! Ich überzeuge mich davon immer mehr, daß der Weg zur Wahrheit kein anderer als der Pfad der Heiligung sei. Und diese Ueberzeugung macht es meinem, noch in so vieler Absicht egyptischen Herzen, auf eine tief demüthigende Weise nur zu klar, weßwegen ich in einer Wüste irren, lüstern nach den Gefilden Canaans hinschauen muß, und noch über den Jordan nicht geführt ward. Ich werde — das hoffe ich zu Seiner Erbarmung — am Wege stehen und rufen, wie der Blindgeborene, bis Er mir die Augen öffnet.'

Am 20./27. Mai 1798.

‚Seit dem Frühlinge 89, dem ersten nach dem Heimgange meiner Agnes, wüßte ich keinen, der mich so wenig erquickt hätte, als der dießjährige, welcher doch so fruchtbar und so schön ist. Ahnung und Sehnsucht keimen in meinem Kopf und in meinem Herzen; sie erlauben mir selten, mich an den physischen Frühlingskeimen und Schönheiten zu laben. Möge Gottes milder Thau und kräftiger Sonnenschein diese Keime entwickeln! und, um mit unserm Platon zu reden, die izt juckenden Federkeime zum Wachsthum gedeihen lassen.

Doch nicht jenes innere Keimen allein, auch, und vielleicht nur zu oft, nehmen mir die öffentlichen Begebenheiten alle Ruhe, ohne welche kein Genuß ist. Besonders schwebt mir das Weh der armen Schweizer vor dem Sinn, dieses

edlen, einfältigen, heroischen Hirtenvölkchens, in dessen ehemals so ruhige Thäler der Phalanx eingefleischter Teufel eindringt! O es ist nicht immer leicht, sich mit voller Empfindung zu sagen: Obmutui, quia tu fecisti! Uebrigens muß ja wohl unfehlbar eben dieser schnelle unaufhaltbare Fortgang des Bösen auf einen herrlichen, vielleicht bald anbrechenden Tag deuten, welcher dieser Nacht folgen soll.

Wenn ich recht mit Inbrunst des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, sowie täglich mit den Lippen betete, daß Er uns Seinen Geist senden möge, welcher mich und die Meinigen in alle Wahrheit leiten wolle, so könnte die Erhörung nicht fehlen, und die Nacht der Zweifel müßte schwinden. Und wäre diese Bitte erhöret, so würde es auch jene, mit welcher ich ihn anrufe, daß er uns in Seiner Wahrheit heiligen wolle, Er, dessen Wort, Er, welcher selbst die Wahrheit ist! Manchesmal sind mir die herrlichen Worte auf's Herz gefallen: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Aber ich fühle, daß ich in jedem Sinne nur an diesem Wege stehe, daß Seine Wahrheit mir noch nicht klar, Sein Leben noch nicht belebend sei.'

---

‚Welche Richtung' Stolberg ‚verfolgte', war inzwischen schon fernen Freunden bekannt geworden. ‚Die Nachrichten, die über meine katholisirenden Anschauungen bis zu Ihnen gedrungen, liebster Freund,' schrieb er am 16. März 1798 dem protestantischen Theologen J. Heß in Zürich, ‚sind ganz begründet, das läugne ich nicht. Seit vielen Jahren schon fühle ich mich hingezogen zur Einen großen Mutterkirche, die in den großen Gräueln der Zeit ihre heiligende Kraft so wunderbar offenbart. Der Einsturz des ganzen protestantischen Lehrgebäudes liegt offen zu Tage, wie groß

auch die Zahl der edlen und frommen Protestanten in allen Ständen ist. Ich hege die ernstesten Zweifel an der Richtigkeit der protestantischen Lehren, finde aber auch immer noch Anstoß an manchen katholischen Lehrsätzen, und werde, deß seien Sie versichert, keinen entscheidenden Schritt thun, ohne volle Ueberzeugung. Mein offenes Bekenntniß, theuerster Freund und Bruder, bleibt in Ihrer treuen Freundesbrust verborgen. Beten Sie für mich und die Meinigen um wahre Erleuchtung; auch um Muth und Kraft, nicht zu verzagen in den Gräueln der Zeit.'

Auch gegen seinen Bruder, den er auf einer Reise nach Carlsbad, wo er auf Verordnung des Arztes die Bäder gebrauchen sollte, besuchte, sprach er sich offen aus. ‚Mein Bruder äußerte Besorgnisse,' schrieb er am 11. Juni 1798 der Fürstin von Gallitzin, ‚daß wir uns entschließen möchten, zur großen Heerde überzugehen. So ängstlich in Absicht auf uns, so sanft drückte er sich über die Sache aus und wollte eigentlich nur gegen Uebereilung warnen. Ich schüttete ihm ohne den mindesten Rückhalt mein ganzes Herz aus.'

Carlsbad, am 26. Juli 1798.

‚Warum muß ich ohne Sie diese schönen Gegenden durchwandeln? Ohne Sie die mit Laub- und Nadelholz bedeckten Höhen, die fruchtbaren Thäler, die Ströme und gethürmten Felsen sehen? Ohne Sie die frommen Capellchen auf Felsspitzen und die hohen, hehren Kreuze auf den Gipfeln der Berge? Es ist sehr wohlthuend für's Herz, wenn es mitten im frohgeöffneten, aber unbestimmten Gefühl, welches große und schöne Natur hervorbringt, plötzlich durch die Erscheinung des Denkmals der höchsten Liebe ergriffen wird. Was wäre dem armen Menschen die ganze herrliche Natur, als vorübergleitende Schemen einer laterna magica, wenn

ihm dieses heilige Kreuz nicht Leben und Seligkeit sicherte? Mag der großen Welt, welche mitten zwischen den Höhen und Tiefen großer Natur sich einen regelmäßig bepflanzten feuchten Promenadenplatz auszumitteln wußte, das Kreuz lugubre scheinen, uns wird es, durch Gottes Gnade, willkommen erscheinen, wenn es pranget in der großen Siegesfahne des Tages, an welchem Berge und Thäler in einander wie Wachs zerrinnen.'

Eutin, am 6. Jan. 1799.

‚Am heutigen holden Feste haben Sie gewiß mit vorzüglicher Liebe an Ihr hiesiges Häuflein gedacht, und uns sammt unsrer Julia[1] dem neugeborenen Kinde dargebracht. Hätte man doch nie aus diesen heiligen Weisen Könige gemacht! Das Wunder wird dadurch kleiner, denn eher werden Könige ihrem Thron, als Philosophen ihrem Dünkel entsagen.

Wir lasen heute im Taulerus die letzte der vier Predigten, welche diesem Feste gewidmet sind. Mich dünket, ich kenne keine schönere.

Indem ich, was mich betrifft, fast nur beichten kann, so darf ich doch sagen, daß meine Sehnsucht nach einem Sterne, der im Herzen aufgehen und mich zu Ihm führen soll, auf daß ich — zwar weder Gold noch Weihrauch oder Myrrhen — aber ein geängstetes oder zerknirschtes Herz Ihm darbringen möge, lebendiger und unruhiger wird.'

Eutin, 3. Febr. 1799.

‚Was sagen Sie, was sagt unser lieber Fürstenberg zu Italien, welches man kalt und ruhig, als sähe man ein Ballet tanzen, in Trümmer einstürzen sieht? Zu Ehren-

[1] Gräfin Reventlow.

breitstein, das man sich während eines langen, einseitigen Waffenstillstandes nehmen läßt? Neue Erfindung unserer Zeit, ein einseitiger Waffenstillstand, kraft dessen der schamloseste Uebermuth mit der gewaffneten Rechten nach Gefallen schaltet und waltet und mit der Linken die wehrlose Rechte unseres täglich mehr entartenden Vaterlandes hält! Wer die Bibel nicht hört, den sollten die Zeitungen izt belehren, daß es Zeit sei, Dem Könige zu huldigen, Dessen Reich nicht von dieser Welt ist! Wie oft singt mir eine sehnsuchtsvolle Stimme im Herzen die schönen Worte unseres Claudius:

O du Land des Wesens und der Wahrheit,
Unvergänglich für und für,
Mich verlangt nach dir und deiner Klarheit,
Mich verlangt nach dir!'

Eutin, 6. Febr. 1799.

„Heute vor neunzehn Jahren verlor ich eine sehr geliebte Freundin[1], die erste Frau von unserer Julia ältestem Bruder. Ihr Tod schmerzte mich mehr, als mich bis dahin noch etwas geschmerzt hatte. Es war eine schöne Seele und mit jeder Grazie geschmückt. Es war die Emilia, welche meiner seligen Schwester Bernstorff einige Jahre nachher himmlisch lächelnd im Traum erschien und ihr zu folgen winkte. „Wohin, Emilia? etwa zu den ewigen Hütten?" — „Und wenn ich Dir nun dahin zu folgen winkte?" — „O ja, gern würd' ich folgen, doch würde ich Kummer haben über meinen Mann und meine Kinder." — „O dort machen uns die Unsrigen keinen Kummer!" Sie verschwand und meine Schwester erwachte. Einige Wochen nachher, im Februar 1782, erzählte sie mir und einigen Andern diesen

[1] Emilia, Gräfin von Schimmelmann, vergl. oben S. 31 ff.

Traum, und den vierten August folgte sie der geliebten Freundin zu den ewigen Hütten.

Ich mache gern einen Halt auf meiner Pilgerbahn und sehe zurück auf diesen Tag vor neunzehn Jahren Wie Vieles hat mich Gott seitdem erleben lassen! Wie viel Ursache für mich zum tiefsten Hinsinken vor Scham und Reue! Zum glühendsten Danke für so viele Gnaden bei all' meinem Undank! Schwerlich stehen mir noch neunzehn Jahre auf meiner Laufbahn bevor, und wie vieles habe ich nachzuholen! Gott hat mich seitdem mit Engeln in menschlicher Bildung in heilige, ewige Verbindung gebracht, deren einige von oben her mir winken, ihnen nachzufolgen zu den ewigen Hütten, andere noch hienieden sichtbar wallen, mich ermuntern und stärken.'

Eutin, am 20. Febr. 1799.

‚Die Nachricht von Neapel[1] und die hinstarrende Verzagtheit der europäischen Mächte, das einzige England ausgenommen, sind entsetzlich. Wer hier die unsichtbare Hand verkennt, welche den Völkern Medusens Haupt vorhält und sie in Stein verwandelt, an dem würden auch alle Wunder verloren sein!'

Eutin, am 10. März 1799.

‚Meine Unruhe ist immer dieselbe, mein Verlangen dasselbe, mein tägliches Gebet dasselbe. Wissentlich lege ich der Wahrheit nichts in den Weg, aber ich kenne die Schwäche und Tücke meines Herzens und bin desto mißtrauischer gegen mich, da ich weiß, wie leicht ich in anhaltendem Forschen par paresse d'esprit erliege und tausend Considerationen und Considerationchens, auch ohne daß ich ihrer ganz inne

[1] über den Einzug des französischen Generals Championnet in Neapel und dessen Plünderungen.

werde, mich fesseln können. Indessen lasse ich wissentlich und wollend nichts aufkommen, was mich von der Wahrheit, nach welcher ich dürste, abhalten kann. Und trotz meiner zahllosen Untreuen fühle ich, daß mein Herz von der Liebe Dessen, der mich zuerst geliebet und sein Blut für mich vergossen, mehr und mehr belebet werde. Beim Gedanken an Ihn, bei dem Laut seines gebenedeiten Namens, in dem alle Kniee auf Erden, unter der Erden und über der Erden sich beugen sollen, wird mir wohl. Die Vorstellung, daß vielleicht meine Kinder, oder einige unter ihnen, nicht zu seiner Heerde dereinst gehören möchten, ist mir Quelle beständiger und bitterer Unruhe. Was nicht Beziehung auf ihn hat, wird mir immer fremder und leerer. Und so hoffe ich auf ihn, daß er mich und meine Sophie, deren Durst nach ihm so erstaunlich zugenommen hat, und meine Kinder mit, wo nicht durch uns, zu seinen Quellen leiten wird. An Sophien zeigt er mir, auf eine mich so beglückende als beschämende Weise, den Reichthum seiner Gnaden und Erbarmungen. Sie ist der Ueberzeugung viel näher als ich.'

Eutin, am 12. März 1799.

„Ich kann über die Zweifel, welche sich gegen mich thürmen, nicht kommen, wo Gott mich nicht erleuchtet. Wenigstens scheint es mir so. Ach, ich verlange nicht Zeichen, noch andere Wunder, als das Wunder der Erleuchtung, und dieses darf und soll man ja hoffen, wenn man es von seiner Seite nicht an Untersuchung fehlen läßt, noch auch der Wahrheit mit Willen Etwas in den Weg legt. Wir werden uns nicht in falsche Ruhe wiegen lassen, so lange wir auf diesen Wogen der Zweifel schweben, und bitten mit herzlichem Flehen, daß die Hand, welche den Petrus auf den Wogen ergriff, auch uns nicht sinken lasse.'

Am 20. März 1799.

‚Heute las uns Jacobi das Ende eines Briefes an Fichte vor, in welchem sehr viel Schönes ist. Er spricht mit vieler Wärme über die Vermessenheit der Fichtischen Philosophie und über die Seligkeit der totalen Abhängigkeit von Gott, gründet auch, wie er meint, seine ganze Philosophie auf die Liebe. Ihm flossen die Thränen, als er las. Mir flossen inwendig Thränen, und es fiel mir ein, was Sie manchmal von unserm lieben Jacobi sagten, daß eben seine Schönheit ihm so gefährlich sei. Ach es kann wohl nur die Fackel des Christenthums uns mit den Krümmen unseres labyrinthischen Herzens genug bekannt machen, um uns zu zeigen, wie hinter dieser schönen Liebeslarve unser armes Selbst laure!‘

Am 24. März, Ostertag 1799.

‚Ich bin meiner armen Seele wegen oft sehr angst und bange. In Absicht auf Herz und Kopf fühle ich mich gichtbrüchig wie der achtunddreißigjährige Kranke am Teiche Bethesda. Ich sehe, gleich ihm, das Wasser des Heils in Bewegung und bleibe kraftlos liegen. Heute, am schönen Feste des Jubels und des Triumphs, ist mir das Herz so schwer gewesen und meine Augen füllten sich oft mit Thränen.‘

Eutin, 3. April 1799.

‚Ich habe angefangen, Bossuet's Histoire des variations des églises protestantes zu lesen. Ich stehe, wo ich schon so lange stand. Doch dünket mich, mit Gewißheit sagen zu können, daß mein Wunsch, mit ungefärbter Aufrichtigkeit zu forschen, sehr aufrichtig, ernst und rege sei. Ich greife nie zu einer Controversschrift, ohne Gott um Erleuchtung jedesmal, daß ich in ihr lese, anzurufen.

Ich bin aber so bekannt mit den Gründen pro und contra, daß mir so leicht keine neuen vorkommen. Aber ich hoffe, daß Gott mir die Wahrheit in Seinem Lichte zeigen werde. Furcht vor Irrthum bändigt meinen Leichtsinn, straft meine Untreue, spornt meine Trägheit.'

Eutin, 14. April 1799.

‚Ich schrieb neulich, daß ich Bossuet's Histoire des variations etc. angefangen. Wenn ich auch nicht das große Interesse zu dieser Lectüre brächte, welches sie für mich izt von der größten Wichtigkeit macht, so würde sie immer noch viel Interessantes und Anziehendes haben. In seiner Art (und diese Art ist gewiß sehr großen Schwierigkeiten ausgesetzt) scheint mir dieses treffliche Buch ein großes Meisterstück. Und ein unbefangener Leser muß nicht nur die Ordnung bei Behandlung des verwickelten Inhaltes, nebst dem Scharfsinn und der allumfassenden Gelehrsamkeit des großen Schriftstellers, sondern auch die Gründlichkeit, ja candeur des Bischofs in der Controverse bewundern und lieben. Ich bedarf nicht, Ihnen zu sagen, welche Freude ich mir daraus mache, Ihnen dieses zu schreiben. Indessen muß ich doch auch sagen, daß mir noch große Steine, welche gleich jenem des heiligen Grabes wohl nur eine himmlische Hand heben und abwälzen kann (wofern sie wirklich den Eingang zu besserer Ueberzeugung sperren), im Wege liegen.'

Am 14. Mai 1799.

‚In meinen Studien über kirchengeschichtliche Vorgänge der neuesten Zeit bilden mir die seichten Bestrebungen des Febronius und seiner Anhänger ein widerwärtiges Capitel. Selbst Jacobi, mit dem ich über diese Dinge sprach, ist ganz meiner Ansicht.'[1]

[1] In F. H. Jacobi's Werke 2, 334 heißt es: ‚Dieses hörte ich

Eutin, 9. Juni 1799.

‚Gott wolle mir sein Licht, welches leuchtend erwärmet, seine Glut, welche erwärmend leuchtet, aus Gnade und Barmherzigkeit verleihen. Gedenke ich meiner vielen täglichen Untreuen, meiner öftern Zerstreuung und Lauigkeit, so muß die Furcht, daß die Nebel, welche meinem Herzen entsteigen, mir das Licht verbergen, desto lebhafter in mir werden. Auf der andern Seite läßt mich doch auch mein Durst nach Erkenntniß, mich dünkt, ich dürfte sagen, mein Durst nach Ihm, nicht so einschlummern, daß ich fürchten könnte, er werde mir im Glanze seines Angesichts, von mir ungesehen, mich nicht segnend, vorübergehen.

Meine Seele harret auf ihn, so oft auch meine Untreue dieses Harren unterbricht. Schlummere ich ein, so wird mir nicht wohl in meinem Schlummer, und bald weckt mich das Gefühl der Unruhe. Mich dünkt, es könne mir nur wohl werden durch ihn und in ihm und meine Sehnsucht nach ihm nehme zu. Die Furcht, daß der Feind die List brauche, uns, um uns von dem Bestreben, welches eben izt uns obliege, abzuziehen, falschen Frieden in's Herz gebe und uns manches Andere schön gelingen lasse, diese Furcht treibt mich zu Dem, der den Feind in eben dem Augenblicke überwand, als er für mich sein Blut vergoß, und ich flehe zu ihm um Erbarmung, um Gnade, um Wahrheit, um Liebe. Flehen Sie mit mir.‘

Eutin, 7. Juli 1799.

‚Meine Unruhe ist groß, und ich schmachte nach Wahr-

---

Lessing sagen: Es wäre unverschämte Schmeichelei gegen die Fürsten, was Febronius und was die Anhänger des Febronius behaupteten, denn alle ihre Gründe gegen die Rechte des Papstes wären entweder keine Gründe, oder sie gälten doppelt und dreifach den Fürsten selbst.‘

heit und zittre vor den Ausflüchten und Eingebungen meines Herzens. Doch weiß Gott, daß ich ihn oft des Tages um Erleuchtung, um seinen Geist anflehe, und daß ich aus dem Labyrinthe, in dem ich mich befinde, ohne ihn mich nicht herausfinden, ohne sein zweischneidiges Schwert diesen gordischen Knoten nicht lösen kann. Ich preise die Glieder Eurer großen Gemeine selig und sehne mich nach gleichem Glück. Ich weiß, was die Kirche lehrt. Und eben in verschiedenen Lehren bleiben mir Schwierigkeiten, welche groß genug sind, es mir, bis Gott mich erleuchtet, wofern ich irre, unmöglich zu machen, ein Bekenntniß abzulegen, wie nur die festeste Ueberzeugung es ablegen kann und darf.

Ich bin mir keiner Unlauterkeit hiebei bewußt. Es ist mir ernst um meiner Seele Rettung, welche durch Unlauterkeit in dieser Untersuchung in die äußerste Gefahr kommen müßte. Der Anblick der Meinigen, Sophiens, die fast an der Schwelle steht, meiner Kinder, die ich als Christen unter Heiden, wo sie der Hülfsmittel, die bei Euch so kräftig sind, beraubt sein werden, zurücklasse — will mir manchmal das Herz brechen. Aber ich kann ohne feste Ueberzeugung den großen Schritt nicht thun. Möge dieser Zustand mich tiefer in's Gebet, tiefer in die Buße stürzen, so wird er, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, sich meiner erbarmen. Beten Sie für mich.'

Inzwischen war der Abbé Pierrard seinem ‚Herzen immer näher getreten'. ‚Ich habe,' schrieb er, ‚wenig Männer von solcher lautern Frömmigkeit, wenige, deren ganze Natur so durch und durch wäre durch die Gnade geläutert worden, gesehen, wie Pierrard. Noch nie haben wir die allermindeste Regung von Eitelkeit oder vom leisesten Egoismus, noch nie die mindeste Unlauterkeit irgend einer Art an ihm bemerkt. Mit einem solchen Mann muß Segen Gottes in's Haus kommen.'

‚Er trägt ein Siegel an der Stirn, welches nicht zu verkennen ist. Solche reine Prätensionslosigkeit, solche Heiligkeit im Wandel muß Achtung und Liebe gewinnen.‘ Stolberg offenbarte dem frommen Priester seine und seiner Gemahlin Hinneigung zur Mutterkirche, ‚machte aber auch kein Hehl von den Schwierigkeiten, die ihm fast bei jedem Controverspunkte entgegentraten.‘ Gerade um jene Zeit stiegen mehr als je Zweifel aller Art in seiner Seele auf, und protestantische Vorurtheile und der grübelnde Menschenverstand lagen im harten Kampf mit dem Zuge der Gnade. Mit Vorwissen Stolberg's theilte Pierrard der Fürstin von Gallitzin die einzelnen Zweifel mit. So schrieb er ihr am 15. Juli 1799: ‚Am ersten Montag dieses Monats kam bei Schluß der Mittagstafel das Gespräch plötzlich auf religiöse Gegenstände. Mein Gott! sagte die Gräfin in großer Gemüthsbewegung, gibt es denn außerhalb der katholischen Kirche gar kein Heil? Ich hatte nicht Zeit zu antworten, da der Herr Graf sofort jene Erklärung wiederholte, die Sie von diesem Satze gegeben haben. Er fügte hinzu, daß Bossuet strenger als sie zu sein und zu leugnen scheine, daß in den von der Kirche Getrennten sich echte Frömmigkeit finde. Von diesem Satze ging man dann ohne Weiteres zur Frage der Reliquienverehrung über. Der Graf sprach davon wie von einer an sich ungesunden und Gott beleidigenden Uebung. Was für eine Kraft können denn Gebeine haben, welche der Verwesung anheimfallen? Was brauchen wir zu den Heiligen unsere Zuflucht zu nehmen, um von Gott Huld und Gnade zu erlangen, um die wir bitten? Hat denn nicht Gott eine unermeßliche Liebe zu uns? Ist er nicht allein unser Mittler? Indem der Graf solche und andere Einwürfe machte, war er mit den Antworten, die man darauf gab, nicht unbekannt. Er wußte wohl, daß die Katholiken den Reliquien als solchen keinerlei ihnen

innewohnende Kraft zuschreiben, und daß die ihnen gezollte Verehrung den Heiligen und in letzter Instanz Gott selbst gilt, der ja aller Heiligkeit Urheber ist. Er wußte, daß, während wir den Gebeten der Gläubigen und Gerechten, die noch auf Erden wandeln, uns empfehlen, wir damit weder der Mittlerschaft Christi, noch der unendlichen Liebe des himmlischen Vaters zu nahe treten, und folglich auch weder gegen die Liebe des Vaters noch gegen die Mittlerschaft des Sohnes verstoßen, wenn wir die Heiligen bitten, Fürsprache für uns zu leisten und dem Herrn unsere Bitten vorzutragen. Alles das wußte er! O wie stark ist doch das Vorurtheil der Erziehung, wie groß und vielvermögend die List des bösen Feindes, der dem Geiste Stolberg's das Dogma stets nur mit dem Einwurf vorstellt, der ihm dasselbe gehässig macht.'

‚Ich gestehe offen,' schrieb Stolberg später einem protestantischen Verwandten, ‚daß mir die katholische Heiligen- und Reliquienverehrung ein ganz besonderer Stein des Anstoßes war, und daß es lange Jahre dauerte, bis die Lehre nicht allein meinem Kopfe, sondern auch meinem Herzen einleuchtete und ich mir Rechenschaft geben konnte, wie wahr, heilig und ehrwürdig, ich möchte sagen, wie für jedes christliche Herz naturgemäß diese Lehre ist.' ‚Die katholische Kirche lehrt, daß die Heiligen für uns bitten, und daß ihre Fürbitte Gott angenehm und von großer Wirkung sei. Die ganze Christenheit bekennt mit dem Munde eine Gemeinschaft der Heiligen im allgemeinen apostolischen Glaubensbekenntnisse. Die ganze Christenheit begreift unter dem Namen Heiligen, so wie er in diesem Glaubensbekenntnisse vorkommt, alle wahren gottgefälligen Christen, sowohl diejenigen, welche noch auf Erden sind, als auch die schon Vollendeten. Die katholische Kirche rechnet auch die Seelen frommer Abgeschiedenen hinzu, welche

im Fegfeuer sind. Welchen Sinn haben nun im Munde der Protestanten diese Worte: Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen, wenn sie an keine gegenseitige Beziehung der Gläubigen hienieden und der vollendeten Heiligen im Himmel glauben?' In den Heiligen werden ‚nicht sowohl sie als Gott geehrt, welcher ihnen die Gnade verlieh, kraft welcher sie ihm wohlgefällig wurden. Von Natur waren sie, wie wir, Knechte der Sünde, Erben des Fluches. Auch sie sind aus freier Gnade Gottes selig geworden. So wie Gott um der Verdienste Jesu Christi willen in ihnen seine eigenen Gnaden belohnt, so wird in ihnen auch nur diese Gnade Gottes verehrt.' Die Kirche weiß und bekennt, ‚daß ihre guten Gesinnungen und Werke nur um Jesu Christi willen vor Gott einen Werth haben.' In ihrer Anrufung wird nicht auf sie, sondern auf Gott alle Hoffnung gesetzt. ‚Wer einen Heiligen, wer die gnadenvolle Mutter Gottes in dem Sinne anrufte, als bäte er, sie möchten ihm unmittelbar aus eigener Kraft helfen, der würde sie wie Gott verehren, denn er würde sie anbeten und würde also Abgötterei treiben. Einen solchen trifft aber der Fluch der Kirche.'

‚Die ganze Christenheit,' fährt Stolberg fort, ‚glaubt an die Pflicht und Wirkung der Fürbitte eines für den andern. Die heilige Schrift ist voll von Beispielen der Fürbitte und von Ermahnungen dazu. So bat Moses für Pharao auf dessen Verlangen, und ward von Gott erhört. So bat Samuel für die Israeliten um Hülfe gegen die Philistäer und ward erhört. Moses bat für die abgöttischen Israeliten und ward erhört.

‚Jesus Christus befiehlt uns, „für diejenigen, welche uns beleidigen und verfolgen, zu beten". Die Apostel versichern mehrmal, daß sie für die Gläubigen beten, und verlangen auch die Fürbitte der Gläubigen für sich. Gott befiehlt den

Freunden Hiob's, diesen Gerechten um seine Fürbitte anzusprechen, denn alsdann wolle Er ihnen verzeihen. Da nun die Fürbitte der Gläubigen hienieden, welche noch mit Schwachheit und Sünde behaftet sind, Gott angenehm, ja von Ihm befohlen und kräftig ist, wie viel angenehmer muß vor Ihm, und wie viel kräftiger die Fürbitte der vollendeten Gerechten für uns, die wir noch von Gefahren umringt sind, sein?'

‚Die heilige Schrift gibt uns aber noch bestimmteren Unterricht über die Fürbitte der vollendeten Heiligen. Gott spricht beim Propheten Jeremias zu ihm: „Und wenn gleich Moses und Samuel vor mir stünden, so habe ich doch kein Herz zu diesem Volke." So sah auch Judas Machabäus im Gesichte den gestorbenen Onias und gleich darauf den Propheten Jeremias, welche beide für die Juden beteten. In der Offenbarung Johannes werden uns die vierundzwanzig Aeltesten gezeigt „mit goldenen Schalen voll Rauchwerks, welches sind die Gebete der Heiligen", d. h. der Gläubigen auf Erden. Welches offenbar bedeutet, daß durch die Aeltesten, durch ihre Fürbitte, die Gebete der Gläubigen Gott, als ein angenehmer Geruch vor dem Herrn, dargebracht werden.'

‚Auf welche Weise die vollendeten Gerechten unsere Bitten vernehmen, wissen wir nicht. Da aber schon hienieden Gott Seinen Sehern oft theils Vergangenes, theils Künftiges, theils weit Entferntes, theils das Innerste der Herzen anderer, ja Träume, deren der, welcher sie gehabt hatte, sich nicht erinnerte, offenbart hat, so ist es, auch selbst nach des Protestanten Hugo Grotius Meinung, sehr vernünftig zu glauben, daß Gott auf eine Ihm wohlgefällige Weise den Gerechten die Gedanken der noch Sterblichen offenbaren könne. Jesus Christus sagt, „es werde im Himmel Freude

sein über einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen". Die Seligen wissen also, wer hienieden schon bekehrt ist, und wer sich bekehrt. An einer andern Stelle sagt Jesus Christus von den Seligen, sie werden sein wie die Engel im Himmel. Und von diesen wissen wir, daß sie unser Innerstes sehen, und auf uns wirken können. Ja die unsaubern Geister können, wie die heilige Schrift lehrt, auf uns wirken, warum nicht die Seligen, welche mit uns Glieder einer Kirche sind?'

‚Die Kirche hat von frühen Zeiten an die Heiligen verehrt und angerufen, wie Origenes, der im zweiten Jahrhundert lebte, Eusebius, Basilius, Gregorius, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus ꝛc. bezeugen. Und zu allen Zeiten haben ausgezeichnete Begebenheiten den Beweis davon gegeben, daß diese erflehten Fürbitten der Heiligen von Gott erhört wurden.'

‚Dasselbige gilt von den Engeln, deren Fürbitte wir auch begehren, besonders unseres Schutzengels. Jesus Christus sagt von den Kindern: „Sehet zu, daß ihr nicht Jemand von diesen Kleinen verachtet, denn Ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allzeit das Angesicht meines Vaters im Himmel." Andere Stellen der heiligen Schrift lehren uns, daß die Schutzengel uns vor Schaden behüten: „Denn Er hat Seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen; daß sie dich auf den Händen tragen, und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest." Wenn nun die Engel Gottes Angesicht schauen, und zugleich uns vor Unfällen bewahren, warum sollten nicht sie, warum nicht auch die Heiligen unsere Anrufung vernehmen, und unser Gebet vor Gott bringen? Der Engel Raphael sagt im Buche Tobias, er habe das Gebet des alten Tobias vor Gott gebracht. Daher auch die Kirche, wie viele

Stellen der Kirchenväter beweisen, immer die Engel angerufen hat.'

‚Auch die Jungfrau Maria, die Mutter unsers Heilandes, welche am meisten angerufen wird, vermag nichts durch sich selbst. Aber wieviel muß nicht ihre Fürbitte bei ihrem Sohne vermögen? Sein erstes Wunder that Er hier auf Erden auf ihre Fürbitte, als Er das Wasser in Wein verwandelte. Von welchem andern erschaffenen Wesen, außer der Menschheit Jesu Christi, welche sich mit der göttlichen Natur unauflöslich vereinigte, wissen wir, daß es so hoch wäre begnadigt worden, „als die Holdselige, mit welcher der Herr ist, die Gebenedeite unter den Weibern, die einen Sohn geboren hat, der ein Sohn Gottes des Höchsten genannt worden? Ueber die der heilige Geist gekommen, und welche die Kraft des Höchsten überschattet hat, darum auch das Heilige, das von ihr geboren worden, Gottes Sohn genennet ist?" Daher sie auch des heiligen Geistes voll vorausſah, daß von da an „sie selig preisen würden alle Kindeskind".'

Ueber die Reliquien sagt er: ‚Wenn das Andenken eines abwesenden oder gestorbenen Freundes, insofern es dazu dient, uns seinen Liebesblick zurückzurufen, uns seiner Liebe zu uns und der unsrigen zu ihm zu erinnern, einen Werth für uns hat, so mögen auch wohl Ueberbleibsel von begnadigten Freunden Gottes einen großen Werth für uns haben. Daher ist die Werthschätzung der Reliquien schon an sich natürlich; und wenn wir uns im Geiste von diesen Ueberbleibseln zu den Heiligen selbst, von den Heiligen selbst aber zu Gott erheben, so kann diese Werthschätzung der Ueberbleibsel nicht anders, als Gott wohlgefällig sein. So viel sagt uns schon die Vernunft. Finden wir nun, daß diese Verehrung auf die heilige Schrift, auf Erfahrung und auf beständigen Gebrauch der Kirche Gottes gegründet ist,

so wird diese Verehrung desto ehrwürdiger. Die heilige Schrift lehrt uns, daß die Leiber der Frommen Tempel des heiligen Geistes sind. Wir wissen aus der heiligen Schrift, daß die Leiber der Frommen auferstehen werden. Durch die allerheiligste Menschheit Jesu Christi sind auch die Leiber der Frommen geheiliget worden. Wie sollten wir sie nicht ehren? Die heilige Schrift lehret uns, daß durch Berührung der Gebeine des Propheten Elisäus ein Todter lebendig ward. Daher Sirach von Elisäus sagt: „Da er todt war, weissagte noch sein Leichnam. Da er lebte, that er Zeichen, und da er todt war, that er Wunder." Sogar Kleider, welche die Leiber eines Heiligen berührt hatten, wurden manchmal mit kräftigen Gaben ausgerüstet. So der Mantel des Elias. Ein Weib, welches den Saum des Gewandes Jesu Christi anrührte, ward alsbald gesund. In Genesareth wurden alle Kranken, welche den Saum des Kleides Jesu Christi anrührten, gesund. Eben so heißt es auch einmal: „Alles Volk begehrte Ihn anzurühren, denn es ging eine Kraft von Ihm aus, und heilte sie alle." In der Apostelgeschichte heißt es: „Und Gott wirkte nicht geringe Thaten durch die Hände Pauli, also daß sie auch von seiner Haut die Schweißtücher und Gürtel auf die Kranken legten, und die Seuchen von ihnen wichen, und die bösen Geister von ihnen ausfuhren." Ja sogar der Schatten des hl. Petrus machte viele gesund.'

‚Von den frühesten Zeiten an hat die Kirche die Verehrung der Reliquien geübet. Als der hl. Polykarpus, ein Jünger Johannes des Evangelisten, den Martertod im Feuer gestorben war, sammelten die Christen zu Smyrna dessen Gebeine, welche sie, wie sie selbst in einem Briefe, den Eusebius uns erhalten hat, an die Gemeine von Philomelium schrieben, höher schätzten, als Gold und Edelsteine. Von dem Wunder, welches geschah bei den Gebeinen der

hl. Gervasius und Protasius, als ein Blinder sehend ward, erzählt der hl. Ambrosius in einem Briefe an seine Schwester, Ambrosius, welcher Augenzeuge war, so auch der hl. Augustinus, der gleichfalls damals in Mailand war, wo das Wunder geschah, und sich darauf beruft, daß die Sache weltkundig sei, weil der Kaiser eben damals in Mailand gegenwärtig gewesen, und ein zahlloses Volk das Wunder mit Augen gesehen habe. Man würde allen historischen Glauben aufgeben, und so weise als fromme Männer, ja Heilige der Lüge oder der unbegreiflichen Schwärmerei zeihen, wenn man alle Zeugnisse dieser Art, von gleichen Begebenheiten, welche sich zu verschiedenen Zeiten zugetragen haben, leugnen oder bezweifeln wollte.'

Wohl aber ‚muß man sich in Acht nehmen, nicht leichtgläubig jede Erzählung von dergleichen Wundern anzunehmen. Die Reliquien selbst, wenn wir auch für deren Aechtheit Beweise haben, müssen nie ein Gegenstand der Andacht, sondern nur ein Mittel sein, uns bei Betrachtung der Gnaden, welche Gott in Seinen Heiligen wirkte, mit Gebet und Preis zu Ihm zu erheben. Die Israeliten hatten zur Ehre Gottes die eherne Schlange von Moses Zeit an über 700 Jahre verwahrt, als der fromme König Ezechias, weil sie Abgötterei damit trieben, sie zerbrechen ließ'.

‚Was von den Reliquien gilt, kann auch auf die Bilder Jesu Christi, der Mutter Gottes, der Engel oder der Heiligen angewendet werden. An sich haben solche Bilder keine Kraft; sie dienen aber zur Erinnerung an diejenigen, welche sie vorstellen. Wenn das Bild eines abwesenden Freundes, eines geliebten Abgeschiedenen uns lieb ist, wie sollte denn ein Gemälde, welches uns an Heilige erinnert, und dadurch zur Nachahmung ihrer Tugenden, und zum Preise Gottes, der durch sie verherrlichet ward, ermuntert,

uns nicht lieb sein? Auch hier würde man allen historischen Glauben verwerfen, und weise, fromme Männer, ja Heilige der Lüge oder der unbegreiflichsten Schwärmerei zeihen, wenn man alle Wunder, von denen sie uns erzählen, daß sie vermittelst Bilder gewirkt worden, leugnen oder bezweifeln wollte. Aber auch hier ist der Mißbrauch zu scheuen, und wenn er so weit geht, daß Menschen ihr Vertrauen auf das Bild setzen, es zum Gegenstand ihrer Andacht machen, dann ist er desto abscheulicher, da wir auf die Heiligen selbst, die in einem Bilde vorgestellet werden, unser Vertrauen nicht setzen dürfen, sondern nur auf Gott, da nicht die Heiligen letzter Gegenstand unserer Andacht sein dürfen, sondern nur Gott, nur Er, Der da ist, Der Er sein wird. So wie Gott allein die Quelle des Lebens in sich hat, so ist auch im höchsten Sinne nur Er gut. Daher auch Jesus Christus zu einem, der Ihn guter Meister nannte, ohne in Ihm die Gottheit zu erkennen, sprach: „Was heißest du Mich gut? Niemand ist gut, als der einige Gott.“‘

Wie weit die katholische Kirche davon entfernt, sagt er am Schluß, eine andere Verehrung und Anrufung der Heiligen zu billigen, ‚als eine solche, die sich auf Gott bezieht‘, könne ‚man unter Anderm aus dem Gloria in der Messe sehen, in welchem alle Tage überall, wo die Kirche verbreitet sei, der Priester sage: ‚Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen, die guten Willens sind! Wir loben Dich, wir preisen Dich, wir beten Dich an, wir verherrlichen Dich, wir danken Dir für Deine große Ehre; Herr Gott, himmlischer König! allmächtiger Vater! Herr, eingeborner Sohn, Jesus Christus! Herr Gott, Lamm Gottes, Sohn des Vaters, Der Du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme Dich unser, höre unser Flehen! Der

Du ſitzeſt zur Rechten des Vaters, erbarme Dich unſer! Denn Du allein biſt heilig, Du allein biſt der Herr, Du allein der Allerhöchſte Jeſus Chriſtus mit dem heiligen Geiſte in der Herrlichkeit Gottes des Vaters. Amen.'

Auch die Lehre von dem Ablaß bildete lange Zeit einen Hauptanſtoß für Stolberg. Gegen die Fürſtin von Gallitzin, welche ihm darzuthun ſuchte, ‚daß die Katholiken nicht an Abläſſe zur Vergebung irgend einer Sünde glauben, ſondern daß vielmehr ein Ablaß nur denen nützlich ſein könne, welche ſich im Stande der Gnade Gottes befänden', machte er den Einwurf: ‚Ja, das glaubt ihr in Münſter; ja, das lehret Overberg, aber andere Katholiken glauben, meinen, halten, was unſere Scribenten Euch aufbürden!' Um dieſen Einwurf zu entkräften, ließ die Fürſtin ‚aus einer Menge großer und kleiner, Land- und Stadtkatechismen aus allen Ländern der katholiſchen Welt wörtlich die betreffenden Stellen herausziehen', zum Beweiſe, daß die Lehre der Kirche allenthalben eine und dieſelbe ſei. Stolberg kam zur Erkenntniß: ‚So wie Jeſus Chriſtus Seiner Kirche die Gewalt der Schlüſſel zur Vergebung der Sünden gegeben hat, ſo hat Er ihr auch die Macht gegeben, zeitliche Strafen zu erlaſſen oder Abläſſe zu ertheilen. Jene Vergebung der Sünden, welche durch die Losſprechung nach der Beichte geſchieht, findet nur alsdann wirklich Statt, wenn der Beichtende nicht nur aufrichtig gebeichtet hat, ſondern wenn durch die Gnade des heiligen Geiſtes, bei welcher er mitgewirket, von ihm wahre Reue und Leid über die Sünde mit ernſtem Vorſatz der Beſſerung, unter ernſter Anrufung um Gottes Beiſtand, gefühlt worden. Die Erlaſſung der zeitlichen Strafen findet nur dann Statt, wenn der, welcher ſie ſuchet, wirklich Vergebung der Sünden erhalten hat und alſo im Stande der Gnade iſt.'

‚Wir finden viele Beispiele in der heiligen Schrift davon, daß Gott auch an Seinen Kindern, deren Sünden vergeben worden, die Sünden mit zeitlichen Strafen geahndet habe. So z. B. durfte Moses, der Freund Gottes, nicht in's Land Kanaan einziehen, der doch so hoch von Gott begnadiget und gewürdiget ward, sich nebst Elias mit unserm Heiland, als dieser verklärt ward, über die Geheimnisse der Versöhnung zu unterhalten. So starb das Kind David's, welches er mit der Betsabe erzeuget hatte, ihm zur Strafe, obwohl ihm seine Sünde vergeben worden. So hat auch Gott durch weise Ordnung Seiner Vorsehung es veranstaltet, daß wir hienieden mehrentheils die Folgen unserer Sünden tragen, wovon der Begnadigte nicht ausgeschlossen wird.'

'‚Die Kirche hat die Macht, zeitliche Strafen aufzulegen. Man nennet sie Kirchenbußen. In den ersten Zeiten des Christenthums waren sie sehr gemein. Sie bestanden in langen Fasten, öffentlicher Buße in der Kirche, Kirchenbann auf bestimmte oder unbestimmte Zeit u. s. w. So finden wir, daß der Apostel Paulus ein Mitglied der korinthischen Gemeine, welches einen großen Frevel begangen hatte, in den Bann that. So that er auch Hymenäus und Alexander wegen Verbreitung irriger Lehre in den Bann. Da in spätern Zeiten der Glaube und die Liebe der Christen abgenommen haben, fand sich die Kirche genöthiget, von der alten Strenge vieles abzulassen, damit nicht die Aufrichtigkeit der Beichte dadurch leide, oder nicht die Gemeine durch das trotzige Betragen solcher, welche sich über diese Strafen hinwegsetzen möchten, geärgert würde. Und da es nicht auf die Größe des Bußwerkes sowohl als auf die Gesinnung ankommt, mit welcher der Büßende es vollbringt, Demuth und Gehorsam aber die Gott wohlgefälligsten Gesinnungen

sind, so pflegt die Kirche schon seit vielen Jahrhunderten, statt der vormals öfter gebrauchten Kirchenstrafen, kleine Werke oder fromme Uebungen zu verordnen, und mit deren Vollbringung, wofern die Gesinnung des Büßenden Gott wohlgefällig ist, einen unbestimmten Theil zeitlicher Strafen zu erlassen, sowie Paulus jenem Korinthier, nachdem er wahre Buße gethan hatte, die schwere Strafe des Kirchenbannes wieder erließ.' Es sei ‚nicht sonderbar, daß die Kirche zeitliche Strafen erlasse, da sie sogar Macht hat, Sünden zu erlassen. Wenn es in einem Ablasse heißt, daß vierzigtägiger, siebenjähriger oder auf mehr Jahre ein Ablaß gegeben werde, so ist dieß also zu verstehen: Weil große und oft begangene Sünden eine so lange Buße erfordern möchten, so wird dem, welcher den Ablaß erhält, ein Theil der Strafe erlassen, welche er während so langer Zeit zu leiden verdient hätte. Ein vollkommener Ablaß heißt ein solcher, durch welchen die Kirche alle Strafen, welche sie hätte auflegen können, erläßt. Durch die Taufe wird ein Sünder gleichwie von der Schuld, so auch von aller zeitlichen Strafe befreit, wofern er mit wahrer Reue dieses Sacrament empfängt. Des Ablasses darf man sich als einer Wohlthat der Kirche in Glauben und Demuth bedienen, aber nicht sich darauf stützen, um desto sicherer zu werden. Wer ihn also gebrauchte, dem würde er zum Verderben gereichen.'

Jedoch ‚die richtige Erkenntniß einzelner Lehren der Kirche, wie von der Heiligenverehrung, vom Ablaß u. s. w., war für mich', schrieb Stolberg später, ‚noch immer nicht ausreichend zum Uebertritt, denn es blieben mir noch Zweifel genug, so lange ich mich nicht demüthig dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Kirche überhaupt unterwerfen konnte.'

‚Ein Religionswechsel,' sagte er am 15. Juli 1799 zu

Pierrard, ‚hat ohne Zweifel große Hindernisse: Interessen, Verbindungen, Rücksichten, Alles muß man zum Opfer bringen, Schmähungen sich gefallen lassen, und sich gefaßt halten, von allen Seiten getadelt zu werden. Aber ich befinde mich in einer Lage, wo diese Hindernisse zum Theil wegfallen, und ich glaube im Vertrauen auf die Gnade Gottes, daß sie mich nicht zurückhalten würden, wenn ich nur die Ueberzeugung hätte.‘ ‚Täglich flehe ich Gott an um die Gnade seines Lichtes: ich sehne mich darnach mit brennender Begierde. Vielleicht lege ich selbst ihr Hindernisse in den Weg durch Fehler meinerseits, deren ich nicht gewahr werde. Doch wache ich über mich und suche Alles zu vermeiden, was die Barmherzigkeit des Herrn mir entziehen könnte. Und da die Ueberzeugung, wie ich sie mir wünsche, mir annoch fehlt, und ich Nichts gegen mein Gewissen thun will, so bin ich entschlossen, zu warten und mich ganz auf die göttliche Barmherzigkeit zu verlassen.‘

Auf die ‚Darstellung‘ seiner Zweifel hatte die Fürstin von Gallitzin ihm einen ausführlichen Brief zugeschickt, den er ‚bewundernswerth fand‘. Pierrard hatte Gelegenheit, zu bemerken, ‚daß der Graf ganz überrascht war von dem Beweise für die katholische Religion, welche aus der ununterbrochenen Reihenfolge ihrer Bischöfe, sowie aus der steten Unveränderlichkeit ihres Glaubens sich herleitet‘. ‚Tief durchdrungen von Ehrfurcht vor den Heiligen der vergangenen Zeiten, ist er sehr geneigt, anzunehmen, daß ihr Glaube rein war; und wenn man ihm die Bemerkung macht, daß die Kirche heute dasselbe lehrt, was ehemals ein Gregor von Nazianz, Basilius, Chrysostomus, was ein Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Bernhardus, Franz von Sales gelehrt und verkündigt haben, so gesteht er offen, keine Antwort darauf zu haben.‘

Gleichwohl war Stolberg ‚noch weit weg vom Ziele'. Die Fürstin von Gallitzin ‚redet auf so siegreiche Art', sagte er, ‚ihre Beweise sind voll Kraft, und doch haben sie mich nicht überführt'.

Keinen bessern Erfolg hatte der gelehrte Bischof Asseline von Boulogne, dem Stolberg ebenfalls seine Zweifel und Bedenken vorgelegt hatte und der ihm, auf seine Bitte, fast sämmtliche Grundwahrheiten der Kirche auseinandersetzte. ‚Ich empfing,' schrieb Stolberg, ‚von diesem heiligen Mann gediegene und lichtvolle Belehrungen.' Aber er kam nicht ‚über den Berg'.

Er ‚forschte weiter, nicht ohne das drückende Gefühl, daß noch geheimer Weltsinn bei der Prüfung mit unterlaufe und dem Gebete die rechte Kraft ermangele, weil es nicht aus einem wahrhaft demüthigen Herzen' komme.

‚Ach, wohl nur das Gebet der Unschuldigen und der aufrichtig Bußfertigen dringt durch die Wolken.'

An die Fürstin von Gallitzin schrieb er:

Eutin, am 30. Oct. 1799.

‚Ich darf und ich muß sagen, daß ich im Innern öfter, und mich dünket, eindringender als vorher die Stimme des guten Hirten höre, und mich bei meinen vielen Untreuen öfter gestraft fühle. Ich schaue nach seiner Hand aus, daß er mich nach seinem Willen lenken, und alles, was in meinem Herzen ihm mißfällig ist, wegräumen wolle. Er wolle auch mir Weg, Wahrheit und Leben werden! Mein Herz bewegt sich, wenn ich an ihn denke. Er weiß alle Dinge, mich dünket, er wisse, daß ich ihn liebe! Aber doch ergreifet mich oft Furcht und Entsetzen. Und eben izt, seit einiger Zeit, mehr als sonst. Es stößt mich mit herzzerreißenden Klauen oft der Zweifel, ob auch, was ich für

Liebe zu ihm halte, wahre Frucht der Gnade, oder ob es nur das natürliche Gefühl sei, welches alles Liebenswürdige, wie viel mehr er, einem Herzen, das mit dem Schönen nicht unbekannt ist, abgewinnen muß.'

Am 25. Dec. 1799.

‚Daß Sie mir heute und gestern Abend noch mehr wie gewöhnlich gegenwärtig waren, das bedarf ich wohl nicht Ihnen zu sagen. Ich fand und finde Sie an der lieben Krippe, um welche Himmel und Erde sich versammeln. Es wird einem, besonders in diesen Tagen, nicht recht wohl mit solchen, die sich nicht vor der Krippe des göttlichen, armen und bloßen, allbeseligenden Kindleins einfinden wollen. Ach daß ich ihm recht, mit völliger Aufopferung meines ganzen Ichs zu huldigen vermöchte! Daß ich im Stalle, im Stroh der Krippe, mit Augen des Glaubens und der Liebe lebendig und belebend vor mir sehen möchte seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit!'

‚Der gestrige Abend war uns Allen ein lieber Abend. Die Kinder so innig froh und uns ältern doppelt lieb und fast ehrwürdig an diesem ihrem Feste des Kindes par excellence.

‚Heute gedachten wir mit Wehmuth der Frommen in Frankreich, die in ecclesia pressa dieses Festes sich nur heimlich freuen dürfen. Ein Emigrirter erzählte uns, es sei sogar verboten worden, die étrennes de noël zu geben. Mich dünket, für die Emigrirten müsse es ein Trost sein, daß dieses Kind, als es kaum geboren war, schon aus seinem Vaterlande emigriren mußte.'

Am 29. Dec. 1799.

‚Ich lese jetzt „Lettres d'un docteur catholique à un protestant", welche die vornehmsten Controverspunkte ab-

handeln. Sie sind von einem P. Scheffmacher, welcher Professor in Straßburg war, geschrieben, in drei Theilen. Den ersten habe ich gelesen. Hat der Verfasser gleich nicht Bossuet's Adlerblick und Adlerschwung, so scheint mir doch, daß er die Controverspunkte mit wahrem Scharfsinn und mit reiner Wahrheitsliebe behandelt. Die vielen Citate aus den Vätern geben seinen Argumenten großes Gewicht, und unter diesen Argumenten habe ich neue gefunden, welche mir theils noch gar nicht, theils nicht in dem Lichte gezeigt worden. Ich freue mich des Gedankens, daß Sie, Overberg, und noch Einige, deren Gebet gewiß Gewicht hat, mit mir um einfältigen Blick bitten werden, daß ich die Wahrheit, wofern sie dort ist, erkennen und ihr folgen möge Es ist mir mit Angst vor eigener Unlauterkeit sehr ernst um die Sache.'

Am 31. Dec. 1799.

‚Da stehe ich, ohne zu wissen, ob an der Schwelle eines Jahrs oder eines Jahrhunderts; denn die Sache scheint ja noch unausgemacht, so einleuchtend es auch mir vorkommt, daß wir erst heute über's Jahr das Jahrhundert beschließen. Auch dünket mich, das sogenannte philosophische Jahrhundert bedürfe höchst nothdürftig noch dieses Jahrs, ob es vielleicht nüchtern werden und nicht taumelnd in den Strom der Zeit stürzen möge. Was nun auch das künftige im Schilde führen mag, so ist gewiß, daß es uns in die Ewigkeit führen wird, wofern wir dieses morgen beginnende überleben. Wenn dann um Mitternacht oder um Hahnenschrei der Bräutigam kommt, so haben Sie Ihre Lampe immer voll Glaubensöles und leuchtend mit dem Licht der Liebe. Beten Sie für den armen Freund, daß ihm nicht die Thüre möge zugethan werden. Oft, öfter als je, ist mir bange wegen meiner Seligkeit. Die Furcht, noch am Hafen zu

scheitern, fährt mir oft durch Mark und Bein. Und doch bin ich, dünket mich, wie meines Lebens mir meiner Liebe zu Dem bewußt, der mich zuerst geliebet hat. Aber woher dann diese, wie ein umgehender Geist mich heimsuchende Furcht?'

‚So eben,' fügt er am 1. Januar 1800 hinzu, ‚schrieb ich auf ein Zettelchen, welches mir Schwester Julchen aus Plön, daß ich einen Neujahrswunsch d'raufschreiben möchte, gesandt hatte, diese Zeilen:

‚Eins ist gut,' nur Eins ist Noth,
Ohne das ist Alles todt;
Wo Maria fand ihr Heil,
O da sei auch unser Theil!'

‚In den ersten Monaten des Jahres 1800 schritt ich mit meiner Sophie,' sagt er in einem Briefe an Christian Schlosser, ‚unter täglichen Studien und täglich gemeinsamen Gebeten durch Gottes Gnade weiter in der Erkenntniß der katholischen Wahrheit. Das Studium des Concils von Trient und des Katechismus Romanus in Vergleich mit den protestantischen Lehrsätzen und ihren Wandelungen hat dabei große Wirkung ausgeübt. Einen gewaltigen Eindruck machte auf mich Bossuet's Histoire des variations, die ich schon im April 1799 las. Aber ungleich lieber wurde mir des großen Mannes Exposition de la doctrine catholique. Sie verscheuchte aus meiner Seele einen Nebel von Vorurtheilen, die ich, nicht im Elternhause, aber auf der Universität gegen die katholische Lehre bekommen hatte. Letztere Schrift ist für jeden ehrlich suchenden Protestanten ein rechter Wegweiser zum Heil. Sie sollte von katholischer Seite viel mehr verbreitet werden, als es, wie mir scheint, in Deutschland geschieht. In den ersten Monaten des Jahres 1800 wurde ich wie von einem Alp befreit, als mir die

kirchliche Lehre von den guten Werken in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung klar wurde und ich zur Ueberzeugung gelangte, daß sie die allein richtige und schriftgemäße sei. Schon allein die Buß- und Sterbegebete der katholischen Andachtsbücher könnten die unzähligen Protestanten, denen gerade diese Lehre, wie es bei mir so lange der Fall, einen Hauptstein des Anstoßes bildet, zur Einsicht führen, daß in ihr von keiner äußern Werkthätigkeit die Rede ist. Wäre ich Priester, über diese Lehre würde ich am häufigsten predigen.'

Am 2. Mai 1800 traf er mit seiner Gemahlin, welche im Herzen fast schon Katholikin war, zum Besuche der Fürstin von Gallitzin und ihrer Freunde in Münster ein. ‚Religiöse Gespräche bildeten die Seele des ganzen Verkehrs', aber Stolberg's ‚geistiges Auge war noch immer gebunden'. Overberg lud an dem Tage, an welchem er die Kinder zur ersten heiligen Communion führte, ihn und die Gräfin zur Theilnahme an der Festfeier ein. Beide erschienen. Aber Stolberg war, wie er später eingestand, gerade an diesem Tage abgeneigter als je, die katholische Religion anzunehmen. ‚Gott aber erwies sich stärker als menschliche Neigung.' Overberg hatte den Kindern gesagt, sie möchten nach Empfang der heiligen Communion, wenn sie für ihre Eltern gebetet, im Verein mit ihm ‚auch in einer gewissen guten Meinung beten'. Stolberg fühlte sich von einer ‚plötzlichen Erleuchtung' ergriffen: kein Zweifel an der Wahrheit der Kirche blieb in seiner Seele zurück.

‚O überschwängliche Gnade Gottes,' jubelte er, ‚die uns eine Kirche gegeben, in der durch Christi Verdienst bei eigener treuer Mitwirkung und Buße Verzeihung aller Sünden zu finden ist, und Linderung aller Schmerzen des Lebens.'

scheitern, fährt mir oft durch Mark und Bein. Und doch bin ich, dünket mich, wie meines Lebens mir meiner Liebe zu Dem bewußt, der mich zuerst geliebet hat. Aber woher dann diese, wie ein umgehender Geist mich heimsuchende Furcht?'

‚So eben,' fügt er am 1. Januar 1800 hinzu, ‚schrieb ich auf ein Zettelchen, welches mir Schwester Julchen aus Plön, daß ich einen Neujahrswunsch d'raufschreiben möchte, gesandt hatte, diese Zeilen:

‚Eins ist gut,' nur Eins ist Noth,
Ohne das ist Alles todt;
Wo Maria fand ihr Heil,
O da sei auch unser Theil!'

‚In den ersten Monaten des Jahres 1800 schritt ich mit meiner Sophie,' sagt er in einem Briefe an Christian Schlosser, ‚unter täglichen Studien und täglich gemeinsamen Gebeten durch Gottes Gnade weiter in der Erkenntniß der katholischen Wahrheit. Das Studium des Concils von Trient und des Katechismus Romanus in Vergleich mit den protestantischen Lehrsätzen und ihren Wandelungen hat dabei große Wirkung ausgeübt. Einen gewaltigen Eindruck machte auf mich Bossuet's Histoire des variations, die ich schon im April 1799 las. Aber ungleich lieber wurde mir des großen Mannes Exposition de la doctrine catholique. Sie verscheuchte aus meiner Seele einen Nebel von Vorurtheilen, die ich, nicht im Elternhause, aber auf der Universität gegen die katholische Lehre bekommen hatte. Letztere Schrift ist für jeden ehrlich suchenden Protestanten ein rechter Wegweiser zum Heil. Sie sollte von katholischer Seite viel mehr verbreitet werden, als es, wie mir scheint, in Deutschland geschieht. In den ersten Monaten des Jahres 1800 wurde ich wie von einem Alp befreit, als mir die

kirchliche Lehre von den guten Werken in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung klar wurde und ich zur Ueberzeugung gelangte, daß sie die allein richtige und schriftgemäße sei. Schon allein die Buß- und Sterbegebete der katholischen Andachtsbücher könnten die unzähligen Protestanten, denen gerade diese Lehre, wie es bei mir so lange der Fall, einen Hauptstein des Anstoßes bildet, zur Einsicht führen, daß in ihr von keiner äußern Werkthätigkeit die Rede ist. Wäre ich Priester, über diese Lehre würde ich am häufigsten predigen.'

Am 2. Mai 1800 traf er mit seiner Gemahlin, welche im Herzen fast schon Katholikin war, zum Besuche der Fürstin von Gallitzin und ihrer Freunde in Münster ein. ‚Religiöse Gespräche bildeten die Seele des ganzen Verkehrs', aber Stolberg's ‚geistiges Auge war noch immer gebunden'. Overberg lud an dem Tage, an welchem er die Kinder zur ersten heiligen Communion führte, ihn und die Gräfin zur Theilnahme an der Festfeier ein. Beide erschienen. Aber Stolberg war, wie er später eingestand, gerade an diesem Tage abgeneigter als je, die katholische Religion anzunehmen. ‚Gott aber erwies sich stärker als menschliche Neigung.' Overberg hatte den Kindern gesagt, sie möchten nach Empfang der heiligen Communion, wenn sie für ihre Eltern gebetet, im Verein mit ihm ‚auch in einer gewissen guten Meinung beten'. Stolberg fühlte sich von einer ‚plötzlichen Erleuchtung' ergriffen: kein Zweifel an der Wahrheit der Kirche blieb in seiner Seele zurück.

‚O überschwängliche Gnade Gottes,' jubelte er, ‚die uns eine Kirche gegeben, in der durch Christi Verdienst bei eigener treuer Mitwirkung und Buße Verzeihung aller Sünden zu finden ist, und Linderung aller Schmerzen des Lebens.'

‚Ich erstaune immer aufs Neue über die grundlose Barmherzigkeit Gottes gegen meinen Mann und mich', schrieb die Gräfin neunzehn Jahre später an Schiffmann, ‚der es so fügte, daß wir nach siebenjährigem Schwanken und täglichem Kampfe in einem Augenblicke der Ueberzeugung gerade in einem katholischen Lande, in Münster, waren, wo man uns doch erst nach einer Prüfung von mehreren Wochen in die Kirche aufnahm.' ‚Mein Mann nahm keinen Anstand, der Wahrheit, sobald er sie erkannt hatte, rückhaltslos zu folgen und ihr alle irdischen Opfer, so schwer sie auch fielen, zu bringen. Täglich blicke ich noch mit Dank und Freude auf jene Tage in Münster zurück. Wir hatten aus langjähriger Erfahrung kennen gelernt, wie unzulänglich alles menschliche Suchen ist, um zur Kirche zu gelangen. Nur das demüthige Gebet, die gläubige Unterwerfung unter die Kirche, die Fürbitte frommer Seelen hilft zum Ziele. Und doch welch' ein Glück wäre es für die von uns getrennten Brüder, wenn sie nur einmal anfangen wollten, zu suchen. Aber wie Wenige suchen! Daran tragen die Aergernisse, welche so viele Katholiken in ihrem Wandel geben, ihr weltlicher Sinn, ihr Mangel an Entschiedenheit in dem Bekenntniß und der Uebung ihres Glaubens, bei Andern die bloß mechanische Uebung ihrer religiösen Gebräuche gewiß Vieles bei. Wie oft klagte Overberg, daß leichtfertige und weltlich gesinnte Priester große Schuld tragen an all' diesen Uebeln und die Protestanten durch ihre Aergernisse zurückstoßen.' ‚Sehr oft aber nehmen auch unsere lieben getrennten Brüder Aergerniß an uns, wo wir auch keins geben, und es ist unter ihnen ein Geist des Stolzes, der den Weg zur Wahrheit hemmt. Bei unendlich Vielen ist das der Fall. Und wie sollte da nicht Verstandesstolz herrschen, wo die Unterwerfung des Glaubens eigentlich unbekannt ist, oder als Dummheit ver-

schrieen wird? Und doch wird es mir immer klarer, daß diese Unterwerfung die eigentliche Bedingung der christlichen Demuth ist, und wie Vieles wird dann im Gemüthe erst durch diese Demuth lebendig! Aber bei manchen Protestanten sind wirklich menschlicher Weise unüberwindliche Hindernisse des katholischen Glaubens. Die Macht der Gewohnheit, die jugendlichen Eindrücke, die Ueberzeugung, daß bei uns düsterer Aberglaube herrscht und Alles, was sie von uns trennt, Menschenwerk und Pfaffentrug sei, läßt sie nicht zum Forschen kommen, oder hat ihr Christenthum, wenn sie religiös sind, so gestaltet, daß sie glauben würden, sich von Christus zu trennen, ihm zu entsagen, wenn sie zur Kirche wieder zurückkehrten. Sie vermögen nicht anders zu sehen, haben nicht die Fähigkeit zu untersuchen, und bitten Gott nicht um Erleuchtung über diesen Punkt, weil sie überzeugt sind, daß sie im Lichte Gottes wandeln. Ueber andere Punkte des christlichen Glaubens sind sie oft beschämend für uns, aber es ist nicht an sie zu kommen, Gott allein kennt den Weg zu ihrem Herzen.' ‚Sie beurtheilen uns sehr streng, um so strenger, da eine gewisse Bescheidenheit im Urtheilen, die mit der Demuth zusammenhängt, ihnen selten bekannt ist und sie den Geist unseres Glaubens, unserer Gebräuche nicht kennen, nicht fassen können, es auch unmöglich ist, ihnen denselben zu erklären, wenn Gott nicht an ihr Herz spricht und Bahn macht. Darum ist Beten oft das einzige, was wir thun können.'

Alle diese Ueberzeugungen der Gräfin waren auch die Ueberzeugungen Stolberg's, ‚in dessen Namen gleichsam' sie schrieb. Im Geiste desselben fügte sie später hinzu, die katholische Polemik gegen die Protestanten müsse so beschaffen sein, daß sie ‚unbefangene Herzen ergreife, die Wahrheit in Liebe verkünde und die Gegner nie persönlich anfeinde'. ‚Der

milde, liebenswürdige Franz von Sales sagt, er habe viele Seelen gewonnen durch jene Polemik, welche die Wahrheit verkündet, ohne den Gegner berücksichtigen zu scheinen, da hingegen der andere Weg gleich die Opposition reizt. Erinnern Sie sich wohl der Capitel im „Geiste des hl. Franz von Sales", von seinem Freund, dem Bischof von Belley geschrieben, in welchen er erzählt, wie eine ganze protestantische Familie durch eine Predigt des gottseligen Bischofs zurückgekehrt sei.'

‚Gott der Herr gebe uns Katholiken festen Glauben, lautere Frömmigkeit, barmherzige Liebesthätigkeit, unerschütterlich katholische und gerade darum milde und versöhnliche Gesinnung gegen unsere getrennten Brüder, und diesen Getrennten gebe er den Geist seiner Wahrheit, den Durst nach Wahrheit, ernste Prüfung in demüthigem Gebet. Gelobt sei Jesus Christus! Wie glücklich waren mein Mann und ich, seitdem wir durch Ablegung unseres katholischen Glaubensbekenntnisses Mitglieder Seiner Kirche geworden.'

Unmittelbar nach der am 1. Juni 1800 in der Hauscapelle der Fürstin von Gallitzin stattgefundenen Aufnahme in die Kirche schrieb Stolberg an Frau von Montagu: ‚Meine Seele freut sich vor dem lebendigen Gott, denn der Vogel hat seine Wohnung und die Schwalbe ihr Nest gefunden, um ihre Jungen darin zu bergen, das heißt: Deine Altäre, Herr Gott der Heerschaaren, mein König und mein Gott. In einen Strom heiliger Freude getaucht, sollte mein Herz ein Tempel sein, worin das Lob des Gottes Abraham's, Isaak's und Jakob's sich unaufhörlich vernehmen ließe, denn Er hat mir und meiner Sophie Barmherzigkeit erwiesen und Er wird sie auch meinen Kindern erweisen.'

## VI. Aeußerungen über die Conversion — Grundlehren der Kirche — religiöse Anschauungen.

Stolberg sah seine Rückkehr zur Kirche als seinen ‚wichtigsten, als den eigentlich entscheidenden Lebensschritt' an und sprach sich darüber gegen Andersdenkende freimüthig und aufrichtig aus.

‚Hätte ich auch nicht,' schrieb er am 26. October 1800 an seinen alten Freund Lavater in Zürich, ‚den beinahe vollendeten Einsturz der protestantischen Kirche erlebt, so wäre mir doch in ihren Hallen ohne Altar, ohne praesens numen länger nicht wohl geworden. Sie, welche der Einsiedler in der Wüste spottet, isolirt, verödet die siebentausend einzeln Verstreuten der modernen, großen Samaria, die, des heiligen Tempeldienstes beraubt, Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Von diesen Samariten lehrt mich meine Kirche glauben, daß sie Mitglieder dieser von ihnen verkannten Kirche sind, ohne es zu wissen.' ‚Nur für die, welche ihre Wahrheit erkennen und sich durch irgend eine Unlauterkeit, mit Bewußtsein solcher, von ihr abhalten lassen, nur für diese, die allein sie Ketzer nennt, weiß sie keinen Trost.' ‚Unfehlbar in der Lehre, wie es die Lehrer auf Moses' Stuhl waren, sichert sie keinen ihrer Anhänger gegen Fehltritte in den Handlungen, so wenig den Papst wie die Hohepriester.'

‚Das dringendste Gefühl des Bedürfnisses einer durch den Geist Gottes geleiteten, daher in der Lehre unfehlbaren

Kirche, einer Kirche, bei welcher Jesus Christus seiner Verheißung nach bleiben würde bis an das Ende der Tage, einer Kirche, in welcher noch immer der Fels, auf den sie gebaut ward, den Pforten der Hölle Trotz bot, einer Kirche, in welcher noch immer Machthaber des ewigen Hohenpriesters Sünden behalten und Sünden lösen konnten, einer Kirche, in welcher am Strahle göttlicher Liebe die Ambrosius, die Augustin, die heiligen Einsiedler in der Wüste und Ludwig IX. auf dem Throne, die Leone, die Katharinen, die Theresen, die Franziscus, die Borromäen zu Früchten für den Garten Gottes reiften, einer Kirche, in welcher der Sohn Gottes in den Hefen unserer Zeit (in dem Augenblick, da der Antichrist mit so organisirter, so furchtbarer Macht, mit dem Schlund der geöffneten Hölle bräut) — — solche Wunder thut und eine ganze größtentheils verdorbene hohe Geistlichkeit in Frankreich, welcher die Axt schon an der Wurzel zu liegen schien, — auf einmal so umwandelt, daß der faule Baum Früchte des Lebens in solcher Fülle und in solcher Reife trieb — o Freund und Bruder, das dringende, heiße Gefühl des Bedürfnisses, zu einer solchen Kirche zu gehören — riß mich mit Banden, die stark sind wie der Tod, das heißt mit Banden der Liebe zu ihr hin. Und ich fühle mich wie so selig, obgleich wie so unwürdig in ihrem Schooß! Da indessen sie mich gegen Sicherheit warnet, da ich, wiewohl auf Gottes Erbarmen kindlich hoffen, doch mit Furcht und Zittern meine Seligkeit suchen soll und also nicht weiß, ob ich ewig jauchzen werde: so will ich doch nun jauchzen und frohlocken, daß diese Kirche Gottes auf dem Felsen gegründet steht und stehen werde, daß der Antichrist ihr nichts anhaben könne. Die Jungfrau Tochter Sion spottet sein, die Tochter Jerusalem schüttelt ihr Haupt ihm nach.'

Die Lehre von der unfehlbaren Kirche sei die Kernlehre aller anderen. ‚Mit dieser Lehre stehen alle übrigen Glaubenslehren; ohne sie werden dieselben schwankend. Alle Christen sehen die heilige Schrift als eine Richtschnur des Glaubens an; die Protestanten als die einzige: die Katholiken in Verbindung mit der Ueberlieferung. Hätte jene einzige Richtschnur sein sollen, so hätte sie in so klarer Bestimmtheit müssen abgefaßt werden, daß sie keines Mißverständnisses fähig wäre. Das lebendige, kraftvolle Wort, vor dessen Hoheit wir erstaunen, dessen liebevolles Wehen unser Herz entzündet, hätte zu einem ungeheuern Schwalle von Erläuterungen und Anmerkungen und Auslegungen und Auslegungen der Auslegungen und zum voraus gegebenen Beantwortungen aller künftigen Irrthümer, Albernheiten und Spitzfindigkeiten, welche Stolz, Sinnlichkeit, Klügelei, Unverstand und Aberwitz ausgeheckt haben und ausbecken werden, zu einem solchen Schwalle hätte, sag' ich, das göttliche Wort anwachsen müssen. Wie hätte es da nicht seinen Charakter der Göttlichkeit verlieren müssen! Es würde ein trockenes, ungeheures Buch geworden sein, dem Einfältigen ungenießbar, dem Gelehrten ein Studium ohne Kraft und ohne Salbung, ein ungeheures Studium von Sprachen, Kritik, Alterthumskunde, Geschichte, Untersuchungen über den Kanon u. s. w. Daß die heilige Schrift, so wie Gott sie uns gab, zu unzweideutiger Begründung aller Religionslehren nicht hinreiche, das lehrt die Erfahrung aller Jahrhunderte. Und wer durch Aufrichtigkeit des Herzens und Gebet dahin zu gelangen hofft, daß ihm in allen Lehren die Wahrheit einleuchten werde, der muß in den stolzen Wahn fallen, daß Allen, welche einen andern Sinn zu finden meinen, Aufrichtigkeit fehle, oder daß, wofern auch sie beten, Gott ihr Gebet verschmähe. Kein Gesetz besteht ohne Au-

torität der Ausleger, keine Lehre ohne beglaubigte Lehrer. Darum stiftete der Sohn Gottes seine Kirche.'

In ununterbrochener apostolischer Nachfolge ‚erhielt sich zu allen Zeiten vollkommene Uebereinstimmung der Lehre bei allen Bischöfen der katholischen Kirche und in allen ihren Kirchen, die doch schon zu der Apostel Zeiten in drei Welttheilen sich verbreitet hatten. Darum auch ward von jeher die in allen Kirchen übereinstimmende Ueberlieferung für katholische, das heißt, für allgemein apostolische Lehre gehalten. Daher auch der hohe Begriff, den von jeher diese Kirche von der bischöflichen, als einer apostolischen Würde hegte, weil in der Versammlung dieser aus allen Ländern zusammenkommenden Nachfolger der Apostel, so oft eine von Neuerern angefochtene Lehre soll bestimmt werden, die Ueberlieferungen aller Kirchen verglichen werden, aus deren Uebereinstimmung die Gewißheit der Lehre hervorgeht. Es ist in der That unmöglich, daß eine irgendwo neu aufgekommene Lehre in die katholische Kirche einschleichen könne, man müßte denn, uneingedenk der Verheißungen des Sohnes Gottes, nicht nur glauben, daß er seine Kirche verließe, sondern daß er statt des verheißenen „Geistes der Wahrheit" einen Geist des Truges aussendete, um auf einmal alle Lehrer aller katholischen Kirchen zu täuschen, so zu täuschen, daß sie nicht nur eine neue, also falsche Lehre annähmen, sondern auch glaubten, diese falsche und neue Lehre sei die alte Lehre, sei immer ihre eigene Lehre gewesen.'

Das Haupt der Kirche ist der Papst. ‚Der hl. Irenäus, Jünger des hl. Polykarpus, der ein Jünger des hl. Johannes des Evangelisten war, den man also einen geistlichen Enkel des großen Evangelisten nennen könnte, schreibt, daß alle Kirchen sich an die Kirche zu Rom halten müssen wegen ihres mächtigen Vorrangs. Es sei

mir erlaubt zu fragen, wie und wann auf einmal der Glaube an den Vorrang der Kirche zu Rom hätte entstehen können? Man darf es nie aus dem Gesichte verlieren, daß schon im ersten Jahrhundert die katholische Kirche sich über drei Welttheile verbreitet hatte. Die Bischöfe waren Nachfolger der Apostel und wurden von Allen dafür angesehen. Sie waren sich ihrer Würde bewußt und durften ihr nichts vergeben. Sie waren auch Menschen, welche nicht geneigt sind, Rechte und Freiheiten aufzuopfern. Wie? wann? wodurch wurden sie alle auf einmal bewogen, den Bischof zu Rom, der ohne alle Macht, ohne zeitlichen Einfluß dem Schwerte der Verfolgung mehr ausgesetzt war, als sie alle, für ihr Haupt zu erklären?'

‚Als Protestant geboren,' sagt Stolberg in einem fast gleichzeitigen Briefe an den Grafen von Schmettau, den Bruder der Fürstin von Gallitzin, ‚sah ich mit Schmerz den Protestantismus zusammenstürzen. Er stürzte ohne Anstoß in Folge seiner eigenen Hinfälligkeit; er gerieth in Verfall durch einen ihm eigenthümlichen Keim des Verderbens. Selbst sein Name Protestantismus — ein sprechender Name, weil er verneinend ist — verkündigt einen unruhigen, stürmischen Geist, mehr zum Zerstören als zum Bauen geneigt. Bald wandte er seine Waffen gegen sich selbst, entschlug sich der bisher noch von ihm geachteten heiligen Wahrheiten, vertauschte sie mit Zweifeln und ist im Begriffe, mit großen Schritten dem Atheismus zuzueilen. Kant wird viel mehr ein gewandter Diener desselben als das Haupt einer neuen Sekte. Die katholische Religion, unerschütterlich, unveränderlich durch ihre Natur, ist weder von den zerstörenden Grundsätzen der Scheinweisheit angegriffen worden, noch kann sie es werden. Der Katholik hört auf Katholik zu sein, er verläßt seine kirchliche Gemeinschaft, sobald er sich im Min-

desten vom Dogma entfernt, denn das System der wahren Religion, das sich gründet auf der Wahrheit, welche nur Eine ist, kann seinen Charakter der Einheit nicht aufgeben; es gleicht der Kugel; nimmt man den geringsten Theil von ihr weg, so hört die Kugel auf, eine solche zu sein. Von diesem Gedanken lebhaft bewegt, rührte mich zu gleicher Zeit die Wahrnehmung, daß die Katholiken weit besser als die Protestanten durch ihr Leben der vom Evangelium vorgeschriebenen Sittenlehre entsprechen. Ich bewunderte einen und denselben Geist, der seit achtzehn Jahrhunderten dieselben Anschauungen einflößt und der zugleich den Muth und die Kraft verleiht, das Leben darnach einzurichten. Ich war erstaunt und gerührt von dem großartigen Schauspiele, welches sich in unsern Tagen unsern Augen dargeboten hat. Wir haben diese Kirche, welche der Ungläubige wegen ihres Alters für abgelebt hielt, treue Bekenner, edelmüthige Martyrer hervorbringen sehen. Das 18. Jahrhundert, dieses ebenso entkräftete als entweihte Jahrhundert, hat diese Wunder hervorgebracht bei einem Volke, welches dem Jahrhundert seinen Charakter verliehen, dessen Sittlichkeit durch seinen angeborenen Leichtsinn, durch die Verdorbenheit eines maßlos ausschweifenden Hofes und durch die Wuth eines ungläubigen Fanatismus untergraben war.' ‚Alle christlichen Gemeinden nehmen das Gesetzbuch einer ebenso Ehrfurcht einflößenden als einfachen Sittenlehre an; aber nur bei den Katholiken fand ich Menschen, welche dieser Sittenlehre treu waren, ich fand unter ihnen in allen Jahrhunderten einfache und außerordentliche Menschen, unterthänige und heldenmüthige, kurz Heilige. Während der Katholik seine Tugend an diesen großen Vorbildern und an den Beweggründen ihres Thuns emporarbeitet, sieht sich derjenige Protestant, welcher noch das Christenthum nicht verlassen

hat, irre gemacht und darauf beschränkt, sich erleuchten zu lassen von dem Lichte, welches in den Werken der Katholiken leuchtet.'

Denselben Gedanken führte er am 8. Juli 1801 in einem Schreiben an den lutherischen Pastor Johann Ludwig Ewald in Bremen aus. ‚Ich sehe in der katholischen Kirche zu allen Zeiten Menschen, welche Christo nachzufolgen Alles verlassen. Ich sage Alles, mit Inbegriff des eigenen Willens. Ich sehe in ihr diese der Ehe Entsagenden, welche um des Himmelreichs willen ihr entsagen, von denen unser Herr redet. Daß er nicht von Schwärmern sprach, sondern von solchen, die etwas Großes, der Natur Schweres, ja fast Unbegreifliches thun, beweist sowohl der starke Ausdruck, mit dem er sie bezeichnet, als auch seine Worte: „Wer es fassen mag, der fasse es." Eben so versteht es der Protestant Grotius, der treffliche Grotius, dessen Auslegung dieser Stelle wohl von seinen Glaubensgenossen erwogen zu werden verdient. Ich sehe in der katholischen Kirche Männer und Frauen, welche trotz des allgemeinen Spottes, den der Name Heilige beim großen Haufen unter den Protestanten erregt, doch unter frommen Protestanten Bewunderer, aber nicht ihres Gleichen gefunden haben. Es ist doch merkwürdig, daß der wahrhaftig fromme Protestant Tersteegen, welcher das Leben heiliger Seelen in einem großen Quartbande geschrieben hat, keinen Einzigen seiner Glaubensgenossen diesen heiligen Seelen zugesellen konnte. Merkwürdig ist auch die sichtbare Verlegenheit, mit welcher er sich in der Vorrede über diesen nicht glücklichen Umstand erklärt.'

‚Fern aber sei es von mir,' fügte Stolberg hinzu, ‚so wie es fern von jedem Katholiken ist, der den Geist seiner Kirche kennt, zu zweifeln, daß auch unter Protestanten heilige

Seelen gewesen und noch seien, heilig in demjenigen Sinne des Wortes, welcher alle Kinder Gottes bezeichnet. Ich ehre und liebe wie Sie das Andenken Lavater's und Pfenninger's, habe Ehrfurcht für Spenern, Franken, Zinsendorfen. Und ich hatte als Kind, als Jüngling, als Mann das Glück, mit schönen Seelen beiderlei Geschlechts durch die innigsten Bande der Natur und der Liebe verknüpft zu sein, deren Andenken mir eben so heilig ist, als das Andenken jener Männer. Aber meine Kirche lehrt mich auch, solche für Mitglieder der wahren, wiewohl von ihnen verkannten Kirche zu halten.'

‚Die Kirche zeigt sich dadurch,' schreibt er der Fürstin von Hohenlohe, ‚als gute Mutter und als die Braut Desjenigen, der lehrend, lebend und sterbend uns die höchste Liebe lehrte, daß sie ein so liebliches und heiliges Band der Gemeinschaft um ihre Kinder schlingt. Die Gemeinschaft der Heiligen wird zwar auch in den Glaubensbekenntnissen der von der katholischen Kirche abgewichenen Partheien genannt, aber wirklich ohne daß sie einen Sinn damit zu verbinden wissen. Dasjenige, was der Katholik unter diesem Ausdruck versteht, ist unaussprechlich groß, trostvoll und heilig. Er fühlt schon hienieden in ewigen Banden wachsender Liebe sich vereinigt mit Allen, welche an dem großen Weinstocke wachsen, dessen Reben sich aus der Erde und der Zeit erheben und durch den Himmel und in die Ewigkeit verbreiten.'

‚Wir leben in merkwürdigen Zeiten, gnädigste Fürstin! Das Reich Jesu Christi war wohl noch nie in so sichtbarem Kampfe mit dem Reiche der Finsterniß. Dem menschlichen Ansehen nach möchte es wohl scheinen, als ob die Finsterniß den Erdenkreis bedecken sollte; aber desto herrlicher wird der Sieg des Lichtes sein. Vielleicht wird der

Leuchter des Worts dem undankbaren Europa entrückt, um in einem andern Welttheile desto heller zu leuchten. Vielleicht wird Europa durch Begebenheiten, von denen wir bisher nur das Vorspiel sahen, in Flammen der Trübsal geläutert. Immer wird der Löwe vom Stamme Juda siegen und den Seinen nicht Löwe, sondern Lamm sein, das erwürgt ward und dem auch wir einst singen werden ein neues Lied: „Das Lamm, das erwürgt ist, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob!"'

‚Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie schwer, aber auch wie unendlich wichtig für einen Protestanten das richtige Verständniß der kirchlichen Lehre von der Rechtfertigung ist.'

‚Wegen keiner Lehre ist die katholische Kirche so von den Protestanten angegriffen, in keiner so mißverstanden worden, als in der Lehre von der Rechtfertigung. Luther und dessen Anhänger beschuldigten die Kirche, daß sie den Grund des christlichen Glaubens umstoße, indem sie lehre, daß der Mensch nicht aus Gnade, sondern durch Verdienst der Werke selig werde. Aber die Kirche Jesu Christi ist weit davon entfernt, dem Verdienst der Werke etwas zuschreiben zu wollen, ohne den lebendigen Glauben. Ja sie lehrt, daß alle Werke gar keinen Werth haben, wenn sie nicht Früchte des Glaubens, Früchte der Wirkungen des heiligen Geistes sind. Die Protestanten haben diese Lehre verwirret, und sind theils in Widerspruch mit der heiligen Schrift gerathen, theils in Widerspruch mit sich selbst. In Widerspruch mit der heiligen Schrift, indem sie Sprüche des heiligen Paulus so erklärt haben, daß Paulus und Jakobus in offenbarem Widerspruch mit einander zu sein scheinen, was sie doch, wenn man den Sinn ihrer Worte recht beleuchtet, nicht sind. Siehe, was Paulus sagt Röm. 3,

und besonders Vers 19—25. 28 (wo Luther das Wörtchen allein hineingeschoben) und Röm. 4, 1—5. Vergleicht man diese Stellen mit Jak. 2, 14—26, so scheint ein Widerspruch zwischen beiden, daher auch Luther sich anfangs erkühnte, die Epistel des hl. Jakobus, welche doch von der ganzen Christenheit als eine Eingebung des heiligen Geistes angesehen wird, für eine nur menschliche Schrift zu erklären, ja sie eine stroherne Epistel zu nennen.

„Die Protestanten geriethen in Widerspruch mit sich selbst, indem sie bald den Werth der guten Werke ganz verwarfen, bald gezwungen durch deutliche Aussprüche der heiligen Schrift und durch die Moral, deren Nothwendigkeit und daß sie Gott gefällig sind, anerkennen mußten. Das ganze Mißverständniß kommt daher, daß die Protestanten nicht unterscheiden zwischen Werken eines noch Unbekehrten und Werken eines Begnadigten. So glänzend die Thaten, so wohlthätig die Werke eines noch unbekehrten Menschen auch sein mögen, haben solche doch vor Gott keinen Werth, vermögen nicht ihn vor Gott gerecht zu machen. Jesus Christus sagt: „Es sei denn, daß Jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen", und: „Was vom Fleische geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geiste geboren wird, das ist Geist." Paulus sagt, daß weder Gabe der Weisheit, noch Wunder, noch gute Werke nutzen ohne Liebe. Nun aber sind Glaube, Hoffnung und Liebe Früchte des heiligen Geistes im bekehrten, begnadigten Menschen, Früchte, welche die Natur im Unbekehrten nicht hervorbringt, „denn was vom Fleische geboren wird, das ist Fleisch", Früchte, welche die Gnade in jedem Bekehrten hervorbringt, „was vom Geiste geboren wird, das ist Geist." Indem Paulus sagt: „Wenn ich auch ꝛc. und hätte die Liebe nicht, so wär' es mir nichts nütze", so zeigt er genug

an, daß gute Werke, welche mit der Liebe verbunden, durch Liebe gewirkt sind, allerdings nütze seien. So wie nun Paulus uns lehrt, daß ohne Liebe die Werke nichts seien, so verlangt er von den bekehrten Christen beständig gute Werke. Er lehrt uns, daß Gott berufe mit einem heiligen Rufe, „nicht nach unsern Werken, sondern nach Vorsatz und Gnade, die uns gegeben ist in Christo vor der Zeit der Welt". Aber er will, daß man Gutes thun, reich werden an guten Werken, gerne geben, behülflich sein, Schätze sammeln soll, sich selbst einen guten Grund auf's Zukünftige, zu ergreifen das ewige Leben. Paulus sagt: „Gott werde geben einem jeglichen nach seinen Werken, nämlich Preis und Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben". So lehret dieser Apostel an ähnlichen Stellen, daß wir reich sein sollen an guten Werken, wo er aber diese Werke der Gnade Gottes zuschreibt. Und: „Gott mache euch fertig in allen guten Werken." Jesus Christus sagt uns selbst, welchen Werth Er auf die guten Werke legen werde, welche wir einem unter Seinen geringsten Brüdern werden erzeigt haben, und Johannes hörte eine Stimme vom Himmel zu ihm sagen: „Schreibe: Selig sind die Todten, die im Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach."

‚Die Kirche Jesu Christi lehrt, daß unsere Sünden uns umsonst erlassen werden durch die göttliche Barmherzigkeit um Jesu Christi willen. So lauten die Worte des Tridentinischen Conciliums, welches hinzusetzt: „Es heißt darum, daß wir umsonst gerechtfertiget werden, weil nichts von dem, was vor der Rechtfertigung hergeht, weder Glaube noch Werke, diese Gnade verdienen kann." Die Protestanten sagen, daß dem Gerechtfertigten das Verdienst

Jesu Christi zugerechnet, und seine Sünden bedecket werden. Die Kirche sagt noch mehr, sie sagt, daß dem Begnadigten die Sünden ganz getilgt werden, daß Gott ihm die Gerechtigkeit Jesu Christi nicht nur zurechne, sondern wirklich mittheile durch die Gnadenwirkung des heiligen Geistes, so daß er nicht nur für gerecht gehalten, sondern wirklich gerecht werde. Diese Gerechtigkeit ist aber in diesem Leben immer eine unvollkommene Gerechtigkeit Auch der Gläubige wird oft zu Fehltritten hingerissen. „Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch. Dieselbigen sind wider einander, daß ihr nicht thuet, was ihr wollet", sagt Paulus; und Jakobus sagt: „Wir fehlen alle mannigfaltiglich." Daher ist die Gerechtigkeit der Gläubigen hienieden immer unvollkommen, und auch die Heiligsten müssen über ihre Sünden seufzen. Der hl. Augustin sagt daher, die Gerechtigkeit der Kinder Gottes hienieden bestehe mehr in Vergebung ihrer Sünden, als in Vollkommenheit ihrer Tugenden. Und Paulus ruft aus: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes!" aber er fügt unmittelbar hinzu: „Ich danke Gott durch Jesum Christum unsern Herrn."

‚Ueber den Werth der Werke drückt das Tridentinische Concilium sich also aus: „Das ewige Leben muß den Kindern Gottes vorgehalten werden, sowohl wie eine Gnade, welche ihnen aus Erbarmung und um unsers Herrn Jesu Christi willen verheißen wird, als auch wie eine Belohnung, die ihnen kraft dieser Verheißung für ihre guten Werke und Verdienste gegeben wird." Auf daß aber das zum Stolze geneigte menschliche Herz nicht veranlaßt werde, sich seines Verdienstes zu überheben, so lehrt uns zugleich das Concilium, daß alle guten Werke ihren ganzen Werth allein von der heiligmachenden Gnade haben, welche frei und um-

sonst um Jesu Christi willen gegeben wird, und daß sie eine Wirkung des Einflusses sind, den Er auf die Gläubigen als Seine Glieder habe. Die Lehren, Ermahnungen, Verheißungen, Drohungen und Vorwürfe des Evangeliums zeigen deutlich, daß wir durch unsern Willen zu unserm Heile mitwirken müssen, aber unser Wille kann allein nichts hervorbringen, auch sich selbst nicht erwecken, als insofern er erweckt und gekräftigt wird vom heiligen Geiste. Da nun die Kirche uns lehrt, die guten Werke als Früchte des heiligen Geistes anzusehen, so lehrt sie uns, daß solche Gott sehr angenehm sind. Sie sagt mit dem hl. Augustinus, daß Gott Seine Gnaden kröne, indem Er das Verdienst Seiner Diener krönt. „Obgleich," sagt das Concilium von Trient, „die heilige Schrift den guten Werken so hohen Werth beilegt, daß auch Jesus Christus selber sagt: Ein Becher kalten Wassers solle nicht unbelohnt bleiben, der einem Seiner Geringsten in eines Jüngers Namen gereichet wird, und der Apostel bezeugt, ein kleines Leiden erlitten in dieser Welt wirke ewige Herrlichkeit; so sei doch ferne vom Christen, auf sich selbst sich zu verlassen, und sein selbst sich zu rühmen, und nicht im Herrn, dessen Gnade gegen alle Menschen so groß ist, daß Er es will, daß Seine Gaben ihre Verdienste werden." So sagt eben dieses Concilium auch: „Wir, die wir aus uns selber nichts vermögen, vermögen alles durch Den, Der uns kräftigt, so daß der Gläubige nichts hat, dessen er sich rühmen könne, oder weshalb er sich auf sich selbst verlassen dürfe, sondern seine ganze Zuversicht und Ruhm bestehe in Jesu Christo, in dem er lebt, in Dem er Verdienste hat, in Dem er genug thut, durch würdige Früchte der Buße, welche von Jesu Christo ihre Kraft haben, von Jesu Christo dem Vater dargebracht, und in Jesu Christo vom Vater angenommen werden." Die Kirche lehrt uns

ja auch, alles was wir bitten, hoffen, wofür wir danken, im Namen Christi zu bitten, zu hoffen, dafür zu danken. Wir werden gelehrt, so sehr unsre ganze Hoffnung auf Jesum Christum zu setzen, daß in der heiligen Messe täglich gebetet wird: Wollest, o Gott, aus Barmherzigkeit uns armen Sündern, die wir auf Deine zahllosen Erbarmungen hoffen, einen Antheil und Gemeinschaft mit Deinen heiligen Aposteln und Märtyrern gewähren, unter welche Du auch uns aufnehmen wollest, nicht sehend auf unsre Verdienste, sondern uns aus Gnade verzeihend um Jesu Christi willen unsers Herrn.'

‚Es ist offenbar ein bloßes Mißverständniß, wenn auch redliche Protestanten die Katholiken beschuldigen, daß solche den Werken zu viel und nicht alles dem Verdienste Jesu Christi zurechnen, da wir immer bekennen, daß nur durch Mittheilung des Verdienstes Jesu Christi unsre Werke einen Werth erhalten, daß Gott in den Werken Seiner Gläubigen Seine eigenen Gnadengaben kröne, daß diese Werke, nur insofern sie Früchte des heiligen Geistes sind, Gott gefallen. Sie selbst, die Protestanten, fallen aber in einen großen Irrthum, wenn sie diese Früchte des heiligen Geistes, welche im Gläubigen gewirket werden, in gleichem Unwerth mit natürlichen Tugenden des unbekehrten Menschen setzen, welche vor Gott gar keinen Werth haben. Jesus Christus lehrt uns, die Früchte des wilden Naturstammes von den Früchten der Gnade unterscheiden, wenn Er spricht: „Was vom Fleische geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geiste geboren wird, das ist Geist." Paulus sagt oft, daß wir ohne Verdienst gerecht werden, weil alles, was vor der Rechtfertigung hergeht, und durch die Natur bewirkt wird, vor Gott keinen Werth hat. Die Werke aber, welche durch die Gnade im Gerechtfertigten bewirkt werden, sind ganz

anderer Art. „Was vom Geiste geboren wird, das ist Geist.“ Von dieser Frucht sagt Paulus: „Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit“ Und an die Epheser: „Die Frucht des Geistes ist allerlei Gütigkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit.“ Wenn ein übrigens frommer protestantischer Geistlicher kurz vor dem Tode sagte: „Meine guten Werke vermache ich dem Teufel!“ so mußte er, der doch ein Meister in Israel zu sein glauben mußte, nicht zu unterscheiden zwischen dem, was vom Fleische, und zwischen dem, was vom Geiste geboren wird. Viele Tausende, welche nicht fromm waren, wie dieser Mann, haben sich nach einem ganz fleischlichen Leben, ohne Buße, des Verdienstes Jesu Christi trösten zu können geglaubt, wenn sie es, nach dem so oft mißbrauchten Ausdruck, sterbend im Glauben zu ergreifen wähnten, und sind selig gepriesen von den Ihrigen dahin gefahren. Was heißt das aber anders, als Christus zum Sündendiener machen? Die falschen Begriffe über Glauben und Werke, von denen die Protestanten ausgingen, haben sich auch so wenig unter ihnen erhalten, daß izt fast ohne Ausnahme ihre Lehrer den Werken der Moral Alles, und dem lebendigen Glauben, den sie verwerfen, Nichts beilegen. Dann bleibt aber durchaus Nichts übrig, denn ohne den lebendigen Glauben sind die Werke todte Werke. Sie verleugnen den heiligen Geist und dessen Gnade, daher sie Nichts als natürliche Tugend kennen, solche aber hat vor Gott nicht den mindesten Werth. „Was vom Fleisch geboren wird,“ sagt Johannes, „das ist Fleisch; und was vom Geiste geboren wird, das ist Geist.“‘

So erörterte er in einem im Jahre 1800 für den Religionsunterricht seiner Kinder ausgearbeiteten Leitfaden, in welchem er klar und bündig die wesentlichen Unter-

scheidungslehren der katholischen Kirche auseinandersetzte. Am Schlusse dieses Leitfadens heißt es: „Ihr habt gesehen, liebe Kinder, wie jede dieser Lehren auf dreifachem Grunde beruht. Denn erstens ist jede gegründet auf die heilige Schrift und auf beständigen Gebrauch der Kirche Jesu Christi von den ältesten Zeiten her. Zweitens ist jede im Zusammenhang mit den übrigen Lehren: zum Beispiel die Lehre vom Fegefeuer mit der von der nöthigen Genugthuung auch nach Erlassung der Sünden; die Lehre von der Fürbitte der Heiligen und deren Anrufung mit der Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen, welche die Protestanten im Glaubensbekenntniß zwar nennen, aber ohne einen Begriff damit verbinden zu können, so wie sie auch mit der Benennung Kirche durchaus keinen gesunden Begriff verbinden. Drittens beruht jede dieser Lehren auf dem Ansehen der Kirche, von welcher Jesus Christus sagt, daß sie auf Petrus gegründet sei, und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollten. Dieser Kirche hat Er, „in Dessen Munde kein Falsch erfunden worden", verheißen, „daß Er bei ihr bleiben wolle alle Tage bis an's Ende der Welt", verheißen hat Er ihr Seinen Geist, „daß Er bei ihr bleiben sollte ewiglich, und daß Er sie in alle Wahrheit leiten sollte". Wir sehen auch die Kraft dieser erfüllten Verheißungen. Wir sahen sie in beständig fortdauernder Einheit der Lehre seit achtzehn Jahrhunderten, und in den Heiligen, dergleichen nur sie, selbst nach dem Geständnisse aufrichtiger Protestanten, hervorgebracht hat und noch hervorbringt. Die von der Kirche Jesu Christi sich trennenden Kirchen sind von ihrem Entstehen an in zahllose Spaltungen zerfallen. Umsonst waren die Bemühungen ihrer Fürsten und Lehrer, die Mitglieder dieser Gemeinen in Einem Glauben zu erhalten. Und wie könnten auch Christen, wenn sie kein göttliches Ansehen der

Kirche erkennen, sich durch Menschen, welche irren können, welche sowohl durch Verschiedenheit der Lehren unter sich, als auch durch häufige Widersprüche, in welche jeder einzelne verfiel, daß sie wirklich oft irreten, genug zeigten; wie könnten Christen sich durch solche Menschen dahin bringen lassen, daß sie ihre Meinungen als Gottes Wort annehmen sollten? Dieses müssen sie gleichwohl thun, oder erfahren, was izt geschieht, daß ihre ganze Kirche über den Haufen falle, und die äußere noch bei ihnen bestehende kirchliche Verfassung, statt das Christenthum aufrecht zu erhalten, nur dazu diene, daß der Unglaube durch sie verbreitet werde. Ihre Universitäten, ihre Kirchen und Schulen sind häufig Schulen des Unglaubens. Manche Diener des Wortes nähren sich vom Wort, und verdrehen und widerlegen es. Nur noch einzelne Protestanten, welche Gott vor der allgemeinen Seuche bewahrt, seufzen über die einbrechende Nacht des Unglaubens. Sie werfen Blicke der Sehnsucht hinüber zu der wahren, unwandelbaren Kirche, aber theils halten Vorurtheile sie noch von ihr ab, theils fehlt es ihnen noch an Muth zum Schritte des Uebergangs. Indessen schmeicheln sie sich mit hinhaltenden Vorstellungen. Einige beruhigen sich durch die Idee einer unsichtbaren Kirche, welche aus allen, Gott durch Jesum Christum im Geiste und in der Wahrheit anbetenden Christen bestehe. Wir leugnen diese Gemeinschaft aller wahren Anbeter Gottes durch Jesum Christum nicht, behaupten aber, daß in jenen Sprüchen, wo gesagt wird, daß man die Gemeine hören sollte, „daß, wer sie nicht hört, als Heide und Zöllner solle angesehen werden, daß die Gemeine ein Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit sei", an welcher selbst Timotheus sich halten sollte: von diesen Sprüchen behaupten wir, daß sie offenbar von einer sichtbaren Gemeine reden. Und welche andere kann

das sein, als die sichtbare, einzig unwandelbare katholische Kirche? Welche andere, als diese einzig unwandelbare Kirche kann sich rühmen, daß Jesus Christus bei ihr geblieben, und bei ihr bleiben werde alle Tage bis an's Ende der Welt? Welche andere, als diese einzig unwandelbare Kirche kann sich rühmen, daß der heilige Geist sie in alle Wahrheit leite, daß der heilige Geist bei ihr bleibe ewiglich? Welche kann sich rühmen, daß sie auf den Felsen gegründet sei, und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen, als diese Kirche, deren Häupter Nachfolger des hl. Petrus schon seit 1800 Jahren sind? Entweder die Verheißungen Jesu Christi sind unerfüllt geblieben, oder sie werden erfüllt in der Kirche, welche allein behauptet, daß sie solche Vorzüge besitze, Vorzüge, deren keine andere sich zu rühmen jemals wagen durfte.

‚Es kann daher keine Frage darüber bleiben, zu welcher Kirche man sich halten solle. Ferne sei es von uns, den Vorwurf des Propheten zu verdienen: „Mein Volk thut eine zwiefache Sünde, Mich die lebendige Quelle verlassen sie, und machen sich hin und wieder ausgehauene Brunnen, die doch löchericht sind und kein Wasser geben". Es ist aber nicht genug, daß wir Mitglieder dieser Kirche seien. Vom Mittage und von Mitternacht, vom Morgen und vom Abende werden Seelen zur Rechten des großen Hirten versammelt, und Kinder des Reichs werden ausgestoßen werden in die äußerste Finsterniß. Was Jesus Christus von den Israeliten sagt, gilt auch von vielen Katholiken. Umsonst stehen unsre Namen in den Verzeichnissen der Glieder unsrer sichtbaren Kirche, wenn sie nicht auch im Buche des Lebens angeschrieben sind. Jemehr wir Anlaß haben Gott zu dienen, desto schwerer ist unsre Verantwortung, wenn wir ihn nicht nutzen. „Jesus Christus ist der Weg, die Wahr-

heit und das Leben"; folgen wir Ihm nicht, so gelangen wir durch die geglaubte, wahre Lehre nicht zur innern Wahrheit, welche nur der lebendige Glaube gibt, der Glaube, welcher verbunden mit Hoffnung und Liebe fruchtbar ist in guten Werken. Was wird alle Erkenntniß nutzen, wenn wir die Liebe nicht haben.'

Stolberg's eben so feste wie hochherzige katholische Gesinnung offenbart sich auch in wohlthuendster Weise in all' seinen Briefen.

‚Es that mir leid,' schrieb er am 3. März 1801 an seine Schwester Catharina in Bezug auf seinen erkrankten Freund, den Grafen Ludwig von Reventlow, ‚in Deinem Brief eine Bemerkung zu finden, die auf den alten Vorwurf zu zielen schien, welcher so oft der katholischen Religion gemacht wird, als lehre sie uns, auf etwas Anderes als auf das Verdienst Jesu Christi uns zu verlassen. Sie ist so weit davon entfernt, daß in unseren Kirchen alle Tage sich die Gemeinen im Gebete vereinigen, daß Gott nicht auf unseren Werth, der da nichts sei, sondern nur auf das Verdienst Jesu Christi sehen wolle. Sie lehrt uns nach den Ausdrücken des tridentinischen Conciliums, daß unsere Sünden uns verziehen werden, aus bloßer Barmherzigkeit um Jesu Christo willen, und daß wahre Christen einer freien Gnade des heiligen Geistes das Gute, was Er in ihnen wirkt, zuschreiben müssen;' daß, wenn die heilige Schrift von Belohnung der guten Werke spricht, wir erkennen sollen, daß Gott nur Seine Gaben in den Gerechten kröne. Es wird freilich kein ächter Katholik, welcher glaubt, daß gute Werke, die er gethan hat, Früchte des heiligen Geistes sind, sie wie der gute Superintendent Lau dem Teufel vermachen; aber er wird sich selbst nichts davon zuschreiben. Er sagt mit dem hl. Augustin, daß die

Gerechtigkeit der Heiligen weit mehr in Vergebung der Sünde, als in Vollkommenheit der Tugend bestehe. Er bekennt und glaubt, daß keine gute Handlung vor Gott (also überhaupt, denn außer der Wage des Heiligthums darf er kein Gewicht brauchen, weil falsche Wage und Gewicht vor dem Herrn ein Gräuel sind) irgend einen Werth habe, die nicht Seinetwegen geschehe; und daß selbst diese nur um des Verdienstes Jesu Christi willen von Ihm mit Gnade angesehen werde. Daß also unser geliebter Freund und Bruder, der viele gute Werke gethan hat, gethan um Gottes willen, und dessen schönes Leben ein nicht in verhallenden Worten, sondern in bleibenden Thaten gesetzter Hymnus der Religion war, daß dieser unser lieber Freund und Bruder sich einzig und allein auf das Verdienst Jesu Christi verläßt, deß freuen wir uns von ganzem Herzen und deß freuet sich mit uns unsere Gallitzin auch von ganzem Herzen und Overberg mit uns. Und der ist kein Katholik, der einem Engel glauben würde, wenn er ihm ein anderes Evangelium predigte, als das, welches sich auf Jesu Tod und Verdienst bezieht und bei uns seit 1800 Jahren ohne die mindeste Veränderung gepredigt, worauf getauft, worauf gestorben wird.'

‚Es ist mir lieb,' fuhr er am 24. März in einem Schreiben an die Schwester fort, ‚daß mein Brief an Dich Dir lieb war, aber wie konntest Du mir andere Gedanken und Empfindungen zutrauen? Mich dünkt, dazu kanntest Du immer mich, ehemals auch die katholische Religion zu gut, um ihr zuzuschreiben, was Privatirrthum Einiger ist. Wenn gesagt wird, wie es der Apostel von einer sagt und keine andere Anspruch darauf macht noch machen kann, sie sei ohne Runzel und Flecken, so gilt das von der Lehre der Kirche, bei welcher Jesus Christus bleibt bis an's Ende der

Tage, der Er Seinen Geist verhieß und also gab, sie in alle Wahrheit zu leiten und bei ihr zu bleiben ewiglich. Privatirrthum ist von ihr so verschieden wie Privatleben manches Katholiken vom Leben solcher Heiligen, wie, nach Lavater's Bekenntniß, nur sie bildete' ‚Ueber die Materie, welche Gnade und Natur, welche Liebe umfaßt, diejenige Liebe, in deren zwei Geboten das Gesetz und die Propheten hanget, über diese Materie, welche die innerste Seele der Religion ist, die Burg, mit der die Natur nicht allein nichts zu thun hat, sondern die sie auch nicht ahnen kann — kann man höchstens nur stammeln und so leicht irren. So wie wir nur in seinem Lichte das Licht sehen, können wir auch nur in seiner Glut wahre Wärme fühlen. Gott bewahre uns vor unheiligem Feuer und lasse Dich und mich und Alle, die wir lieben, in seiner Glut für ihn und in ihm und nur in ihm für einander glühen und in ihm und nur in ihm leben und lieben.'

‚Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß während der Kreuzzüge ein christliches Weib in einer Stadt des Morgenlandes den europäischen Kriegern begeistert entgegensprang, eine Fackel in der rechten, einen Wasserschlauch in der linken Hand. „Die Hölle will ich auslöschen," rief sie, „und den Himmel verbrennen, denn nur solche seh' ich, die da fürchten oder hoffen, und nicht Einen, der mit reiner Liebe Gott liebt."'

‚Die katholische Kirche hat zu allen Zeiten die Vollkommenheit des Christen in diese Gesinnung gesetzt, welche, nicht mehr gegängelt von Furcht und Hoffnung, aus lauterer Liebe zu Gott, als der Urschöne, der Vereinigung mit ihm entgegenstrebt. Zwar hofft ein solcher Christ, denn wie sollte er nicht! aber unabhängig von der Vorstellung künftigen Wohles oder künftigen Wehs ist seine Liebe. Dieser Liebe

voll ruft Asaph aus: „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir auch Leib und Seele verschmachten, so bist doch Du, Gott, meines Herzens Trost und mein Theil!“‘

‚Wer die katholische Kirche beschuldigt, sie habe sich je wider diese Vorstellung erklärt, der ist mit ihrem Geiste völlig unbekannt, völlig unbekannt mit den Lehren und dem Leben der Heiligen, die sie den Gläubigen zu Mustern empfiehlt. Nur solchen Männern hat sie Einhalt gethan, welche die oberste Zinne zur ersten Stufe machten und diese höchste Liebe als Erforderniß zur Seligkeit vorstellten, da doch Jesus Christus selbst die Bewegungsgründe, welche der Furcht und der Hoffnung entlehnt sind, den Menschen vorhält (Matth. 25). Und solche Männer nahmen die Zurechtweisung der Kirche kindlich an, durch diese Kindlichkeit zeigend, wie bereit sie waren, sich den Aussprüchen der Kirche zu unterwerfen, welcher Jesus Christus verheißen hat, daß er bei ihr bleiben wolle alle Tage bis an der Welt Ende, welcher er seinen Geist gegeben, den Geist der Wahrheit, der sie in alle Wahrheit leiten und bei ihr bleiben sollte ewiglich.‘

‚Gewisse Empfindungen,‘ sagt er in einem spätern Briefe an die Schwester Catharina, ‚können dem Einen wahr, dem Andern nicht wahr sein. Nicht so Lehren und auch nicht Facta. Der wahren Religion eigenthümlicher Charakter ist es, daß, sowie sie zu allen Zeiten sich gleich bleiben muß, auch alle Menschen ein Erkenntnißvermögen für sie haben müssen. Gott beruft zur Erkenntniß wie zur Tugend, dennoch vermögen wir aus eigener Kraft weder lebendige Erkenntniß noch Tugend zu erlangen; der aber beruft, kräftigt auch, wenn wir mit Entäußerung des Eigenthümlichen, mit Verläugnung des Selbst ihn demüthig um

Kraft zum Glauben und zum Thun anrufen. Ich könnte nicht an eine wahre Religion glauben, wenn ich glaubte, daß irgend Eine Seele dieser Wahrheit nicht empfänglich wäre. Ich sage nicht, daß sie für Einige nicht wahr, für Andere wahr wäre, denn das wäre ja Unsinn. Auch kann ich von Religionswahrheiten nicht Eine für wesentlich, die andere für unwesentlich halten. Gottes Gaben erhalten ihren Werth durch den Geber, die Wahrheiten, welche er uns offenbart, durch den Offenbarer. Freilich führt er auf verschiedenen äußeren Wegen, aber in einem andern Sinne als wie Du es zu nehmen scheinst. Er führt rauhe Pfade den Einen, ebene den Andern, durch Leiden und durch Freuden u. s. w. Er führt aber nicht den Einen auf Wahrheit, den Andern auf Irrthum; der Weg des Irrthums ist als solcher nicht sein Weg, wiewohl er sich von dem, welcher in seiner Erkenntniß treu, immer bereit, erkannter Wahrheit zu huldigen und sie zu suchen ernstvoll bemüht ist, auch auf diesem Wege finden läßt, das heißt ihm entgegenkommt. Ernste Prüfung, verbunden mit tiefer Demuth und mit gläubigem Gebete, verfehlt gewiß nicht Den, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist; er ist nicht Wege, er ist Weg; er ist nicht Meinungen, er ist Eine Wahrheit; er ist nicht Ja und Nein, er ist Ja und Amen. Daher auch wir nicht jahen und neinen dürfen nach unserm Gutdünken, nicht aussuchen und uns, Jeder nach seinem Geschmack, eine Olla potrida zurecht ragouisiren, sondern wir müssen sein Osterlamm essen, wie er's gibt, und es darf nichts davon ungegessen bleiben.' ‚Daß in den andern Religionspartheien wahre Kinder Gottes gewesen und noch sind, und daß wir solche für unsere Brüder und Schwestern halten, ward und wird von uns tausendmal gesagt, und der immer wiederholte Vorwurf von verdammender Lieb-

losigkeit ist nicht liebreich. Overberg, von dessen trefflichem Religionsbuch schon dreißigtausend Exemplare vergriffen sind, drückt sich bestimmt darüber aus. Und sein Buch ist für den Unterricht der Schullehrer und Kinder geschrieben. Kein unterrichteter Katholik wird dawider etwas einwenden. Aber auch kein halbunterrichteter Katholik wird die Altäre des Opfers, von dem der Prophet Maleachi (1, 2) weissagte, mit andern Altären verwechseln, diese für das halten, was jene sind. Die Liebe, welche gleichgültig für die Religionen macht, ist nicht die Liebe, welche die Verwandten aller Religionen umfaßt. Jene hielt ich nie für Liebe.' ‚Fromme Protestanten, welche, wie ich ehemals that, über den nahen Einsturz des Christenthums bei ihnen jammern, haben mir den Uebergang zur alten Kirche nicht verargt, wohl aber jene unter ihnen, welche diesem Einsturz froh zusehen oder ihn befördern.'

‚Wohl unterrichtete Katholiken wissen,' schrieb er am 13. December 1803 seinem alten Freunde J. Heß in Zürich, ‚daß schuldloser Irrthum nicht verdamme. So lehren die Väter, so die, welche in ihre Fußstapfen treten. „Wer unsern Herrn Jesum Christum nicht lieb hat, der sei Anathema!" spricht der hl. Paulus. Und wie sollte in ihrer Fülle die Liebe Jesu Christi in einem Bruder wohnen, der nicht mit Freude den Satz auch umgekehrt gelten ließe: „Wer Jesum Christum lieb hat, der sei als Bruder an mein Herz gedrückt?"

‚Lassen Sie mich dabei noch bemerken, theuerster Heß, daß ich fest überzeugt sei, dieses Anathema betreffe nur Christen, welche den ihnen verkündigten Jesum Christum nicht lieb haben, nicht aber solche, die entweder nie von Ihm hörten oder die ohne Mangel an Redlichkeit, ohne Gleichgültigkeit in diesem Leben, ob sie schon von Ihm

hörten, nicht von seiner göttlichen Sendung überzeugt wurden.

‚Meine Kirche berechtigt mich, wie Sie von der Ihrigen dazu berechtigt werden, oder vielmehr der Ausspruch des Apostels macht es uns zur seligen Pflicht, zu glauben, daß Heiden, welche dem ihnen in's Herz geschriebenen Gesetz treu sind, vor Gott gerecht erfunden werden, und in diesem Sinne sagt der hl. Justinus so schön, daß Sokrates und Andere„ die dem Worte Gottes in ihnen, τῷ λόγῳ, treu blieben, Christen waren. Solcher sind, wer wollte daran zweifeln, vielleicht mehr als wir ahnen, unter Heiden, Muselmännern und Israeliten.

‚Daß dieses meine innige Ueberzeugung sei, das bezeuge ich Ihnen, theurer Freund! beim Namen „des wahrhaftigen und treuen Zeugen, der da Augen hat wie Feuerflammen" und der mein Innerstes durchschaut: Er, auf den wir Beide unsere ganze Hoffnung setzen, Jesus Christus, hochgelobt in Ewigkeit!

‚Sie sehen, daß ich nicht intolerant bin. Aber ich hoffe zu Gott, daß ich auch nie im neuesten Sinne des Wortes tolerant, das heißt gleichgültig, das heißt lau, das heißt werth aus dem Munde Jesu Christi ausgespien zu werden, sein werde.

‚Nach siebenjähriger Untersuchung, unter steter Anrufung des heiligen Geistes ward ich katholisch, ward als solcher Genosse jener Gemeine, die Jesus Christus auf Simon, den Er darum Felsen nannte, gründete, welcher Er Einheit des Glaubens nicht etwa nur anempfahl, sondern verhieß, eine Verheißung, die Er durch Sendung des heiligen Geistes sicherte, welcher die Gemeine „in alle Wahrheit leiten und bei ihr bleiben sollte ewiglich". Ich ward Genosse jener Gemeine, für welche Jesus Christus seine Sacramente stif-

tete, Sacramente, die ich als leuchtende und erwärmende Lichter des Heiles an einer goldenen Kette der Ueberlieferung alle Jahrhunderte hindurch im Tempel Gottes finde.

‚Auch ich hatte geglaubt an jene Stimmen, welche die Kirche Gottes der Neuerung zeihen, an Stimmen, welche von allen durch die Reformatoren in Zweifel gesetzten und sofort flugs verbannten Glaubenslehren behaupten, daß sie nach und nach hinzu gedichtet worden. Aber ich fand nicht einen Protestanten, welcher von irgend einer der von ihnen angefochtenen Lehren den Zeitpunkt ihrer Entstehung anzugeben vermocht hätte. Vielmehr hatte ich bemerkt, wie alle einzelnen von der katholischen Lehre abweichenden Glaubenslehren der Protestanten schon in früheren Zeiten als Neuerungen waren gerügt und in allen Welttheilen als irrig waren verworfen worden.

‚Vorzüglich aber fiel mir auf, daß die Einheit und Unfehlbarkeit der Kirche immer von allen Lehrern der Kirche als das große Palladium anerkannt worden. Es fiel mir auf, daß große Nachfolger der Apostel in Italien, Gallien, Afrika, Alexandria, Jerusalem, Antiochia — lange vor Constantin — Männer, welche ihre Würde zu behaupten so fähig als werth waren und unter ihnen im dritten Jahrhundert der große hl. Cyprian, welcher mit apostolischem Muthe, wie Paulus dem Petrus, zweien heiligen Päpsten widerstand, doch Alle, aus Einem Munde Alle, den Vorrang und den Sitz der katholischen Einheit in Rom auf dem Stuhle Petri erkannten.‘

‚Jeder hat die ernste Pflicht,‘ betonte Stolberg mehrmals gegen solche Protestanten, welche die katholische Kirche der Verdammungssucht bezichtigten, ‚sein Herz der Wahrheit offen zu halten, und nach der Wahrheit zu forschen, und der erkannten Wahrheit sich demüthig und ohne Rück-

halt zu unterwerfen. Schuldlose Irrgläubige aber verurtheilt die Kirche nicht. Der große Kirchenvater Augustinus schreibt in einem seiner Briefe: „Zwar hat der Apostel Paulus gesagt: einen ketzerischen Menschen meide, wenn er einmal und abermal ermahnt worden, und wisse, daß ein solcher verkehrt ist, und sündiget, als der sich selbst verurtheilt hat. Solche aber, welche ihre, wiewohl irrige und verkehrte Meinung, mit keiner halsstarrigen Heftigkeit vertheidigen, eine Meinung, welche sie nicht selbst aus kühner Vermessenheit erzeugt, sondern von verleiteten, in Irrthum gefallenen Eltern bekommen haben; auch mit vorsichtiger Sorgfalt die Wahrheit suchen, bereit, sich bessern zu lassen, sobald sie dieselbe gefunden: solche sind keineswegs unter die Ketzer zu rechnen.“‘

Charakteristisch für Stolberg's religiöse Anschauungen ist aus den ersten Jahren nach seiner Conversion ein Brief an die Gräfin Amalia von Münster. Diese hatte ihren Mann durch den Tod verloren und suchte in ihrem Unglücke, an allen positiven christlichen Heilswahrheiten zweifelnd, vergebens Trost in der Jacobi'schen Philosophie, als deren Anhängerin sie sich bekannte. ‚Sie haben mich,‘ schrieb ihr Stolberg, ‚vom ersten Augenblicke an, da ich Sie kennen lernte, immer lebhaft interessirt, und ich habe nie ohne innige Theilnahme an Sie gedacht. Eine wahre Theilnahme dieser Art nimmt immer den Charakter des Wunsches an, eines Wunsches, welcher nicht leicht gestillt wird, weil er immer höher hinaus will und in der That auch immer höher hinausgehen soll! Wie oft und mit welchem Herzen theilte meine selige Agnes diese Wünsche für Sie.‘

‚So unvollkommen unser Wissen hienieden ist, ebenso unvollkommen sind auch unsere Empfindungen, beide sind

nur Ahnung und Ahnungen sind zweideutiger Natur. Sie kennen die homerische Idee des hörnernen und elfenbeinernen Thores, durch welches Träume zu uns kommen; wir sehen das Traumbild, aber wer sagt uns, ob es durch das unscheinbare hörnerne Thor zu uns kam und Wahrheit verkündigte? oder ob es durch das glänzende Thor von Elfenbein flatterte und nichtige Erscheinung war?

‚So müssen wir, meine edle Freundin, ein Spiel unserer Ahnungen sein, wenn nicht befreundender Glaube, wie dort die Pallas dem Diomedes, uns erscheint, um den Nebel uns von den Augen zu nehmen, auf daß wir Götter von Menschen, Wahrheit von Wahn und Tand zu unterscheiden wissen.

‚So lange uns das Leben lacht, sind wir zu geneigt, es mit unseren Träumen nicht so genau zu nehmen, Ahnungen, die uns liebkosen, wollen wir nicht bezweifeln. Wie Unrecht haben wir gleichwohl! Sollten wir nicht wie die Bienen Honig für den Winter zubereiten? Noch ehe die bunten Seifenblasen, an denen wir uns ergötzten, platzen, sehen wir schon, wie sie sich entfärben.

‚Wenn Leiden uns umnachten, dann sind wir geneigter, nach etwas Besserm auszulangen, uns zum großen Unbekannten und gleichwohl so Nahen hinzuwenden und dem befreundenden Glauben Gehör zu geben, wenn er uns Trost zusprechen will. Derjenige, welcher Urheber, Inhalt und Geber des Glaubens ist, den ich meine, lud die Mühseligen und Beladenen ein, um sie zu erquicken.

‚Mich dünkt, ich sehe Sie freundlich, doch mit Wehmuth lächeln, vielleicht auch mit ernster herzbelastender Wehmuth bei sich selber sagen: Wer ist mir Bürge dafür, daß dieser Glaube, den er mir freundlich zusprechen will, durch das hörnerne Thor der wahren Erscheinungen

komme und nicht durch das Täuschungen sendende von Elfenbein?

‚Selber dem Labyrinthe mancher Zweifel und Irren entronnen, wünsche ich von ganzem Herzen, Ihnen meine Ueberzeugung mittheilen zu können. Aber es fehlt mir Vieles daran, so ausgerüstet zu sein, daß ich mich vermessen dürfte, Sie, dazu in einem Briefe, den Weg rückwärts zu führen, auf dem der befreundende Glaube zu uns kommt, um Ihnen das hörnerne Thor ansichtig zu machen. So erlauben auch die Grenzen eines Briefes mir nicht, mich von dem Vorwurfe der Intoleranz, den Sie mir machen, zu reinigen. Sie machen ihn mit Liebe, mit Liebe nehme ich ihn auf und lege ihn, wenigstens für jetzt, sanft bei Seite.

‚Aber mit einer Liebe, die es ernsthaft meint, mit einer Liebe, welche von meinem Glauben — einem Glauben, welcher sich von der Hoffnung so wenig als von der Liebe trennen darf — unzertrennbar ist, bitte und beschwöre ich Sie, theure Amalia, beruhigen Sie sich nicht zu leicht bei dem, was die neue Philosophie Glaube nennt, auch nicht bei dem, was sie Hoffnung, noch auch bei dem, was sie Liebe nennt! Und schon das müsse Ihrer Bemerkung nicht entgehen, daß außer der Religion Jesu Christi nirgends von Glaube, Hoffnung und Liebe die Rede war, ehe die neuesten Philosophen, diese absichtlichen Feinde des Christenthums, vom Christenthum auch diese Idee borgten und den Töchtern des Himmels drei bunte, nichtige Schemen entgegenstellten, denen sie die geweihten Namen gaben.

‚Der befreundende Glaube, welcher uns durch die Nacht des Lebens leiten soll, muß beglaubigt sein. Ohne Begleitungsschreiben wird ja keinem Gesandten geglaubt. Ist das Schreiben Ihnen verdächtig? So lassen Sie sich doch

wenigstens auch die Boten, welche ohne Beglaubigung kamen, verdächtig sein!

‚Aber nicht verdächtig müsse Ihnen das Bedürfniß der Mittheilung des Unsichtbaren, des Nahen sein, nicht verdächtig das Gefühl, welches Sie in Stunden der Einsamkeit nicht unbesucht lassen wird! Halten Sie es fest, wenn es kommt; lassen Sie es nicht erkalten, lassen Sie Ihr Herz sich erheben, hüten Sie sich vor falscher, nichtiger Beruhigung! Beten, o beten Sie! Lesen Sie und nie ohne Gebet das Evangelium! Erwägen Sie, ob Der, welcher Ihnen im Evangelium erscheint, mit Wahrheit sagen durfte, daß Er der Weg, die Wahrheit und das Leben sei! Ob Er als Schwärmer oder Betrüger dachte, lehrte, handelte, starb; ob seine Jünger als Schwärmer oder Betrüger dachten, lehrten, handelten, starben; ob der Begriff, den die neue Philosophie von Ihm geben will, Wesen und Bestand habe; ob die Zeugnisse der heiligen Schrift Deutelung, dazu die gesuchteste, welche sie auf ein leeres Nichts zurückführt, zulassen? Ob Sie Kraft und Leben des Glaubens, der Tugend, der Liebe bei denjenigen, die das Christenthum anfeinden, oder bei denen, die es deuteln, oder bei denen finden, welche mit Petrus ausrufen: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!

‚Erwägen Sie Das und erwägen Sie es mit Gebet zum Unsichtbaren, Nahen!‘

‚Du bist die intimste Freundin Amalia's,‘ schrieb Stolberg über die in ihrem Unglücke halb verzweifelnde Frau an eine Nichte, eine positiv gläubige Protestantin, ‚stehe ihr helfend zur Seite.‘ ‚Durch den Tod ihres Mannes ist sie in eine Krisis gekommen, welche entscheidend für ihre Ewigkeit sein kann. Gott klopft immer an die Thüre eines leidenden Herzens. Verrichte Hebammendienste bei der neuen

Geburt! Eure Freundschaft war intim, aber war Er der Mittelpunkt? Was sich um die Sonne dreht, wird verewigt durch sie. Außer ihrem Bezirke ist die Region der Vergänglichkeit, des Nichts. Bitte Gott um Heiligung für Dich und für sie, für Eure Freundschaft. Versuche es, sie an die Quellen des Evangeliums zu führen, welches Milch den Anfängern, Nectar den Vollendeten ist.' ‚Der Einfluß, den Jacobi's Philosophie auf sie gehabt, befremdet mich nicht. Es thut mir wehe für meinen Freund, daß er sich so von Eitelkeit hinreißen läßt, sich zu freuen, wenn er edle Seelen mit seiner Philosophie, deren Nichtigkeit er einsieht, die ihn in jeder Stunde der Sehnsucht, wie er selbst sagt, bettelarm läßt, umspinnen kann. Mit einer Philosophie, die ihn oft — wie er selbst gesteht — an den Abgrund des Atheismus führt und in der That jeden consequenten Denker führen muß.'

‚Möchte doch unsere liebe Amalia von dem Eindruck, den seine Unterredungen auf sie mögen gehabt haben, die Liebenswürdigkeit des Mannes, seinen Geist, seinen Zauber — ich kenne und erfuhr selbst auf gewisse Weise und würde auf diese Weise noch jetzt gern erfahren den Zauber seines Umgangs — möchte sie alles das, was Gott ihm bei der Geburt und durch Leitung glücklicher Umstände gab, von dieser Philosophie absondern. Sie würde sehen, wie diese Philosophie nach jener Absonderung als ein elendes caput mortuum in ihrem Schmelztiegel erscheinen würde. Sähe sie ihn, wenn der geringste Schmerz ihn an Abnahme dieses Lebens erinnert, wie er bald so kleinmüthig, winzigmüthig, bald erbittert ist, sich im Staube windend gegen die Hand, welche Leben und Tod gibt, empört, statt unter ihr sich zu demüthigen, o wie würde sie Grauen fühlen vor der Philosophie, die aus einem der interessantesten hommes de désir,

der er sonst war, einen an Kraft ohnmächtigen Pygmäen, an Gesinnung einen Titanen macht! Indem ich dieses schreibe, fällt mir die schöne Stelle Matth. 11, 25—30 ein. Lies sie und erwäge sie mit ihr.

‚Möchte sie, in deren Herz gewiß so viel Glaube an gute Menschen ist, sich überzeugen lassen, daß man dieses sanfte Joch auf sich nehmen, diese leichte Last tragen und sich durch und durch erquickt fühlen könne! Erquickt fühlen könne auf eine Weise, wo jede Idee von Illusion schwindet, wie Schatten vor der nicht nur gesehenen, sondern auch erleuchtenden und erwärmenden allbelebenden Sonne!

‚Jesus spricht: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob Ich von mir selbst rede."

‚Welcher Philosoph konnte, durfte, mochte das sagen? Und jeder, auch der letzte Jünger dieses Meisters darf, kann und mag sagen: „Bete mit aufrichtigem Herzen um Erleuchtung und Heiligung und Du wirst, so wahr Gott lebt, erleuchtet und geheiligt werden!"'

---

Von protestantischer Seite wurde Stolberg's Conversion wiederholt als ‚eine der bedeutungsvollsten Erscheinungen jener Zeit' bezeichnet.

Die katholische Kirche wurde damals fast in allen Ländern Europa's offen oder im Geheimen verfolgt: ihr Oberhaupt lebte in seinem eigenen Lande wie ein Verbannter, Cardinäle und Bischöfe waren für ihren Unterhalt zum Theil auf protestantische Almosen angewiesen; unzählige kirchliche Anstalten lagen in Trümmern; das kirchliche Leben schmachtete unter dem Druck des Alles regierenden Polizei-

staates. In der Wissenschaft und Literatur hatten, insbesondere in Deutschland, die katholischen Ideen alle Geltung verloren und die literarischen Stimmführer prophezeiten das baldige Ende der Kirche. ‚Die Kirche Roms,' sagte Herder, ‚gleicht nur noch einer alten Ruine, in die kein neues Leben mehr einziehen kann.' ‚Nur unter dem gemeinen, abergläubischen Pöbel,' wähnte Nicolai, ‚kann der römische Glaube vielleicht noch ein längeres Dasein fristen; vor der Wissenschaft und Bildung wird er nicht mehr bestehen.' Selbst Goethe meinte: ‚Das Tridentinum hat sich in den Köpfen der Denkenden längst überlebt; die Zeit der Eroberungen scheint mir für die katholische Kirche für immer vorüber.'

Man begreift deßhalb, welch' ein Aufsehen in ganz Deutschland entstehen mußte, als ganz unerwartet Graf Stolberg, ein Sprößling eines der ältesten und edelsten deutschen Geschlechter, ein an den Höfen von Kopenhagen, Berlin und Petersburg mit Auszeichnung behandelter Diplomat, ein hervorragender Staatsbeamter, eine Zierde der Nation als Dichter und Schriftsteller, ein persönlicher Freund Klopstock's und Goethe's, vor Allem ein durch Gemüthsgröße und fleckenlose Ehrenhaftigkeit des Charakters in den weitesten Kreisen hochangesehener Mann mit aller Entschiedenheit sich zum demüthigen Sohn der katholischen Kirche erklärte und seiner Ueberzeugung Aemter und Ehren und weltliche Vortheile mannigfacher Art aufopferte.

‚Der Uebertritt Stolberg's,' schrieb Friedrich von Schlegel viele Jahre vor seiner eigenen Conversion, ‚war für ganz Deutschland wie ein öffentliches Ereigniß, das Jeden berührte, der an den höheren Fragen in Kirche und Staat irgend einen Antheil nahm. Das Wichtigste und auf Andere Wirksamste dabei ist die edle Persönlichkeit des Convertiten. Wie verschieden auch die Urtheile darüber waren und sind,

an der Lauterkeit der Ueberzeugung des allgemein verehrten Stolberg können nur unlautere Naturen und verbissene Fanatiker zweifeln.'

‚Stolberg bleibt mir,' erklärte Freiherr von Stein im Jahre 1802 mit Bezug auf solche Fanatiker, ‚immer achtungswerth wegen seiner reinen Liebe zur Wahrheit und wegen der Resignation, mit der er ihr so viel aufopfert. Er glaubt in der katholischen Kirche Ruhe und Bestimmtheit zu finden, er findet in ihr das reine ursprüngliche Christenthum, warum ihn mit Wuth und mit Schimpfen verfolgen?'

‚Eine schönere Großmuth,' sagte in demselben Jahre 1802 der Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi, der Anfangs zu diesen Verfolgern gehörte, über Stolberg aus, ‚ein reineres sich selbst Vergessen bei jeder persönlichen Beleidigung, auch der empfindlichsten, mehr Zartheit und Adel fand ich in keines andern Menschen Herz. Und o des Himmels voll Liebe hinter seinem biedern Auge!'

Für die verfolgten und gedrückten Katholiken war Stolberg's Rückkehr zur Kirche eine Ermunterung und Stärkung im Glauben. ‚An ihn schlossen sich,' sagt der Protestant Alfred Nicolovius, ‚die edleren unter seinen katholischen Zeitgenossen; ihn betrachteten sie in der Zeit der kirchlichen Bedrängniß als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt; von ihm ging so manche Anregung zum Guten aus, so manche Begeisterung für Kirche und kirchliche Wissenschaft, die damals fast überall in den Staub niedergetreten war, und seine Ansicht verbreitete sich nah und fern.'

Für Stolberg selbst begann seit seiner Rückkehr zur Kirche die reichste Wirksamkeit seines Lebens. ‚Der Friede, den er,' fährt Nicolovius fort, ‚aus seinem Glauben schöpfte, die Gemüthsruhe, welche ihm geworden, und der Strom heiliger Begeisterung, der ihm fortwährend zufloß, gaben

seinem Geiste eine so eigenthümliche Kraft, daß Friedrich Schlegel mit Recht behauptete, erst im Katholicismus habe Stolberg ein freies und kräftiges Dasein gefunden.'

Zwar hatte er auch früher seine ganze dichterische und wissenschaftliche Thätigkeit ‚auf die Religion als auf das höchste Ziel bezogen', aber erst jetzt wurde er ein christlicher Schriftsteller im eigentlichen Sinne des Wortes. In der Muße, die er nach Niederlegung seiner Aemter und Würden genoß, war es ihm dringendes Bedürfniß, ‚von der Ueberzeugung, die ihm Friede und Freude war', Andern mitzutheilen und allen suchenden Seelen, mit denen auch er Jahre lang gesucht hatte, ‚in herzlich guter Meinung zu sagen, was ihren redlichen Bemühungen allein wahre Frucht und bleibenden Werth geben könne'. ‚Mehr als alle Fragen der Wissenschaft,' sagt er, ‚verlangen die höchsten Lebensfragen eine ernste, lange, demüthige Prüfung des denkenden Menschen, und der Prüfung muß die Entscheidung folgen.'

## VII. ‚Leben und Arbeiten im Geiste der Kirche'.

Stolberg's Rückkehr zur Kirche machte es ihm zur Pflicht, seine Aemter in Eutin niederzulegen, und besonders wegen der Erziehung seiner Kinder in einem katholischen Lande Wohnsitz zu nehmen. Der Abschied aus dem Kreise seiner Freunde, insbesondere die Entfernung von seinem Bruder und der Schwägerin, die er fast jedes Jahr bei Besuchen und Gegenbesuchen für längere Zeit zu sehen gewohnt gewesen, wurde ihm so schwer, ‚wie nur irgend einem Menschen von Gefühl und Gesinnungstreue', sagt er, ‚ein Abschied auf Erden mag schwer und drückend geworden sein'. ‚Von Euch Beiden bin ich versichert,' schrieb er aus Eutin am 21. August 1800 an Christian und Luise, ‚daß Ihr es ganz wisset, wie schwer es mir werde, mich von Euch zu trennen. Zu trennen am einbrechenden Abend des Lebens. Die Kinder von Euch zu entfernen, die Ihr mit so herzlicher Liebe als Euere Kinder ansehet! Ich mache mir keine Illusion über die Schwierigkeit gegenseitiger Besuche, welche von Jahr zu Jahr schwerer, also immer seltener werden. Ich entsage nicht ohne verwundetem Herzen der Aussicht, daß meine aufblühenden Kinder Euch wie mir die Tage des Alters aufheitern sollten. Wer ehrt diese häuslichen Verhältnisse mehr als ich? wer ward von Kindesblüthe an mehr durch sie gebildet und beglückt? Wehe dem, der mit vermessener oder fühlloser Hand diese zarten Fäden zerschneidet, um irdischen Vortheilen nachzujagen. Unruhig wird sein Leben und ver-

ödet sein Alter sein! Ich entferne mich nicht aus Wahl, beste Luise! Der Schritt, den ich that, war ein ernster Schritt, und ich darf nicht still stehen, da wo ich stehe. Nach langer Prüfung thaten wir ihn und Gott hieß ihn uns thun. Neue Ueberzeugung unsern Kindern mitzutheilen, war uns heilige Pflicht. Wer darf aber sich daran genügen lassen, den Samen des Himmels obenhin auszustreuen und ihm nicht jede Pflege zu gewähren, deren er fähig ist? Und wie dürften wir hoffen, daß diese Lehre tief in den Kindern wurzeln würde, wenn sie unter lauter theils so geehrten und geliebten Menschen lebten, welche alle eines andern Glaubens wären? Wie dürften wir hoffen, daß die großen Forderungen, welche diese neue Lehre macht, Eingang finden würden, wenn sie nicht Beispiele von der Aufopferung und Hingebung des Willens in den göttlichen Willen sähen, welche so viel lauter für die Lehre zeugen, als alle Theorie? Wie gleichgültig würden ihnen ihre Eltern scheinen, wenn sie solche aus Wahl in einem protestantischen Lande leben sähen und mit ihnen darinnen lebten? Wenn sie die immer offenen Kirchen, diese Altäre, an deren Stufen man immer Flehende oder Dankende hingestreckt im Staube findet, nur aus Erzählungen kennen lernen sollten? Und würden sie, da sie doch in diesem Lande sich nicht niederlassen könnten, nicht Fremdlinge werden müssen in späteren Jahren, sie möchten sich hinwenden, wohin sie wollten? Kann ich wünschen, daß sie hier heirathen? Kann ich ohne Furcht des Todes sein, wenn ich weiß, wie es fast unmöglich sein würde, ihnen, nämlich den drei Kindern erster Ehe, den Glauben an die katholische Lehre zu sichern, auf den Fall, daß ich bald sterben sollte? Hier ist kein Dilemma, beste Luise! Und wäre eins, so denkst Du darin gewiß mit mir gleich, daß ein zartes Ge-

wissen, wo der Fall eines zweifelhaften Dilemma eintritt, immer gegen seine Wünsche wählt. Ich rede hier von den Wünschen natürlicher Neigung, welche schon der Moral, geschweige dem Christenthum immer verdächtig sind.'

‚Neben dem beglückenden Gefühl, zur heiligen alten Kirche zu gehören, dem Gefühle der Sicherheit in den Armen, auf dem Schooße der lieben, ewig jungen Mutter, ist es mir,' sagte er gleichzeitig in einem Briefe an die Fürstin von Gallitzin, ‚in diesen Monaten eine unaussprechliche Freude, daß mir Bruder und Schwägerin nach wie vor mit innigster Liebe zugethan bleiben und auch nicht ein Schatten irgend eines Mißverhältnisses zwischen ihnen und mir eingetreten ist, wie peinlich ihnen auch die bevorstehende Trennung von mir, meiner Sophie und den Kindern sein möge.'

Dasselbe war der Fall mit dem Grafen Cajus Reventlow und dessen Gemahlin Luise, einer Nichte Stolberg's, geborenen Gräfin Bernstorff. ‚Unser guter Cajus und seine Frau, die ich von ihrer zartesten Kindheit an vorzüglich liebe,' schrieb Stolberg am 17. Juli 1800 an die Fürstin von Gallitzin, ‚besuchten uns gestern in Eutin. Sie sind ganz die Vorigen, um desto mehr, da er zu denen gehört, welche unsere Kirche für die beste, nur nicht für unfehlbar halten. Ach, wie lange stand ich auch vor dieser halbgeöffneten Thüre und sah mit Verlangen in die Kirche hinein! Und wie einleuchtend ist mir nun die nothwendige Unfehlbarkeit! Unser Freund sieht auch mit Blicken der Sehnsucht, aber nicht sowohl nach unserer Kirche, als nach einer gehofften Vereinigung aller christlichen Kirchen in einer, die noch entstehen soll. Diese frommen Träume halten die redlichsten Protestanten noch zurück. Möge doch der Vater des Lichtes, der Geber aller guten und vollkommenen Gaben, bei dem kein Wechsel ist des Lichtes und der Finsterniß,

dieſe Nebel zerſtreuen! Ich preiſe die grundloſe Barmherzigkeit des Vaters unſeres Herrn Jeſu Chriſti, daß Er, um mich im Gehorſam des Glaubens eingehen zu laſſen in ſeine Kirche, vorher meinem Verſtande die Wahrheiten desſelben (nämlich diejenigen, welche von den Proteſtanten geläugnet werden) nicht ſo klar einleuchten ließ, als ſeitdem.'

‚Mit meinem Bruder,' meldete er weiter am 28. Auguſt, ‚machte ich vorige Woche eine kleine Reiſe von zwei Tagen nach Wandsbeck und Hamburg. Sowohl Claudius und Rebecka, als auch Klopſtock, erzeigten mir alte, herzliche Liebe, doch mit dem Unterſchiede, daß Klopſtock mich ausdrücklich vorher gebeten hatte, der Religionsänderung nicht zu erwähnen, was denn auch geſchah; da ihrer hingegen von Claudius und Rebecka in aller Ehre, ja, wiewohl nicht ohne einigen Schmerz wegen der Trennung —, mit vieler Liebe erwähnt ward.'

---

Anfangs October 1800 ſiedelte Stolberg mit ſeiner Familie nach Münſter über und trat dort in den Freundekreis der Fürſtin von Gallitzin, Fürſtenberg's, Overberg's, Droſte-Viſchering's, und all' der anderen mit dieſen verbundenen trefflichen Menſchen ein, ‚die,' ſchreibt er, ‚ſo viel lautere Geſinnung, aufopfernde Liebe, raſtloſe Thätigkeit, Jeder in ſeiner Art und in ſeinem Berufe, beſitzen, daß man es wie eine ganz beſondere Gnade und als reichen Segen betrachten muß, unter ihnen leben und ſich an ihnen erheben und erbauen zu können.' ‚Fürſtenberg, dieſer ehrwürdige und liebenswürdige Greis, hat noch alle geiſtigen und körperlichen Fähigkeiten wie ein junger Mann. Vom Alter hat er nur die lange und tief durchdachte Erfahrung und Herzensmilde; mit beiden Imagination und Feuer der Jugend, Adlersgeiſt und Kindesſinn.' ‚Faſt täglich ſehe ich ihn und die Fürſtin

wissen, wo der Fall eines zweifelhaften Dilemma eintritt, immer gegen seine Wünsche wählt. Ich rede hier von den Wünschen natürlicher Neigung, welche schon der Moral, geschweige dem Christenthum immer verdächtig sind.'

‚Neben dem beglückenden Gefühl, zur heiligen alten Kirche zu gehören, dem Gefühle der Sicherheit in den Armen, auf dem Schooße der lieben, ewig jungen Mutter, ist es mir,' sagte er gleichzeitig in einem Briefe an die Fürstin von Gallitzin, ‚in diesen Monaten eine unaussprechliche Freude, daß mir Bruder und Schwägerin nach wie vor mit innigster Liebe zugethan bleiben und auch nicht ein Schatten irgend eines Mißverhältnisses zwischen ihnen und mir eingetreten ist, wie peinlich ihnen auch die bevorstehende Trennung von mir, meiner Sophie und den Kindern sein möge.'

Dasselbe war der Fall mit dem Grafen Cajus Reventlow und dessen Gemahlin Luise, einer Nichte Stolberg's, geborenen Gräfin Bernstorff. ‚Unser guter Cajus und seine Frau, die ich von ihrer zartesten Kindheit an vorzüglich liebe,' schrieb Stolberg am 17. Juli 1800 an die Fürstin von Gallitzin, ‚besuchten uns gestern in Eutin. Sie sind ganz die Vorigen, um desto mehr, da er zu denen gehört, welche unsere Kirche für die beste, nur nicht für unfehlbar halten. Ach, wie lange stand ich auch vor dieser halbgeöffneten Thüre und sah mit Verlangen in die Kirche hinein! Und wie einleuchtend ist mir nun die nothwendige Unfehlbarkeit! Unser Freund sieht auch mit Blicken der Sehnsucht, aber nicht sowohl nach unserer Kirche, als nach einer gehofften Vereinigung aller christlichen Kirchen in einer, die noch entstehen soll. Diese frommen Träume halten die redlichsten Protestanten noch zurück. Möge doch der Vater des Lichtes, der Geber aller guten und vollkommenen Gaben, bei dem kein Wechsel ist des Lichtes und der Finsterniß,

diese Nebel zerstreuen! Ich preise die grundlose Barmherzigkeit des Vaters unseres Herrn Jesu Christi, daß Er, um mich im Gehorsam des Glaubens eingehen zu lassen in seine Kirche, vorher meinem Verstande die Wahrheiten desselben (nämlich diejenigen, welche von den Protestanten geläugnet werden) nicht so klar einleuchten ließ, als seitdem.'

‚Mit meinem Bruder,' meldete er weiter am 28. August, ‚machte ich vorige Woche eine kleine Reise von zwei Tagen nach Wandsbeck und Hamburg. Sowohl Claudius und Rebecka, als auch Klopstock, erzeigten mir alte, herzliche Liebe, doch mit dem Unterschiede, daß Klopstock mich ausdrücklich vorher gebeten hatte, der Religionsänderung nicht zu erwähnen, was denn auch geschah; da ihrer hingegen von Claudius und Rebecka in aller Ehre, ja, wiewohl nicht ohne einigen Schmerz wegen der Trennung —, mit vieler Liebe erwähnt ward.'

---

Anfangs October 1800 siedelte Stolberg mit seiner Familie nach Münster über und trat dort in den Freundeskreis der Fürstin von Gallitzin, Fürstenberg's, Overberg's, Droste-Vischering's, und all' der anderen mit diesen verbundenen trefflichen Menschen ein, ‚die,' schreibt er, ‚so viel lautere Gesinnung, aufopfernde Liebe, rastlose Thätigkeit, Jeder in seiner Art und in seinem Berufe, besitzen, daß man es wie eine ganz besondere Gnade und als reichen Segen betrachten muß, unter ihnen leben und sich an ihnen erheben und erbauen zu können.' ‚Fürstenberg, dieser ehrwürdige und liebenswürdige Greis, hat noch alle geistigen und körperlichen Fähigkeiten wie ein junger Mann. Vom Alter hat er nur die lange und tief durchdachte Erfahrung und Herzensmilde; mit beiden Imagination und Feuer der Jugend, Adlersgeist und Kindessinn.' ‚Fast täglich sehe ich ihn und die Fürstin

Gallitzin.' ‚Es ist wahr und auffallend, daß die Atmosphäre dieser himmlischen Freundin noch jedesmal, wenn ich Umgang mit ihr hatte, mich in eine gewisse Harmonie brachte, welche wohlthätig auf meine Nerven wirkte.'

‚Meine väterlichen Pflichten sowohl als meine Denkart sondern mich von der großen Gesellschaft ab.'

‚Mit der Beiwohnung des heiligen Opfers beginnen wir den Tag.' ‚Meine Söhne kommen alle Morgen um sieben Uhr zu mir und lesen im Platon. In diesen Tagen werde ich den Pindar mit ihnen vornehmen. Nachmittag reite ich täglich mit ihnen aus. Sie werden nun auch philosophische Stunden bei einem der hiesigen Professoren haben.'

---

Im Mai 1801 zog Stolberg mit seiner Familie auf's Land nach Lütjenbeck in der Nähe von Münster, einem Gute seines Freundes Adolf von Droste-Vischering. Von dort sind nun für lange Jahre ‚alle Frühlings- und Sommerbriefe' geschrieben.

Lütjenbeck bei Münster, 8./22. Mai 1801.

‚Wir haben rund umher zahllose Nachtigallen und hören ihren Gesang wirklich fast unaufhörlich. Einen Garten haben wir nicht, legen aber ein Plätzchen am Thurm am Wasser zu einem Blumengärtchen an.' ‚Ich pflanze und säe nun, so viel die schon vorgerückte Jahreszeit zuläßt, in meinem ländlichen Gärtchen und werde mich durch harmlose Eroberung künftiges Jahr, so Gott will, ziemlich ausbreiten. Nichts ist ländlicher als unser freundlicher Wohnort. Man sollte eine solche Gegend so nahe bei der Stadt, deren Lage nichts weniger als anmuthig ist, nicht für möglich halten. Unsere Buchen sind indessen mit den holsteinischen nicht zu vergleichen, doch haben wir Buchen. Hainbuchen und

Eichen sind die herrschenden Bäume, diese letzten aber von außerordentlicher Schönheit und das Grün, sowohl der Bäume als der Saaten und des Grases, so frisch, wie ich es selten sah. Der Strom, welcher etwa zwanzig Minuten von hier fließt, und zu dem man von unserem Hause durch Wald gelangt, windet sich klar zwischen hüglichen Waldufern und grünen Auen. Der Platz, den ich zur Anlage nehmen werde, ist eine Fläche am Hause und von Wald umkränzt, auf welcher einzelne schöne Bäume stehen.' ‚Wie herrlich ist das Leben in der Natur.'

Lütjenbeck, 2. Juni 1801.

‚Ich, ja wir Alle sind viel in der Luft und hauchen mit Freuden ihren Balsam ein. Ich lese mit meinen Söhnen wieder den Homer. Welcher immer neue Genuß! Die Mädchen haben große Freude an Lämmern und ein junger Geisbock ist der Lustig der ganzen Familie.'

‚Mit den Kindern Kind zu sein, war stets,' schreibt über ihn sein Bruder Christian, ‚seine herzlichste Freude, seine Erholung von der Arbeit; selbst Kinderspiele waren ihm oft noch im Alter in seiner Harmlosigkeit und Einfalt ein wirkliches Bedürfniß.'

Von den fern wohnenden protestantischen Verwandten waren zwei Grafen Bernstorff, Christian, dänischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und Friedrich (Söhne von Stolberg's im Jahre 1782 verstorbener Lieblingsschwester Henriette), die ersten, welche den ‚lieben katholisch gewordenen Onkel' und seine Familie in Münster wiedersahen und Gelegenheit hatten, sich ‚an einem still umfriedeten und wie von einem höheren Geiste erfüllten Familienleben, wo Alles Liebe, Einfalt und Freude athmet, zu erbauen'. Die Eindrücke, welche beide Grafen ‚aus Münster mitnahmen, waren

wie ein köstliches Gut unaussprechlich süßer und reiner Erinnerung für's ganze Leben'.

‚Gestern Vormittag,' schrieb Stolberg am 14. August 1801 an seinen Bruder, ‚ritt ich mit Christian zur Gallitzin. Fürstenberg hatten wir nicht gefunden. Man hatte es ihm aber im Capitel gesagt und gleich kam auch er hin. Da saßen wir im Garten und gleich gefiel er ihnen Beiden so sehr, daß sie den Nachmittag herkamen und den ganzen Abend blieben. Der reife Jüngling und der bei Früchten blühende Greis fühlten sich an einander gezogen und die Gallitzin gewann ihn lieb, als kännte sie ihn seit Jahren. Uns allen hat der Besuch dieser lieben Gäste durch und durch wohl gethan, und heute ist mir das Herz zwar sehr wund vom Abschied, aber wie freue ich mich doch, diese schöne Erscheinung gehabt zu haben!' ‚Welche sich nie fremde werden,' schrieb er seiner Nichte Charlotte, der Schwester der beiden Grafen, ‚die sind eigentlich nie von einander abwesend. Die Gegenwart der Liebe ist doch nur die wahre Gegenwart und diese bleibt uns, auch wenn wir getrennt sind. Als ich Deine Brüder wiedersah, da war ihnen und uns gleich, als hätten wir uns immer gesehen, wir fühlten die Nichtigkeit der Kluft, welche Zeit und Raum, diese Phantome, welche gleich denen, die zwischen Grüften umherzuwanken gesagt werden, mit eiteler Hand gegraben hatten. Wir waren uns ganz gegenwärtig, weil wir uns immer gegenwärtig geblieben waren. Dennoch aber sehnt man sich herzlich nach dem Wiedersehen und freut sich von ganzer Seele, wenn einem diese Freude wird, und diese Freude, mein bestes Lottchen, wird, wenn ich lebe, gewiß auch uns noch zu Theil werden, wiewohl ich über das wann noch nichts sagen kann.'

Münster, 26. Jan. 1802.

‚Wir befinden uns Alle recht wohl, indem der Winter mit eilenden Flügeln über unser stilles, gleichförmiges Leben dahinfliegt. Dieses Leben gibt der Langenweile auch wirklich keinen Augenblick, daran sie nagen könnte, preis, sowie auch unsere Lebensart, bei welcher wir täglich Freunde sehen, aber nur solche — dem Zwange nichts einräumt. Und Herr Zwang mit Dame Langeweile sind ja die Tyrannen der Welt in kleineren Verhältnissen, sowie in größeren Verhältnissen Zeit und Raum es sind. In meinem Zimmer habe ich izt einen wahren Garten.‘

Münster, 22. Febr. 1802.

‚Am 3. habe ich unserer seligen Lenchen, dann den 6. unserer seligen Emilia mit inniger Rührung gedacht. Die Feier solcher Tage ist mir lieb und heilig. Man steht still auf dem Lebenspfade, sieht zurück auf die Vergangenheit, oft bis hin in die blauen Fernen ernster Erinnerungen, und läßt eine Thräne fallen, als fiele sie auf die bemoosten Gräber der Geliebten. Dann gürtet man sich zur Pilgerschaft, die einem noch bevorsteht, suchet, die geliebten Abgeschiedenen, jetzt wirklich Lebenden, nicht mehr unter den Todten und freut sich in Demuth der süßen Hoffnung, ihnen nachzufolgen. Wohl ihnen, daß wir sie hienieden nicht mehr anrühren können, weil sie aufgefahren sind zu ihrem Vater und zu unserm Vater, zu ihrem Gott und zu unserm Gott. Nie ist mir die Vorstellung der Zukunft lieber, als wenn ich mit dem Gegenwärtigen zufrieden bin und kein Lebensekel die helle Thräne reiner Sehnsucht nach dem bessern Leben trübt.‘

Münster, 15. Nov. 1802.

‚Ich fühle immer mehr, daß wahre Gegenwart nur in

Vergegenwärtigung der Liebe ſtattfindet. Was wir Gegenwart nennen, iſt nur unweſentliche Zufälligkeit. Da wir aber im Morgentraume dieſer irdiſchen Exiſtenz auch von Zufälligkeiten abhängen, ſo iſt dieſe wohl mehr als irgend eine wichtig für uns und hat großen Einfluß auf unſere Leiden und Freuden. Und da ſie durch Liebe Weſen und Beſtand erhält, ſo läßt uns Gott aus ihrem an ſich ſo flüchtigen Faden dauernden Stoff zum nie veraltenden Feierkleide unſerer künftigen Wonne ſpinnen.

Ich leſe izt: Le Génie du Christianisme par Chateaubriand, dem Verfaſſer der Atala. Der Darſteller entflammter Leidenſchaft in einem Romane von großem politiſchen, aber zweideutig moraliſchen Werthe ſcheint allerdings nicht geeignet, für die ernſteſte und erhabenſte Wahrheit zu ſchreiben. Für Wahrheit, deren Wurzel die ganze Region der Philoſophie durchdringt, deren Gipfel ſich weit über den Schmetterlingsflug menſchlicher Poeſie erhebt. Mit gegründetem Vorurtheil wider die Schrift begann ich ſie zu leſen. Aber wie groß war meine Verwunderung und Freude, als ich las! Freilich ſtieß ich auf Gallicismen der Vorſtellung und der Empfindung, aber ſie haften doch nur wie Staub auf reinem Golde in der Wage des Urtheils. Das Werk hat vier oder fünf Bändchen. Ich habe ſo eben den erſten geendigt. Tief und erhaben iſt das Buch, nie dunkel, aber ſo gedankenvoll, daß man von Zeit zu Zeit ausruhen, ſelten mehr als zwanzig Seiten hinter einander leſen muß. Es iſt unbegreiflich, wie der Mann, welcher ſo lang unter Wilden gelebt hat, dieſe philoſophiſche Bildung und den Umfang von Kenntniſſen hat erhalten können. Uebrigens hat er, ſowohl zur Kenntniß des menſchlichen Herzens als zur Beobachtung der Natur, ſeine weiten und langen Reiſen trefflich genutzt. Ein langer Abſchnitt aus

der Naturgeschichte ist das Interessanteste von dieser Art, so ich je gelesen.'

---

Im März 1803 kamen Bruder und Schwägerin auf längern Besuch und wurden mit dem ganzen befreundeten Kreis der Familie, mit der Fürstin von Gallitzin, Fürstenberg, Overberg, den Brüdern von Droste-Vischering und Anderen näher bekannt. Sie verließen die Hauptstadt des katholischen Westfalens ‚mit innigster Dankbarkeit und dem Gefühl, daß wohl kaum anderswo auf deutscher Erde eine gleich große Zahl von so glaubensfreudigen, selbstlos wirkenden, ebenso vaterländisch wie christlich gesinnten Persönlichkeiten anzutreffen sei'.

Wenige Monate später traf Stolberg's älteste Tochter Mariagnes mit ihrem Gemahle, dem Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode, bei den Eltern ein. Alle Kinder, elf an der Zahl, waren nun für kurze Zeit beisammen.

Mariagnes, schon vor der Conversion des Vaters mit dem Grafen Ferdinand verlobt, war Stolberg's einziges Kind, welches nicht der katholischen Kirche angehörte. Stolberg empfand darüber zeitlebens tiefen Kummer, aber niemals versuchte er, was man ihm fälschlich nachgesagt, irgend einen ungebührlichen Druck auf das Gemüth der Tochter oder ihres Gemahles auszuüben. Die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses that seiner Liebe zu Tochter und Schwiegersohn nicht den geringsten Eintrag.

Anfangs August 1803 verließ Ernst, der älteste zwanzigjährige Sohn, das elterliche Haus, um in die kaiserliche Armee einzutreten und ‚als feuriger Patriot der Sache des Vaterlandes gegen die welschen Unterdrücker zu dienen'.

‚Je tiefer und schmerzlicher ich unsere nahe Trennung empfinde, mein geliebter Ernst,' sagt Stolberg in einem vom

30. Juli, dem Geburtstage des Sohnes, datirten herrlichen Geleitsbrief, ‚desto mehr wünsche ich Dir aus meinem Innersten noch etwas zur Erinnerung, Erwägung und Beherzigung an's Herz zu legen. Ich werde Dir nichts sagen, was Du nicht schon weißt, aber es ist uns Allen heilsam, ja nöthig, uns an große Wahrheiten, die auf unsere ewige Bestimmung sich beziehen, oft und lebhaft zu erinnern. Nützlich ist es auch, die Regeln, nach welchen man seiner Lage und seinem Stande gemäß am sichersten, sorgenlosesten, mit möglichster Freiheit durch die Welt kömmt, sich geläufig zu machen, und um desto mehr, da der wahre Christ weder wahre Sorgenlosigkeit, noch auch wahre Freiheit wo anders finden kann, als in einem guten Gewissen. Wo der Sinn des Gewissens erweckt und zart ist, da wacht er über alle Handlungen, und je schonender wir sein achten, desto mehr wird uns dieser Sinn, wiewohl er uns anfangs Zwang aufzulegen scheint, ein Princip des Lebens, welches uns mit uns selbst in Harmonie, also in wahre Freiheit setzt.

‚Was Gott dem Abraham sagte, das sagt er auch Dir: „Wandle vor mir, und sei vollkommen!" Gott ist immer bei uns, wir mögen es wissen, oder nicht, wir mögen uns dessen freuen, oder nicht. Suchen wir ihm wohlgefällig zu sein, suchen wir es mit ganzem Ernst, so dürfen wir uns seiner Gegenwart freuen; und straucheln wir, oder fallen wir auch einmal, so wenden wir uns zu ihm, wie der verlorne Sohn: „Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und vor Dir!" Sagen wir es mit seiner Empfindung, mit seinem Vorsatze, so finden wir Verzeihung und Gnade, wie er.

‚Mit dem Morgengebete beginne Deinen Tag, und schließe ihn mit dem Abendgebete. Aber beide werden Dir nicht genügen, wenn Du sie recht betest. Du wirst immer mehr

inne werden, mein lieber Ernst, daß wir uns im hohen Grade verabsäumen, wenn wir dem Gott, in dem wir leben, weben und sind, nur einige Minuten des Tages weihen, und in der Zwischenzeit uns nicht um ihn bekümmern.

‚Suche Gottes bei Tage stets zu gedenken, mit Rücksicht auf ihn zu reden und zu handeln. Widme der Betrachtung Gottes und göttlicher Dinge ein Viertelstündchen des Tages, suche Dir da seine Größe und Liebe und Dein Nichts vor die Augen des Geistes zu bringen. Da werde Dir die Erbarmung und Liebe Gottes, die uns seinen eingebornen Sohn gab, da werde Dir Jesus Christus in Gethsemane und auf Golgatha in fruchtbarer Beherzigung gegenwärtig; da die Liebe des heiligen Geistes, der seine Liebe in Dein Herz ergießen will, wenn Du es von ihm nur willst reinigen und leeren lassen von allem, was nicht gut ist. Ich bitte Dich, lieber Ernst, ich beschwöre Dich bei den Wunden Jesu Christi, fasse den Vorsatz, Dir ein solches Viertelstündchen täglich zu nehmen, so früh als möglich, im Rückblick auf Deine Handlungen, wenn Du nicht ohne Deine Schuld daran verhindert wirst. Auch will ich nicht sagen, daß Du es Dir zur Sünde anrechnen solltest, wenn Du ein- oder andermal aus Schwäche es unterließest; aber es zu unterlassen, ist nicht gut. Eine große und heilige Seele, die ein Licht in der Kirche Gottes war, die hl. Theresia, sagt: „sie halte es für unmöglich, daß einer verloren gehen könnte, der in dieser Uebung treu bliebe". Von der Art, diese Betrachtungen anzustellen, würde ich nur stammeln können. Aber Herr Overberg hat Dich ohne Zweifel darüber unterrichtet.

‚Vor dem Abendgebete prüfe Dich vor Gott, wie Du den Tag zugebracht in Gedanken, Reden und Handlungen. Em-

pfiehl Dich täglich dem Schutze der Mutter Gottes und Deines Schutzengels, daß sie für Dich bitten.

‚Mögest Du immer mit zerknirschtem Herzen zur Beichte gehen und mit leichtem Herzen zurückkehren!

‚Es erwarten Dich große Gefahren der Seele. Viel Böses wirst Du sehen und hören. Die verderbte Natur wird Dich zur Sünde reizen, und Andere werden geflissentlich suchen Dich zu verführen. Jeden Tag wirst Du in den Fall kommen, zu wählen, ob Du der bösen Natur und den Versuchungen nachgeben oder ob Du mit Joseph in Deinem Herzen sagen willst: „Wie sollte ich ein so groß Uebel thun, und wider meinen Gott sündigen?“

‚Laß das Wort Gottes Deine Leuchte, Dein Licht auf Deinem Wege sein!

‚Ich bezeuge Dir vor Gott, mein lieber Ernst, daß wir nie Mißtrauen genug gegen uns selbst, und nie Vertrauen genug in die Barmherzigkeit und Hülfe Gottes haben können. „Ohne mich könnt ihr nichts thun“, sagt Jesus Christus, und Paulus sagt: „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“

‚Christus will, daß wir uns zutraulich an ihn anschließen, und mit ihm über Alles uns berathen sollen. Er will, daß wir ringen sollen, um in das ewige Leben durch die schmale Pforte einzugehen.

‚Nichts ist so gefährlich für Jünglinge, als die falsche Scham. Die Furcht, lächerlich zu scheinen, stürzt die meisten Jünglinge in's Verderben. Waffne Dich dawider mit dem Gedanken an Gott, mit der Vorstellung der Leiden und des Todes Jesu Christi, mit dem Schilde des Wortes: „Wer sich mein und meiner Worte schämet, deß wird sich der Menschensohn auch schämen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit und seines Vaters und der heiligen Engel.“ Uebri-

gens liegt eine falsche Vorstellung mehrentheils zu Grunde, wenn man aus falscher Scham sich zu den ersten Schritten verleiten läßt. Denn es ist viel leichter, der ersten Versuchung zu gering scheinenden Vergehen zu widerstehen, als ein Ziel zu setzen, wenn man sich zur Abweichung hinreißen ließ. Aber es steht auch in keines Menschen Kraft, sich ein solches Ziel zu setzen: denn mit jedem Schritte, den wir auf dem Pfade des Verderbens thun, nimmt unsere Kraft ab, und die Bahn wird immer abschüssiger. Auf Gottes Beistand aber dürfen wir nicht rechnen, ehe wir durch wahre Reue und ernste Buße der Gnade Gottes wieder fähig werden, und diese Reue und Buße sind schon Gnaden, auf welche im Voraus zu rechnen, indem wir Gott beleidigen, Thorheit und Frevel wäre.

‚Fliehe den Müßiggang, fliehe den leeren Umgang, er ist der gefährlichste Müßiggang. Wache vor allen Dingen über Deine Zunge. „Wer in keinem Worte fehlt, der ist ein vollkommener Mann und kann seinen ganzen Leib im Zaum halten," so sagt ein großer Apostel, den Jesus Christus würdigte, mit Petrus und Johannes Zeuge seiner Verklärung und seines Todeskampfes sein zu lassen.

‚Sei ernst und freundlich in Gesellschaft, „langsam zum Reden und langsam zum Zorn", wie auch Jakobus sagt. Vor Allem spotte nie über Andere, sie seien gegenwärtig oder abwesend. Ziehe keinen auf. Laß manches Wort aus dem Munde Anderer fallen, ohne darauf zu achten, und freue Dich mit Demuth und Dankbarkeit gegen Gott jedesmal, daß Du Dir diesen Zwang angethan, ein Wort zu unterdrücken, welches Dir schon auf der Zunge war; es ist ein Opfer, welches Du Gott für das Heil Deiner Seele bringst. Auch die kleinsten Opfer, die wir Gott bringen, sieht er immer gnädig an, und gibt uns neue Kraft dafür.

Wenden wir dann auch diese wohl an, so nehmen wir Gnade um Gnade. Oft gibt Gott auch fühlbare Freudigkeit zur ersten Belohnung.

‚Deine Zunge bleibe keusch. Erlaubst Du Dir Theil zu nehmen an unzüchtigen Reden, so verfällst Du in die Unzucht selbst. Laß Dich nie zu vielem Wein, und den Wein Dich nie zu Thorheiten verleiten. Trinke des Abends gewöhnlich keinen Wein. Iß des Abends wenig. Gehe früh zur Ruhe und stehe früh auf. Treibe täglich Leibesübungen. Vergiß das Schwimmen nicht, und auch nicht das Voltigiren. Suche an um Erlaubniß, die jungen Pferde der Schwadron zu tummeln.

‚Fechte, wofern Du es vermeiden kannst, mit Keinem, der nicht Dein Freund ist. Wirst Du inne, daß der, welcher mit Dir ficht, hitzig oder unmuthig wird, so wache Du desto mehr über Deine Fassung, und suche dem Dinge bald ein Ende zu machen.

‚Laß Uebungen des Geistes mit Uebungen des Leibes abwechseln.

‚Fahre fort, alle Theile der Kriegskunst zu studiren. Nimm Gegenden auf. Befleißige Dich in militärischen Zeichnungen und strebe zuvörderst nach vollkommener Richtigkeit, dann nach Schnelligkeit, dann erst nach Eleganz.

‚Lies täglich, so wirst Du gewiß immer mehr Geschmack am Lesen finden. Theile Deine Zeit nach einer gewissen Regel ein, von welcher Du nicht gerne abweichen, doch nicht so Dich ihr unterwerfen wolltest, daß eine Störung Dir üble Laune machen sollte.

‚Versäume die alten Sprachen nicht, da Du so weit gekommen bist. Laß das Latein Dir geläufig bleiben. Mache Dich immer bekannter mit dem griechischen neuen Testament, und laß Homer Dein treuer Begleiter sein. Hüte Dich vor

dem leidigen Romanenschwall, welcher die Zeit offenbar raubt und die Unschuld leise stiehlt, schaal ist, und gute Bücher schaal scheinen macht, auch mehrentheils die Religion anfeindet. Geschichte aller Zeiten, Lebensbeschreibungen, gute Reisen, bewährte Werke der Naturgeschichte, die besten Dichter, auch die englischen Wochenschriften, Spectator u. s. w. empfehle ich Dir vorzüglich.

‚Findest Du Gelegenheit zur Jagd, so nütze sie, doch hüte Dich vor leidenschaftlicher Jagdlust. Habe immer gute Pferde, ein gutes Schwert, eine gute Uhr. Liebe Deine Pferde, und wenn sie die Last und Hitze des Tages mit Dir getragen und getheilt haben, so sorge für ihre Pflege, ehe Du an Dich denkst.

‚Meide das Spiel, es ist Jedem gefährlich, am meisten dem jungen Officier. Du hast nichts übrig zu verlieren, es würde Dich unmuthig machen, wenn Du verlörest. Und wie möchtest Du Dich freuen wollen, einem Andern abzugewinnen? Es ist eine schändliche Freude, deren Du Dich schämen würdest. Welche Lust könnte Dir das Spiel gewähren, das Dir solche Freude auf der einen Seite, auf der andern Verlust, Unmuth, Entbehrung und Gelegenheit zu bösen Händeln darbietet, zugleich Dich auch in schlechte Gesellschaft verwickelt, Uebeln, denen ein spielender Officier nicht leicht ausweicht. Verlaß Dich nicht darauf, daß Du keine besondere Spiellust bei Dir spürst, sie kömmt, ehe man sich's versieht, und wird zur Leidenschaft. Eine schnöde Leidenschaft! Solltest Du Dich einmal hinreißen lassen und verlieren, so bezahle gleich, und überlasse Dich nicht der täuschenden Vorstellung, daß Du das Verlorene wieder gewinnen werdest. Diese führt von Ruin zu Ruin.

‚Du bist wahrhaft von Natur, und, um Gottes Willen, immer müsse Dir die Wahrheit heilig sein! Denn Wahr-

haftigkeit wird Dir allgemeines Vertrauen erwerben. Es müsse statt alles Zeugnisses — wie es der Fall bei Deinem seligen Großvater war — gelten, wenn man sagt: Stolberg hat es gesagt.

‚Sei aufmerksam, wacker, pünktlich und freudig im Dienste, ehrerbietig gegen die Obern, gefällig gegen die anderen Officiere, ohne Aufopferung Deiner Selbständigkeit. Mache Dich nicht gemein im Umgange mit den gemeinen Soldaten, aber laß sie inne werden, daß ihr Wohl Dir am Herzen liegt, und mildere die nöthige Strenge des Dienstes durch ernste Freundlichkeit. Nimmer verleite Dich Strenge zum Zorn, und wenn Du strafen mußt, so rufe eine Empfindung des Wohlwollens für den zu Strafenden in Dir hervor. Bete heimlich für den, dem Du aus Pflicht unerbittlich bist, so wirst Du einst den Richter nicht unerbittlich finden.

‚Suche es Dir überhaupt zur unabweichlichen Gewohnheit zu machen, für jeden Menschen, wider den Du Zorn oder Abneigung empfindest, gleich zu beten, bei jeder Versuchung der Wollust, des Zorns, in unlauterer Gesellschaft, beim Wein, einen Augenblick das Herz zu Gott zu erheben. Thust Du das mit Treue, mein lieber Ernst, so wird Dir Gott, so wahr er Gott ist, kräftig zur Seite stehen im Leben und im Tode. Auch die blinde Wuth des Feindes müsse Dich nie zum Zorne verleiten. Menschen, welche wir aus Pflicht tödten, haben ein doppeltes Recht auf unser Gebet. Ueberrascht Dich der Zorn, so laß die Sonne nicht untergehen über Deinem Zorn, und bedenke täglich, was Du bittest, wenn Du sagst: ‚Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.‘ Dieses ist so sehr die Hauptlehre des Christenthums, daß Jesus Christus, ohne die erhabenen ersten Bitten des Vaterunsers zu erläutern, nur

auf diese zurückkömmt, und unmittelbar nach dem Vaterunser hinzufügt: „Denn so ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben; wo ihr aber den Menschen nicht ihre Fehler vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben."

‚Laß Dich nicht beflecken von dem Geiste dieser Welt. Die Welt ist die Feindin Gottes. Wie sollten wir uns der Welt gleich stellen? wie ihrem Geiste huldigen wollen? da Jesus Christus, als sein Herz sich in Liebe für die Seinigen ergoß, unmittelbar ehe er dem Todeskampf entgegenging, seinem Vater sagte: „ich bitte nicht für die Welt." Falsches Maß und Gewicht ist dem Herrn ein Greuel. Die Welt aber hat für Alles, was heilig oder frevelhaft ist, falsches Maß und Gewicht. Mit dem Stempel ihrer Ehre bezeichnet sie den Mörder und oft mit Schmach den, dem das Gesetz Gottes heilig ist. „Wem nicht die Ehre vor den Menschen lieber ist, als die Ehre vor Gott"; wer wie Paulus sagt: „Gedenke ich Menschen gefällig zu sein? Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht"; wer die Worte Jesu Christi beherziget: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele?" und: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verläugnet vor den Menschen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater", der wird bei jeder Versuchung der Welt, es sei, daß sie ihn zur Wollust reizen, oder mit ihrer Schmach schrecken, mit ihrer Ehre locken will, sagen: „Wie sollte ich ein so großes Uebel thun, und wider Gott sündigen!"

‚Ich weiß, daß Du gute Vorsätze hast, mein geliebter Ernst; aber ich wiederhole es Dir: vertraue nicht Dir,

sondern allein der Gnade Gottes, und in diese habe das kindlichste, freudigste Vertrauen. Dieses Vertrauen verlasse Dich nicht, auch wo Du fehltest. Und solltest Du, wofür Dich Gott bewahren wolle, solltest Du in große Sünde fallen, so vertraue fest auf Gott und wende Dich mit zerknirschtem Herzen zu dem, „der nicht der Gesunden, sondern der Kranken Arzt ist; der nicht kam, die Gerechten zur Buße zu rufen, sondern die Sünder; der uns, die wir arg sind, lehrte, daß wir siebenzigmal siebenmal unsern Nächsten verzeihen sollen; der das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen, den glimmenden Docht nicht auslöschen wird"; darum werde, auch wenn Du noch so oft und noch so tief fallen solltest, nicht scheu, und laß nicht den Unmuth Dein Herz verschließen, sondern öffne es der demüthigen vertrauensvollen Reue. Denke an die Geschichte des verlornen Sohnes; an David, an Petrus, an den Schächer am Kreuze. Laß Dir gesagt sein, was der Lieblingsjünger Jesu sagte: „Meine Kindlein, solches schreibe ich euch: auf daß ihr nicht sündiget, und ob Jemand sündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater Jesus Christus, der gerecht ist."

‚Lieber Ernst, Du wurdest von Deiner lieben seligen Mutter auf Gott geworfen von Mutterleibe an. Ich weiß, wie oft sie, als sie Dich noch unter ihrem reinen Herzen trug, und als sie an ihren Brüsten Dich säugte, zu Gott mit Thränen gefleht hat, daß er Dich ihm heiligen, und wofern er vorausſähe, daß Du nicht ihm leben werdest, Dich früh von ihrem Herzen reißen und zu sich nehmen möchte. Deine zweite Mutter, welche Dich so mütterlich liebt, ermahnte Dich oft mit Liebe, und betet mit herzlicher Liebe für Dich. Du liegst mir mehr am Herzen, als ich es Dir sagen kann, mehr, als Du es wissen kannst, und ich rede öfter mit Gott von Dir, als mit Dir von Gott.

Er hat Dich mit uns in seine heilige Kirche geführt, in die Gemeinschaft der noch streitenden Heiligen, der Heiligen, die nicht mehr gefährdet, gleichwohl noch geläutert werden, und der vollendeten Heiligen, welche sein Antlitz schauen. Er gab Dir zum Seelenführer einen lieben heiligen Mann, dessen Bild Dir täglich vorschweben, dessen Lehren in Dir ewige Früchte des Himmels tragen müssen.

‚Gott hat sein Werk in Dir angefangen, und will es so gern in Dir vollenden, darum sei getreu, wache, bete. Laß Dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. Sei allezeit fröhlich, bete ohne Unterlaß; sei dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an uns. Prüfe Alles, und das Gute behalte. Meide allen bösen Schein.

‚Er aber, der Gott des Friedens, heilige Dich durch und durch, daß Dein Geist ganz sammt Seele und Leib behalten werde, unsträflich auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi.

‚„Getreu ist er, der Dich rufet, welcher wird's auch thun.“ Rufe alle Tage die Mutter Gottes an. Bete für mich, für die Mama, für die Geschwister, für alle Unsrige, unsere Freunde, Deine Obrigkeit, für die heilige Kirche, die Irrgläubigen, alle Menschen! Bete für die Seelen im Fegfeuer, und wer von uns vor Dir stirbt, für den bete; wer von den Unsrigen schon starb, für den bete!

‚Gott, der Vater im Himmel und auf Erden, segne Dich! Jesus Christus, unser Bruder, unser Herr und Gott, segne Dich! und vertrete Dich als ewiger hoher Priester! Der heilige Geist ‚segne Dich, und erfülle Dich mit seiner Liebe! Amen.‘

Gleich herrlich ist die Zuschrift, welche Stolberg an seinen Sohn Christian richtete, als dieser, geboren im

Jahre 1796, zur ersten heiligen Communion sich vorbereitete.

‚Ich wünsche von ganzem Herzen, mein lieber Christian, daß Du tief empfinden mögest, welche Gnade Dir bei Deiner ersten Communion angeboten wird. Der Herr des Himmels und der Erde, welcher schon, als Du die heilige Taufe empfingest, Dich zur ewigen Seligkeit einlud, und so oft seitdem durch die Stimme Deiner zärtlichen, frommen Mutter, durch Herrn Overberg, Herrn Kellermann und Herrn Schmülling Dich einladen ließ, will nun selbst zu Dir kommen und im geheimnißvollen heiligen Sacrament der Liebe sich mit Dir vereinigen, wenn Du mit Ihm Dich vereinigen lassen willst.

‚Er, „durch den und für den Alles erschaffen ward", und der keines bedarf, der Unendliche und Ewige, steigt nicht nur gnadenvoll zu Dir herab, sondern Ihn verlangt mehr nach Deiner Liebe, als Dich nach seiner Liebe je verlangen kann. Denn Er weiß, wie unselig Du ohne Ihn sein würdest, und „seine Barmherzigkeit ist so groß als Er selber ist". Er weiß, wie selig Du in Ewigkeit durch Ihn werden kannst, denn Er schuf Dich zu dieser Seligkeit, und erwarb Dir ein Recht darauf, wofern Du sie von Ihm, durch Hingabe Deines Herzens, eintauschen willst. Er verlangt Opfer von Dir, mein lieber Christian, deren einige Dir, in dem Augenblicke der Versuchung, schwer scheinen mögen, die aber nicht allein der Liebe zu Ihm, wofern Du Ihn liebst, sehr leicht werden sollen, sondern welche, wenn Du sie Ihm bringst, Dich schon hienieden viel glücklicher machen werden, als Du sein kannst, wenn Du sie Ihm versagst.

‚„Sein Joch ist sanft, und seine Last ist leicht." Jede Versuchung zur Sünde täuscht uns durch Vorstellung kurzer und falscher Freuden; oder durch vorgestellte Vermeidung

kurzer Beschwerden, deren Uebernehmung um Seinetwillen mehr Freude gibt, als die Welt geben kann.

‚Wir alle werden oft versucht, und müssen oft versucht werden; denn wir tragen die Sünde mit uns umher, und sollen, durch Gottes Gnade, Tugend üben, welche ohne Kampf mit der Sünde nicht geübt, ohne Sieg nicht gekrönt werden kann.

‚Das ganze Leben des Christen ist ein Kampf, den er vor dem allsehenden Auge Gottes kämpfen soll. Ein Kampf, in dem es eine Ewigkeit, schreckliche oder wonnevolle, gilt. Aber ein Kampf, in welchem der Allmächtige Selbst zugleich mit uns wider unsere Feinde kämpft, wofern nur wir wider sie mit Ihm kämpfen wollen.

‚Diese Vorstellungen sind so einfach, so über Alles groß und wichtig, daß es der täglichen Erfahrung bedarf, um sich davon überzeugen zu können, daß sie bei so vielen Menschen fruchtlos bleiben.

‚Sie würden nicht fruchtlos bleiben, wenn nicht schrecklicher Leichtsinn uns verführte, dem flüchtigen Reize gegenwärtiger Lust thöricht nachzugeben. Geben wir ihm nach, ersticken wir die gute Regung des Gewissens, so wird uns die zweite Versuchung schon gefährlicher und die dritte noch mehr, und so weiter. Doch schweigt das Gewissen noch nicht, obschon die Sinnlichkeit es zu betäuben sucht, bis wir den Wunsch in uns aufkommen lassen, daß es sich mit der Gefahr der Sünde, mit der Ewigkeit, mit den Gesetzen Gottes, mit dem Himmel und mit der Hölle nicht so verhalten möchte, wie uns aus dem Worte Gottes von Seiner heiligen Kirche gelehrt wird. Dann kommt der Stolz der Sinnlichkeit zu Hülfe, wir erbittern, wir empören uns wider die Wahrheit, wir entsagen der Liebe. Es flüstert, leise zuerst, bald lauter und lauter, eine Schlange uns in's Herz,

gleich jener, welche zu Eva sprach: „Warum sollte Gott gesagt haben, ihr sollet nicht von allen Bäumen essen?“ Halb ungläubig und halb murrend lehnen wir stolz uns auf wider ein Gesetz, das der Sinnlichkeit mißfällt; dann bethören wir uns leicht so sehr, daß wir nicht glauben, weil wir nicht gern glauben wollen, und das Kreuz Jesu Christi, unsere Ehre und unser Heil, wird unserm Stolze zur Thorheit, weil es unserer Sinnlichkeit zum Anstoß ward.

‚Dahin gerathen wir nicht auf einmal, wofern wir unselig genug sind, dahin zu gerathen. Wir entsagen nicht gleich dem Glauben, aber wir legen ihn bei Seite, wie der Prasser seine Rechnungen. Wir entfernen jeden guten Gedanken, der uns an die Ewigkeit, an Gott erinnert; wir suchen die Gesellschaft solcher Menschen auf, deren Leben ein eitler Traum, deren Trachten irdisch ist. Wir schämen uns jeder Aeußerung, welche Beziehung auf die Ewigkeit hat, auf die Religion, auf unsern Herrn und unsern Gott. Die erste Stufe, welche wir auf diesem Wege betreten, ist schon gefährlich, ist schon böse. Wer sich des Zeichens des Kreuzes schämt, der schämt sich schon des Sohnes Gottes, der am Kreuze uns ewiges Heil erwarb. Diese böse Scham des Heiligen verderbt die Seele durch und durch. Sie ist schon hinreichend, auch Solche, die weder in Unglauben noch in Laster gefallen sind, durch und durch zu zerrütten. O, — ich beschwöre Dich bei den Gerichten und bei den Erbarmungen Gottes — laß nie diese böse Scham bei Dir aufkommen! Bitte Gott, daß er Dich um Jesu Christi willen, der für Dich starb, um Dich zur ewigen Herrlichkeit zu erheben, vor der falschen Scham, die sich des Herrn der Herrlichkeit schämt, bewahren möge! Jede noch so kleine Aeußerung, es sei in Geberden, in Worten, in Handlungen,

durch welche wir Ihn bekennen, ist Ihm angenehm und wird mit Gnade von ihm belohnt.

„„Wer Mich bekennt vor den Menschen," so sagt Er selbst, „den will Ich auch bekennen vor Meinem Vater im Himmel; wer Mich aber verläugnet vor den Menschen, den will Ich auch verläugnen vor Meinem Vater im Himmel." Mit der heiligen Furcht Gottes verträgt sich nicht die feige Scheu vor dem Urtheil Seiner Feinde. Die heilige Furcht Gottes erhebt uns über jede andere Furcht, aber vorzüglich über eine solche, durch welche wir Ihm untreu werden. Wer, frommen Menschen zu gefallen, sich frömmer stellt als er ist, der heuchelt; wer, den Feinden Gottes zu gefallen, sich weltlicher gesinnt stellt, der heuchelt eben auch; und mich dünkt ärger noch als Jener.

„Heilige Furcht Gottes ist nicht möglich ohne Liebe zu Gott, dem sie untreu zu werden fürchtet. „Ihn über Alles lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften, und unsern Nächsten wie uns selbst", das ist nicht etwa eine besondere Tugend, welche von außerordentlichen Heiligen erwartet, sondern eine solche, die von uns Allen gefordert, weil Allen angeboten und vom hl. Geist gegeben wird, wofern wir inbrünstig darum bitten und uns von Ihm leiten lassen.

„Wir lieben Gott nicht, wenn wir etwas wider irgend einen Menschen im Herzen behalten. Halten falsche Scham oder Stolz uns ab, uns mit dem, wider den wir zürnten, zu versöhnen, so verzeihen wir ihm nicht ganz, so verzeiht auch Gott uns nicht, so beten wir zu unserer Verdammniß: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern." Bitte Gott um Liebe zum Nächsten, und bitte von ganzem Herzen und strebe danach zu handeln, so wird die Liebe zu Gott Dein Herz erfüllen. Die Liebe zum

Nächsten wird dich erfüllen, wenn Du von ganzem Herzen um Liebe Gottes bittest und aus allen Kräften vor Ihm zu wandeln strebst.

‚Wo der heilige Geist im Herzen wohnt, da trägt es in sich eine Sonne, welche das Leben des Lebens, die Leuchte der Vernunft, die Empfindung des Herzens, die Seele der Seele wird, von Innen aus uns erwärmt und uns Alles in ihrem Lichte zeigt. Alsdann erscheinen uns die Menschen ganz anders, als wir sie durch das Glas der Eigenliebe sahen; selbst in dem, welcher uns verworfen scheinen mochte, sehen wir dann noch Spuren des göttlichen Bildes, welches auch in ihm noch wiederhergestellt werden kann, und in uns sehen wir Tiefen des Verderbens, von denen uns nichts ahnte, sehen oft da die ärgsten, weil verborgensten Fehler, welche wir und Andere vielleicht mit uns für Tugenden ansahen.

‚Stelle Dir Jesum Christum vor, ringend mit dem Tode in Gethsemane und blutend am Kreuze auf Golgatha, aus Liebe für Dich, der Dir zuruft: „Alles, was du irgend einem Menschen an Liebe erweisest, das erweisest du Mir; Alles, was du irgend einem Menschen nicht erweisest, das erweisest du auch Mir nicht.“ O höre Seine Stimme izt, da Er so liebevoll Dir zuruft; denn einst wirst Du ganz gewiß entweder zu denen gehören, denen Er zuruft: „Kommet her, ihr Gesegneten Meines Vaters!“ oder . . . ich kann es nicht hinschreiben!

‚Mein Kind, mein liebes Kind, sei eingedenk Deines Vaters, Deiner Mutter, Deiner eigenen Seele! Gib Gott Dein Herz.‘

---

‚Eine gleich väterliche Sorgfalt und rührende Liebe,‘ heißt es in einer Aufzeichnung Overberg's vom Jahre 1803,

‚welche der edle Graf von Stolberg seinen Kindern zuwandte, offenbarte er auch durch Rath und That gegen Jünglinge, die seiner Familie befreundet waren und auf seinen väterlichen Zuspruch hörten.‘

Zu diesen Jünglingen gehörte der vielseitig begabte und im spätern Leben vielseitig thätige Werner Moritz Maria von Harthausen, der im Jahre 1780 geborene älteste Sohn des Drosten Werner Adolf von Harthausen. Als Student an der Akademie zu Münster wurde er im Jahre 1801 mit der Stolberg'schen Familie näher bekannt und blieb, nachdem er im Jahre 1802 die Universität Prag bezogen, mit dem Grafen in häufigem Briefwechsel.

Als Scheidegruß rief ihm Stolberg am Weihnachtstage 1802 die Worte zu: ‚Bester Werner, unterlasse nie das Gebet, nicht nur das Morgen- und Abendgebet — wer könnte es unterlassen — aber vorzüglich nicht das öftere, die Uebung der Betrachtung von Gottes Allgegenwart, Seiner Liebe, Deiner Schwäche, Seiner Kraft.‘

‚Ungern sehe ich in Deinem Briefe,‘ schrieb er ihm am 10. Juli 1803, ‚eine traurige, muthlose Stimmung oder vielmehr Verstimmung. Ich weiß es sehr wohl und habe seit mehr als dreißig Jahren, und vorzüglich in den letzten zwölf bis vierzehn Jahren, sehr lebhaft empfunden, daß diese Welt im hohen Grade im Argen liegt. Das kann freilich manche trübe Stunde machen; solchen Eindrücken muß man aber widerstehen und sich bereit halten, als Kämpfer für das Gute seine Schuldigkeit zu thun, wo und wann sich der Anlaß finden wird. Muthlosigkeit vermehrt die Macht des Feindes, und Unzufriedenheit auf dem Posten, den uns Gott anweist, geziemt keinem braven, am wenigsten einem angehenden Streiter. Nicht der Wunsch, daß Alles anders wäre, sondern der Entschluß, immer brav und

gut zu handeln, oder, wie die heilige Schrift so erhaben sagt: vor Gott zu wandeln und vollkommen zu sein, kann Etwas aus uns machen. Jener Wunsch entnervt nur; dieser Entschluß gibt Härtung, welche dem Stahl des Kämpfers auch noch jenseits der Urne bleibt. Wer viel gelitten und viel gethan hat, der wird seinen Kranz nicht mit Thränen beflecken, und wer noch nicht zu leiden und zu thun Anlaß fand, dem geziemt die Thräne noch weniger. Jene Traurigkeit ausgenommen, welche Paulus die göttliche nennt, sie, die eine Reue wirkt, welche Keinen gereut, ist Traurigkeit nicht viel nutz, schadet vielmehr im Beginn und im Fortschritte des Guten. Daß ich übrigens nicht von Leiden der Freundschaft, noch des schönen Mitgefühls mit fremdem Wehe rede, das versteht sich von selbst.'

Sehr eindringlichst ermahnte Stolberg wiederholt den jungen Freund, in seinen Studien eine richtige Methode einzuhalten und nicht zu viele Gebiete des Wissens zu umfassen. Dieß gerade erzeuge geistige Unlust und führe zur Oberflächlichkeit, der Feindin aller ernsten gediegenen Wissenschaft. So heißt es in einem Briefe vom 16. Oct. 1803: ‚Ich muß Dir doch noch ein treu gemeintes Wörtchen sagen, bester Werner, ich sehe, Du bist noch immer so vielarmig im Umfassen von aller Art von Studien. So desultorisch! Studirst die Rechte, ich glaube auch Kameralwissenschaft. Dabei willst Du alle Kirchenväter lesen, treibst Griechisch, Spanisch, liesest Petrarca, welcher einer der schwersten Italiener ist, übersetzest, dichtest, reisest, bist in vielen Häusern. Wie willst Du alle diese Zipfel der Zeit zusammenhalten, daß nicht einer nach dem andern verschüttet werde? Ich bitte Dich, laß die multa und suche multum zu erschwingen! Dieses multum, welches die Berufsstudien hauptsächlich in sich schließen muß, schließt feste Gründung in Kenntniß der

Alten, welche in jeder Hinsicht so interessant ist, keineswegs aus. Verzeihe mir meine Aufrichtigkeit.'

Und nochmals auf die melancholische Gemüthsstimmung des Jünglings zurückkommend, sagt er: ‚Es hat sich mir wirklich etwas von der Schwermuth Deines Briefes mitgetheilt. Entreiße Dich ihr! Wahrlich, sie taugt nichts und würde, wofern Du ihr nachhingest, Dir Sinn und Herz verengen. Es hat tausend und aber tausend Jünglinge diese Schwermuth, an welcher sie heimliches Gefallen (Behagen an der Unbehaglichkeit) hatten, schon entmannt. Jedem, der es von Herzen gut meint, steht izt mehr als je mancher Anlaß bevor, Kraft und Muth in Demuth und Vertrauen zu üben. Das volitare per ora ist ein eingebildetes Bedürfniß, und wer wirklich so spricht, schreibt oder handelt, daß Enkel seiner gedenken, der spricht, schreibt oder handelt aus reiner Liebe zur Sache, nicht des Nachhalls wegen.'

‚Der ächte Dichter,' schrieb er ein andermal an den jungen Freund, ‚muß freien und frommen Geistes sein; Selbstsucht und Weltschmerz tödten auf die Dauer alles Genie.' ‚Unklarheit und Schwulst sind die sicheren Zeichen eines ungeläuterten Geschmacks.' ‚Der Strom der Poesie muß, auch wo er tief ist, klar sein, und wo der Dichter sich auf Flügeln erhebt, da müssen seine höchsten Schwünge noch in freier Bewegung kreisen.'

Es verdroß ihn nicht, Haxthausen's dichterische Versuche manchmal auch im Einzelnen nach Versbau und Wortformen zu kritisiren und zu verbessern, ‚denn ich weiß,' sagt er ihm, ‚daß Du gern von mir Belehrungen annehmen willst, und einen jungen treu strebenden Mann belehren und aufmuntern zu können, welch' eine Freude für einen schon mehr als Fünfzigjährigen, der selbst täglich gern noch sich belehren läßt und bei wachsendem Alter der Aufmunterung eines

gut zu handeln, oder, wie die heilige Schrift so erhaben sagt: vor Gott zu wandeln und vollkommen zu sein, kann Etwas aus uns machen. Jener Wunsch entnervt nur; dieser Entschluß gibt Härtung, welche dem Stahl des Kämpfers auch noch jenseits der Urne bleibt. Wer viel gelitten und viel gethan hat, der wird seinen Kranz nicht mit Thränen beflecken, und wer noch nicht zu leiden und zu thun Anlaß fand, dem geziemt die Thräne noch weniger. Jene Traurigkeit ausgenommen, welche Paulus die göttliche nennt, sie, die eine Reue wirkt, welche Keinen gereut, ist Traurigkeit nicht viel nutz, schadet vielmehr im Beginn und im Fortschritte des Guten. Daß ich übrigens nicht von Leiden der Freundschaft, noch des schönen Mitgefühls mit fremdem Wehe rede, das versteht sich von selbst.'

Sehr eindringlichst ermahnte Stolberg wiederholt den jungen Freund, in seinen Studien eine richtige Methode einzuhalten und nicht zu viele Gebiete des Wissens zu umfassen. Dieß gerade erzeuge geistige Unlust und führe zur Oberflächlichkeit, der Feindin aller ernsten gediegenen Wissenschaft. So heißt es in einem Briefe vom 16. Oct. 1803: ‚Ich muß Dir doch noch ein treu gemeintes Wörtchen sagen, bester Werner, ich sehe, Du bist noch immer so vielarmig im Umfassen von aller Art von Studien. So desultorisch! Studirst die Rechte, ich glaube auch Kameralwissenschaft. Dabei willst Du alle Kirchenväter lesen, treibst Griechisch, Spanisch, lieset Petrarca, welcher einer der schwersten Italiener ist, übersetzest, dichtest, reisest, bist in vielen Häusern. Wie willst Du alle diese Zipfel der Zeit zusammenhalten, daß nicht einer nach dem andern verschüttet werde? Ich bitte Dich, laß die multa und suche multum zu erschwingen! Dieses multum, welches die Berufsstudien hauptsächlich in sich schließen muß, schließt feste Gründung in Kenntniß der

Alten, welche in jeder Hinsicht so interessant ist, keineswegs aus. Verzeihe mir meine Aufrichtigkeit.'

Und nochmals auf die melancholische Gemüthsstimmung des Jünglings zurückkommend, sagt er: ‚Es hat sich mir wirklich etwas von der Schwermuth Deines Briefes mitgetheilt. Entreiße Dich ihr! Wahrlich, sie taugt nichts und würde, wofern Du ihr nachhingest, Dir Sinn und Herz verengen. Es hat tausend und aber tausend Jünglinge diese Schwermuth, an welcher sie heimliches Gefallen (Behagen an der Unbehaglichkeit) hatten, schon entmannt. Jedem, der es von Herzen gut meint, steht izt mehr als je mancher Anlaß bevor, Kraft und Muth in Demuth und Vertrauen zu üben. Das volitare per ora ist ein eingebildetes Bedürfniß, und wer wirklich so spricht, schreibt oder handelt, daß Enkel seiner gedenken, der spricht, schreibt oder handelt aus reiner Liebe zur Sache, nicht des Nachhalls wegen.'

‚Der ächte Dichter,' schrieb er ein andermal an den jungen Freund, ‚muß freien und frommen Geistes sein; Selbstsucht und Weltschmerz tödten auf die Dauer alles Genie.' ‚Unklarheit und Schwulst sind die sicheren Zeichen eines ungeläuterten Geschmacks.' ‚Der Strom der Poesie muß, auch wo er tief ist, klar sein, und wo der Dichter sich auf Flügeln erhebt, da müssen seine höchsten Schwünge noch in freier Bewegung kreisen.'

Es verdroß ihn nicht, Harthausen's dichterische Versuche manchmal auch im Einzelnen nach Versbau und Wortformen zu kritisiren und zu verbessern, ‚denn ich weiß,' sagt er ihm, ‚daß Du gern von mir Belehrungen annehmen willst, und einen jungen treu strebenden Mann belehren und aufmuntern zu können, welch' eine Freude für einen schon mehr als Fünfzigjährigen, der selbst täglich gern noch sich belehren läßt und bei wachsendem Alter der Aufmunterung eines

jugendlich edlen Geschlechtes bedarf.' ‚Wie glühte ich in der Jugend, wenn Klopstock's Auge auf meinen poetischen Erstlingsversuchen ruhte, wenn er Worte des Lobes oder Tadels an mich richtete und unabläßig mein Gemüth auf hohe Ziele hinwies und es zu dem Göttlichen und Ewigen erhob!'

‚Der Geist des herrlichen Namens,' schrieb er nach dem Tode Klopstock's im December 1803, ‚ist nun selbst in den Himmel erhoben, blicke auch Du, theuerster Werner, ihm mit Ehrfurcht nach; meine Dankbarkeit und Liebe für ihn, den väterlichen Führer meiner Jugend, ist unvergänglich.' ‚Klopstock's Wittwe hat mich gebeten, die Inschrift auf Klopstock's Grabstein zu machen. Ich sende sie Dir. Er ist mit sehr schöner christlicher Gesinnung, so wie er sie im Leben auch hatte, hinübergegangen. In seinen letzten Phantasien hat er auf eine Weise, die mich tief rühren muß, sich auch mit mir beschäftigt.'

Als Harthausen später auf der Universität Halle im Verkehr mit Steffens vorzugsweise naturphilosophische Studien trieb, warnte Stolberg: ‚Die Bewunderung, welche Dir Steffens abgerungen, hat mich betrübt. Ich habe nur einmal auf kurze Zeit ein physisch-religiös-mystisch-atheistisches Büchlein dieses Weisen in Händen gehabt, welches mir sowohl wegen der Aufgeblasenheit des Mannes als der alle Religion und Moral zernichtenden Tendenz seiner Lehre — soviel die Unverständlichkeit des Styls, welche mir auf Verworrenheit der Begriffe zu deuten schien, mich davon urtheilen ließ — so erbärmlich als böse vorkam. Auch habe ich nachher in Holstein Anlaß gehabt, Vieles von dem Manne selbst zu hören, was wahrhaftig nicht geeignet war, seiner Lehre Eingang zu verschaffen. Er hatte eben damals um Erlaubniß angesucht, in Kiel oder in Kopenhagen Collegia

zu lesen und es ward ihm die Erlaubniß dazu angeboten, wofern er sich der philosophischen Lehrstunden enthielte, weil sein Atheismus bekannt sei. Uebrigens hatte sein Ruf, wie der aller dieser Raketen, schon ausgeglüht, und überhaupt ist man, dünkt mich, schon ziemlich von dem Unfuge der neuen Spinozisten, deren keiner des Meisters Scharfsinn noch Bescheidenheit hat, zurückgekommen; wenigstens unter den Protestanten, wo sie ihren Unfug am meisten trieben. Sollten nun gelehrte Katholiken das veraltete, von einem Weisen Eines Tages auf den andern Weisen Eines Tages übergegangene Kleid als ein neues Feiergewand anziehen? Du sagst selbst, daß seine Schriften unverständlich seien. Aber zeigt er denn etwa im Leben jene Weisheit, welche auf inneren Besitz hoher Erleuchtung deuten möge? Ist er ein Christ oder nicht? Ich weiß wohl, daß dieser Frage durch einen eiteln Galimathias könne auf gewisse Weise entschlüpft werden, aber dann frage ich geradezu: Glaubt er an die Geheimnisse unserer Religion und übt er ihre Sittenlehre mit strenger Gewissenhaftigkeit und mit lauterer Demuth? Wofern Du Dir diese Frage mit Nein beantworten mußt, was willst Du denn — ich sage nicht an einzelnen, wissenschaftlichen positiven Kenntnissen, deren auch ein Narr und ein Atheist haben kann — aber was kannst Du denn an Weisheit von ihm gewinnen? Und welcher Schade, wofern ein solcher Dir ehrwürdig scheinen sollte! Entweder Du bist fest im Glauben, oder Du bist es nicht. Im ersten Falle darfst Du Dir mit einem solchen Irrwische nicht viel zu schaffen machen, im andern noch weniger, weil Dein Zustand desto gefährlicher sein würde, es wäre denn, daß Du Jesum Christum für Herrn Steffens verlassen hättest. Da ich aber versichert bin, daß das nicht der Fall sei, gleichwohl fürchte, daß Du schwankest, so beschwöre ich

Dich, den Vater des Lichts um Erkenntniß anzurufen, und Dich jener Nüchternheit zu befleißigen, die dem Kranken vor Allem geziemt. Täusche Dich ja nicht mit der Vorstellung, daß das Christenthum in seinem Werth bei uns bestehen könne, wenn wir zugleich nach der Afterweisheit seiner Feinde haschen. Es ist nur ein Weg zur Wahrheit, und dieser Weg ist die Wahrheit, und diese Wahrheit ist das Leben. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", sagt der Sohn Gottes, und die Wege der Afterweisheit sind Irrthum und Tod. Wie ist es möglich, daß irgend eine menschliche Philosophie Reiz haben könne für uns, wenn sie nicht vom göttlichen offenbarten, nun aber, da es offenbart ward, so fruchtbaren als tiefen und himmlischen Princip der Liebe ausgeht? Gott sei mit Dir! Ich wünsche es mit bekümmertem Herzen. Gott sei mit Dir, liebster Werner!'

‚Daß man den Lüsten,' fuhr er später fort, ‚nachgehen könne und dürfe, ja daß man es solle, um ganz zu sein, was man sein kann, das ist zuletzt das Resultat der erhabenen Philosophie des letzten Jahrzehnts, ein Princip, welches alle Völker aller Zeiten als so abscheulich als albern würden verworfen haben, welches dennoch gewinnt, indem es dem Herzen schmeichelt, und den Verstand durch die seltsame Schamlosigkeit stutzen macht, daher als etwas Neues blendet. Neu wäre allerdings der Dekalog: Du sollst Dein Gott sein, Du sollst, wenn es nützlich ist — tödten, ehebrechen, stehlen ꝛc. ꝛc. Läuft nicht diese moderne Weisheit geradezu darauf hinaus?'

‚Sophisten sind gefährlich, besonders zu unserer Zeit. Ihre Lehre, welche dem Stolz und der Sinnlichkeit schon dadurch schmeichelt, daß sie, verdeckt oder offenbar, die Lehre des Evangeliums anfeindet, findet nur zu leicht Gehör vor unserm verderbten Herzen. Und, nach allem was ich höre,

ist eben Halle ein wahrer Sitz der Sophisten. Steffens und Schleiermacher sind gewiß stolze Zweifler, welche den Unendlichen mit der Spanne menschlichen Verstandes umfassen wollen. Ein unseliges Bemühen, ein Erschöpfenwollen des Oceans mit dem Siebe der Danaïden im Angesicht der Religion Jesu Christi, welche uns an Quellen führen will, die in's ewige Leben sich ergießen. Darum bitte ich Dich, liebster Werner, sei auf Deiner Hut, und entziehe Dich dem unharmonischen, heiseren Nichtsirenengesang dieser falschen Sirenen einer an sich sehr unfruchtbaren Philosophie. Entkleide sie ihres Prunkes, und Du wirst sehen, daß auch von oben diese mulier nicht formosa sei, turpem quae desinit in piscem. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen" — sagte der Mund der ewigen Wahrheit. Welche Früchte bringt diese Weisheit hervor?'

‚Wie ein Krebsschaden nagt die falsche Vergötterung des Alterthums an der Erziehung des christlichen Volkes. Du weißt, ich liebe die Alten, ich las sie von Jugend auf, ich lese sie mit meinen Söhnen; ich bin bei ergrautem Haar ebenso begeistert für das Gute und Schöne, was sie uns bieten, wie ich als Jüngling war. Darum freut es mich, liebster Werner, daß Du sie so liebst und so ernstlich ihrem Studium obliegst, auch daß Du aus ihnen Deine so herzhafte Liebe zum Vaterlande kräftigst. Aber gleichwohl sage ich, nimm Dich in Acht vor falscher Verehrung, besonders vor dem Geiste, in welchem sie in unsern Schulen von Christusläugnern und Ungläubigen gelehrt werden. Dieser Geist hat dem christlichen Wesen unglaublich geschadet, und so lange nicht wieder der ganze Unterricht, wie die ganze Erziehung auf christlichem Grunde ruht, kann man nicht, worauf Du so freudig hoffst, ein neues Zeitalter der Gottesfurcht und christlichen Sitte erwarten.'

‚Wir werden,‘ sagt Stolberg anderwärts, ‚von Jugend an gelehrt, die alten heidnischen Völker und unter diesen ausschließlich die Griechen und die Römer zu bewundern. Ihre geistvollen Schriften haben für uns einen Reiz, welcher diese Bewunderung nährt und sie zu rechtfertigen scheint. Sie steigt leicht bis zu einem Enthusiasmus, welcher uns kalt für alles Andere macht.‘

‚Mit Mühe lernen wir ihre Sprachen, und wie reichlich wird diese Mühe belohnt! Reich, kraftvoll, harmonisch, sich dem Gedanken und der Empfindung anschmiegend, mag die herrliche griechische Sprache wohl mit der vulkanischen Rüstung des Achilles verglichen werden, welche, wie Homer so edel dichtet, nicht nur den Helden nicht beschwerte, sondern wie auf Flügeln ihn erhob. Und so wie diese Sprache den Gedanken selbst zu erheben scheint, so erheben uns die Gedanken und Empfindungen der geistvollen Griechen in die Region des Schönen, die ihnen wie eigenthümlich war. Zugleich athmet aus den Schriften und Thaten der Griechen und der Römer ein Geist der Energie, welcher die Seele des Jünglings kräftigen, und, wohl angewandt, ihm bei Ausübung höherer Tugend, als jene kannten und übten, nützlich sein mag.‘

‚Aber eben diese Schriften, wofern sie mißbraucht werden — und dieser Mißbrauch liegt so nah, weil er den Lüsten und der Hoffart des menschlichen Herzens schmeichelt — führen eine große Gefahr mit sich. Sie hauchen einen Geist der Idolatrie, den gefährlichsten von allen zu unserer Zeit, da wir weder der korinthischen Aphrodite noch dem kapitolinischen Jupiter Weihrauch zu streuen gereizt werden, aber sehr geneigt sind, entweder den Lüsten zu fröhnen und mit vollen Zügen den Becher mancher unkeuschen Muse zu leeren oder von blendendem Aberglauben uns hinreißen zu

lassen, welcher darin besteht, daß wir menschlichen Kräften und menschlicher Weisheit ein Vermögen andichten, welches nur die Kraft Gottes durch Mittel seiner offenbarten Weisheit aus Liebe verleiht: das Vermögen, zu reiner Tugend zu gelangen.'

‚Wir bewundern mit einem Enthusiasmus, den geistvolle Schriften uns mittheilen, glänzende Thaten kraftvoller Männer, welche den leichten Schaum der menschlichen Ehre, den der schnelle Zeitstrom mit sich dahinreißt, gegen das flüchtige Erdenleben, Tand gegen Tand, eintauschen. Wir bewundern mit Enthusiasmus die Bestrebungen des ungerechten, blutigen Eroberers, des eigennützigen, schwungsüchtigen Bürgers und vergessen sowohl die Unwürde eines zeitlichen Ziels, als auch die Unlauterkeit jedes Dichtens und Thuns, in welchem der Mensch von Eigennutz beseelt wird.'

‚Ich läugne nicht, daß auch unter den Heiden Menschen gewesen, welche, dem dämmernden Lichte ihrer Erkenntniß treu, in Einfalt des Guten wegen Gutes zu thun strebten und Gutes thaten. Wo wir Spuren solcher Gesinnung in ihren Geschichten, ihren Dichtern, ihren Philosophen finden, da mögen wir uns freuen und Gott preisen, der „sich selbst nicht unbezeugt gelassen hat"; aber wir müssen bekennen, daß diese Spuren selten, und daß auch selten sie es sind, welche in jenen Schriften am liebsten aufgesucht werden. Gewöhnlich bewundern wir Eitles in Worten und in Thaten. Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist!'

‚Die gewisse Ueberzeugung vom Dasein eines ewigen, allmächtigen, allweisen, allbarmherzigen, heiligen Gottes, dessen waltende Vorsehung Seine ganze Schöpfung übersehe und der Israels Volk, so er vor allen Völkern erwählet, sichtbar leitete, der Seinen heiligen Willen ihren Vätern kund gethan, der, Heiligkeit und Liebe fordernd,

Heiligkeit und Liebe denen gewährt, welche mit Ernst darnach trachten, der sich noch mehr verherrlichen wollte durch Seinen verheißenen Gesalbten, der indeß durch herrliche Offenbarung sich kund zu thun nicht unterließ und dem man sicher im Tode wie im Leben vertrauen dürfe, weil Er dem aufrichtig Büßenden die Sünde vergibt und die Liebe zu Ihm mit ewiger Herrlichkeit belohnt: diese Ueberzeugung gab dem Israeliten eine Ruhe, ein Glück, eine Würde, welche ihn unendlich über alle Völker der Heiden erhoben. Der Mangel einer solchen Ueberzeugung aber gab dem ganzen heidnischen Alterthum in eben dem Maße, als die Hoffnung der Zukunft bei verschiedenen Völkern größer oder kleiner war, eine unselige Unruhe, deren ganze Tendenz auf Erwehrung der Todesgedanken ging. Je nachdem Ernst oder Leichtsinn vorwaltete, entschlugen sie sich dieser traurigen Vorstellung durch rastloses Streben der Thätigkeit und des Ehrgeizes oder durch zügellose Wollust.'

‚Sowie in bewunderten Gärten der Großen die erfinderische Kunst aus Adern der Erde die Quellen durch Druck in Springbrunnen sich zu erheben zwingt, so wirkte des Todesgedankens Druck jene glänzenden Thaten eines Ehrgeizes, der die Flüchtigkeit des Lebens durch Streben und Handeln vergessen lehrte oder sich über die Nacht des Grabes durch ewigen Nachruhm — diesen leeren Tand — zu trösten suchte. Dieser Ehrgeiz erregte Volk wider Volk, Bürger wider Bürger und verderbte immer mehr die Bürger wie die Völker, indem er die bitterste Wurzel des moralischen Uebels, Ungerechtigkeit der Eigenliebe nährte, welche desto mehr erstarken mußte, da wahre Liebe des Menschen zum Menschen nicht stattfindet, wo sie nicht aus Liebe zum Urquell der Liebe fließt. Was ohne diese der Mensch für Liebe hält, ist entweder nur höherer Selbstgenuß einer feinen

Seele, welche ihre Bestimmung verfehlt hat, oder in gemeinen Menschen Eigennutz und Wollust.'

‚Die Täuschung des Ehrgeizes, mit welcher ein Mensch flüchtiger Erdengröße und dem Schatten des Nachruhms nachläuft, ist so einleuchtend, und in Augenblicken der Ruhe, welche Besinnung mit sich führt, so fühlbar, daß alle Vergnügen der Sinne und der Phantasie aufgeboten werden müssen, um den von der Unsterblichkeit der Seele nicht überzeugten, mit dem Tode immer bedrohten unsterblichen Menschen vor Lebensekel zu schützen oder vor Verzweiflung. Dieses tiefgefühlte Bedürfniß war nicht ohne Wirkung beim genialen Griechen in Hervorbringung großer Geisteswerke in Gesang, Wissenschaft und Kunst, welche Bewunderung verdienen. Aus eben dieser Quelle ergoß sich aber auch auf vielfältige Weise die schändlichste Wollust, und desto freier, da den Göttern und den Göttinnen, welchen man huldigte, gleiche Wollust angedichtet ward. Hochgetriebene, von einigen feineren Seelen verfeinte Sinnlichkeit und üppige Phantasie gab dem Meißel des Bildners und dem Pinsel des Malers einen hinreißenden Zauber. Man würde aber diesen Meisterwerken und ebenso auch vielen geistvollen Schriften der Alten nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man ein höheres Princip dunkler Ahnung und Sehnsucht nach dem Ewigen und Göttlichen in den edelsten Werken des heidnischen Alterthums verkennte. Die Ursage der wichtigsten Wahrheiten war nicht ganz verschollen; wir finden herrliche Spuren von ihnen bei Homer, Pindar und Sophokles, bei den sokratischen Jüngern und in verschiedenen Meisterwerken der Kunst. Bei den erhabensten Kunstwerken der Griechen finden wir aber oft einen unverkennbaren Charakter stiller, ernster, tiefer Melancholie, untheilnehmenden, verschlossenen Seins, nicht nur in den Zügen der abgebildeten Menschen,

wo er, je edler deren Natur, beim Mangel sicherer Hoffnung desto natürlicher war, sondern auch in den Zügen der ewigen, immer „seligen Götter". Ich berufe mich kühn auf alle, welche die schönsten Ueberbleibsel der alten Kunst gesehen haben.' Selbst in den Abbildungen der Unsterblichen, ‚wo in jedem Muskel des ganzen Leibes kräftiges Leben sich zu regen scheint', finden wir ‚dennoch eine Wolke geahnter Vergänglichkeit auf der Götterstirn! So zeugte diese mit Recht bewunderte Kunst des griechischen Alterthums, selbst in Darstellungen der Götter, von Leben ohne Gott, von immer wirkendem Druck des Gedankens an die Todesnacht'.

Wie verderblich aber auch ‚die Vergötterung des Alterthums ist, so bietet doch das Studium der Classiker, wenn richtig geleitet, zur Bildung des Geistes die größten Vortheile dar' und man muß sich, sagte er, ‚gegen jene christlichen Schriftsteller aussprechen, welche Verächter dieses Studiums' sind und ‚in den Schriften der Alten nur Verherrlichung des Götzendienstes oder eitele Weltweisheit' sehen. Solche Schriftsteller ‚wußten und empfanden nicht, daß diese Muster des Schönen und des Erhabenen den Geist erheben, ihn schmücken, ihn bereichern, ihn begeistern, daß diese Begeisterung uns neuen Schwung gebe, und so wie sie unsere vielleicht schlummernden Gaben erweckt, ihnen auch eine sichere Richtung gebe durch Bildung des Urtheils und des Geschmacks und daß diese Gaben allzumal können und sollen Gott geheiligt werden. Haben einige, besonders lateinische Kirchenväter zur Zeit, da das Götzenthum noch nicht ganz gestürzt war, sich mit strengem Eifer wider die Schriften der alten Griechen und Römer erklärt, so haben doch auch viele, besonders der griechischen Kirchenväter, deren Lesung geübt und empfohlen, wohl wissend, was

sie ihnen verdankten. Der unmittelbare Nutzen, den sie zur Bekämpfung des Götzendienstes und eitler Philosophie aus jenen Schriften zogen, ist offenbar; aber wer vermag zu berechnen, wie viel an Bildung, Ausschmückung und — was viel wichtiger ist — an Schwung des Geistes Origenes, die Gregore, Basilius, Chrysostomus und Andere durch Lesung der Alten gewonnen haben? Der Apostel Paulus selbst führt heidnische Dichter an. Die gottselige Marianna, Mutter des im ersten Drittel des sechsten Jahrhunderts blühenden heiligen Fulgentius, eines Afrikaners, ließ ihren Sohn alle Gesänge Homer's und einen Theil der Komödien Menander's auswendig lernen, ehe sie ihn in der Sprachlehre des Latein, welches seine Muttersprache war, unterrichten ließ.'

‚Das Studium der Alten in vollen Ehren, aber es ist ein verwerfliches System,' sagte er anderseits, ‚wenn man dabei das Studium der Muttersprache vernachlässigt.' ‚Ich meine, der Jüngling werde in den Geist der alten Sprache besser eindringen, der sich daheim fühlt in der Muttersprache, zumal wenn ihm eine zu Theil ward, wie die unsrige, die auf eigenen, tief in die Natur eindringenden Wurzeln steht, deren starker und hoher Stamm sich in Aesten und Zweigen weit verbreitet.'

Ueber die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung eines christlichen Jünglings gab Stolberg den Rath:

‚Wenn der Jüngling im Lateinischen fest gegründet ist, so wird er die meiste Zeit auf die griechische Sprache verwenden. Die Kunde des Griechischen öffnet ihm den blühenden und fruchtreichen Garten der unsterblichen griechischen Geisteswerke; sie gründet, sichert, bereichert und erhöht das Gefühl für's Schöne. Sie stellt ihm die höchsten Muster auf in der Poesie, in der Beredsamkeit, in jeder Art der

Darſtellung. Sie zeigt ihm an Ariſtoteles, wie gründlich der wahre Philoſoph ohne Pedanterie, wie einfältig, wie edel er ſei und wie klar. Sie erhebt ihn auf Plato's Flügeln in die Höhe des kühnſten und ſicherſten Geiſtesſchwunges. Sie führt ihn zur Anwendung ihrer Lehren auf Thätigkeit durch den weiſen Xenophon. Vertraute Bekanntſchaft mit dieſen drei großen Griechen und mit Cicero wird ihm auf heilſame Weiſe die dürre Nüchternheit der deutſchen Philoſophie unſerer Väter und den unverſtändlichen Galimathias einiger Neuen, endlich den Aberwitz der neueſten ſogenannten Naturphiloſophen und die Anmaßung dieſer drei vaterländiſchen Schulen auf immer verleiden.

‚Die ergründete Organiſation der ſchönen griechiſchen Sprache wird ihm, wenn er Anlage für geordnetes Denken hat, einen viel ſicherern Leitfaden reichen, als alle Logik und Metaphyſik der Profeſſoren. Will er ſich von den Formen des Denkens wiſſenſchaftlich unterrichten, ſo leſe er die Logik und Metaphyſik des Ariſtoteles. Doch ſcheinen die anderen Schriften dieſes großen Mannes, denen jenes Skelett zu Grunde liegt, aber mit lebendigem Inhalt umgeben iſt, mir hierzu nützlicher. Aus der erkannten Organiſation einer edlen Urſprache, z. B. der griechiſchen oder der deutſchen, geht der natürliche Gang des menſchlichen Geiſtes reiner und anſchaulicher hervor, als aus jenen ängſtlichen Formen, deren Anwendung nicht einmal den gewährten Vortheil der apodictiſchen Sicherheit gewährt; denn in der vom Axiom abgeleiteten Kette von Folgeſchlüſſen ſchleicht leicht ein Sophisma ein. Die Kunde des Griechiſchen gewährt endlich den unſchätzbaren Segen, die heiligen Schriften des neuen Bundes in der Urſprache leſen zu können, ein Segen, deſſen kein Jüngling, der ſich höherer Bildung befleißigt, entbehren ſollte.

‚Was die Mathematik anbelangt, so öffnet sie vielen Wissenschaften die Thür, welche denen, die ihrer unkundig geblieben, wie ich aus eigener Erfahrung nur zu wohl weiß, verschlossen bleibt. Sie verdient also gewiß ein ernstes und ihrem Wesen nach ein nüchternes Studium. Naturgeschichte und Physik sind sowohl als Hülfswissenschaften als ihres eigenen Werthes wegen sehr schätzbar und gewähren so reiche als nützliche und schöne Unterhaltung. Jene schlägt uns neue Seiten auf im Buche der Natur, deren Erscheinungen diese deutet.

‚Es hüte sich aber der Jüngling vorzüglich bei diesen Wissenschaften, welche Töchter der Erfahrung sind, den Weg a priori einschlagen zu wollen. Er erkenne früh, daß selbst da, wo Systeme nothwendig scheinen, Systeme doch nur der Blendrahm, nicht das Gemälde seien, Krücken des beschränkten menschlichen Verstandes, nicht Gesetze der Natur. Opinionum commenta delet dies, sed natura judicia confirmat, sagt der große Bacon.

‚Die Muttersprache in ihrer ganzen Kraft, Fülle und Schönheit sich eigen zu machen, ist das wichtigste Erforderniß zur Bildung des Geistes; dem Deutschen desto mehr, da er sich einer so herrlichen Muttersprache zu erfreuen hat. Hat er die griechische Grammatik inne und natürlichen Sinn für Verhältnisse, so wird es ihm leicht werden, sich in unserer vernunftmäßigen, aus dem Haupt und dem treuen empfindungsvollen Herzen des Deutschen hervorgegangenen Sprache vollkommen zu orientiren und bei Lesung unserer besten Schriften nach und nach sich Alles anzueignen, was sie ihm aus mütterlichem Schooße darreicht.

‚Vorlesungen über die Geschichte sind sehr nützlich, wenn sie nicht a priori behandelt wird, was bei der Geschichte so gewöhnlich als unsinnig ist. Sie ist eine reiche Quelle

des Unterrichts. Bei Lesung der Geschichte folge man dem natürlichen Faden der Zeit, man lese mit der Landkarte auf dem Tisch und mit regem sittigem Gefühl im Herzen, welchem auch der Patriotismus unterordnet bleiben muß. Dieser wird genährt durch die gewaltigen Ereignisse der Zeit. Jeder Jüngling hege ihn in seinem Herzen. Er war bei uns Deutschen fast erloschen. Daher die Erniedrigungen, die wir erlebt haben. Es kommt Alles darauf an, daß unser Aufstehen aus dem Staube in gutem Geiste geschehe. Diesen in Jünglingen zu erwecken, würde großes Verdienst sein.'

Als das wichtigste Moment der Bildung hebt er am Schluß hervor: ‚Alle geistigen Bestrebungen des Jünglings müssen Einen Mittelpunkt haben, von dem sie ausgehen, zu dem sie zurückkehren. Diesen gibt allein die Religion. Die Beziehung auf Gott, von dem jede Erkenntniß kommt, und auf den, wenn sie recht erfaßt wird, jede hindeutet, gibt allein der Wissenschaft Gehalt, Würde, würdigen Zweck, Beziehung auf Ewigkeit, und Verein aller verschiedenen Zweige menschlicher Kenntnisse. Der gottselige Gelehrte beleuchtet die Wissenschaft selbst mit höherm Licht, der irreligiöse wandelt bei unsicherm Schein seiner Laterne, deren Licht ihm desto breiter erscheint, je getrübter von Eitelkeit seine Hornscheiben sind.'

---

‚Die eigentliche Schule des unchristlichen und unsittlichen Weltgeistes, der in unserer Zeit alle alte Kraft und Ehrenhaftigkeit des Charakters unserer Vorfahren untergraben hat und fortwährend untergräbt, ist die Bühne, die Lehrmeisterin und Schmeichlerin der Leidenschaften, meines Erachtens eine der Hauptquellen des Verderbens für unsere sogenannt gebildeten Kreise. Auch das anscheinend Unschuldige ist dabei von schlimmen Folgen begleitet. Von Frankreich her, von

wo so manches Gift in unser Leben sich ergoß, kam die heillose Unsitte, daß Eltern ihre kaum erwachsenen Söhne, selbst ihre Töchter in ihren eigenen Häusern als Schauspieler oder Schauspielerinnen auftreten lassen und dadurch die Verschämtheit des Jünglings, die holde Schüchternheit des Mädchens verscheuchen und ertödten und das Herz dem Geiste der Welt und seinen Lüsten eröffnen. Sogar in den vom guten Geiste des Christenthums noch durchdrungenen Familien, die ich achten und ehren muß, greift zu meiner tiefsten Betrübniß diese Unsitte allmählich Platz, ohne daß sie auch nur zu ahnen scheinen, welch' schlimme Früchte dadurch gezeitigt werden können.'

Als die zehnjährige Annette Hülshoff (geb. 1798), die später berühmte Dichterin, einmal in einem gesellschaftlichen Schauspiele im Stifte Hohenholte aufgetreten war und ‚so überraschend schön gespielt hatte, daß sie in einigen Tagen das Gespräch von ganz Münster wurde', wandte sich Stolberg an ihre Mutter, eine Schwester seines Freundes Werner von Haxthausen, die übrigens, was er nicht wußte, nur nach langem Sträuben die Erlaubniß zum Auftreten Annettens gegeben hatte. ‚Ich hoffe,' schrieb er ihr, ‚auf Ihre Verzeihung, meine liebe gnädige Frau, wenn ich endlich, nachdem ich einige Wochen lang mit mir selber darüber gekämpft habe, Ihnen meine Besorgniß über etwas mittheile, was mir schwer auf dem Herzen liegt. Ich habe gehört, daß Fräulein Nette in gesellschaftlichen Kreisen Komödie spiele. Für Männer und Frauen ist, meiner innigsten Ueberzeugung nach, diese Uebung wenigstens gefährlich; für Jünglinge noch mehr; für junge Mädchen noch weit mehr, und eben für Fräulein Nette mehr noch als für andere. Ich habe lange und mehr als mir lieb war in der großen Welt gelebt, wo eben diese Uebung eingeführt worden. Ich habe

keinen und noch weniger eine gesehen, welche nicht merklichen Schaden dadurch gelitten hätte. Ich setze gern voraus, daß Fräulein Nette in keinem Stücke eine Rolle hat, in welcher von leidenschaftlicher Liebe die Rede wäre; diese Voraussetzung bin ich Ihnen schuldig. Ich setze voraus, daß die Stücke, in welchen sie spielt — wiewohl mir fast keine solche bekannt sind – nichts von der weltlichen Moral enthalten, die der Moral des Evangeliums geradezu entgegengesetzt ist. Kurz ich setze voraus, daß sie nichts enthalten, was sie Ihnen nicht vorlesen dürfte — wiewohl ich es wiederholen muß, daß ich solche Komödien nicht kenne — so ist doch das bloße Vorstellen jedem Menschen, mehr als Männern den Frauen, mehr als diesen den Mädchen und vor allem solchen nicht nur gefährlich, sondern gewiß schädlich, welche gereizte Nerven und einen phantastischen Schwung des Geistes haben. Sie leben fortan in einer idealischen Welt, und nicht etwa in einer Geßner'schen Idyllen-Welt, sondern in einer solchen, deren dereinstige Realisirung sie sich als erwünscht bei Tag und bei Nacht vorstellen und mit Wahrscheinlichkeit erwarten, sich hineinträumen, und bald nur für sie Empfindungen behalten. Daher verlieren sie bald die holde Munterkeit unschuldiger Jugend; das Haus der Eltern wird ihnen traurig, die unschuldigen Freuden werden ihnen alltäglich, für die Natur werden sie kalt. Und haben sie das durch nichts zu ersetzende Glück, auf dem Lande — das heißt im Naturschooße Gottes — erzogen zu werden, so entgeht ihnen dieses, ja es wird ihnen lästig: theils weil sie eher in der Stadt zu finden glauben, was sie sich als das höchste Glück vorstellen; theils weil die holde Naivetät edler Einfalt von ihnen gewichen ist, ohne welche man keinen Sinn für die simplen, aber erhabenen, edlen Freuden der Natur hat. Diese holde Naivetät ist

verbunden mit jener holden Schüchternheit, welche die schönste Zierde des Mädchens und die von Gott in ihre Natur gelegte Hüterin der Tugend ist. Bei jeder Vorstellung wird die Eitelkeit genährt, die Schüchternheit besiegt, bis sie zuletzt entflieht. Und was entflieht nicht mit ihr! Junge Mädchen pflegen, wenn sie erst die Blödigkeit überwunden haben, mit einer Leidenschaft, welche immer zunimmt, Rollen zu spielen. Die Wahrheit des Charakters geht verloren, das Scheinen ersetzt das Sein; bei jeder vorgestellten Empfindung wird die wahre Empfindung aufgeopfert, und nach dem öfteren Erglühen an fremden Gefühlen wird das Herz für wahre Gefühle eiskalt. Nichts nährt mehr die Eitelkeit, nichts entfremdet mehr von der Einfalt, von der wahren Heiterkeit, von jener schönen Freundlichkeit, die aus dem Herzen kömmt, von der christlichen Demuth, vom Geschmack am wahrhaft Edlen und Schönen, von der Liebe des Herzens, vom christlichen Sinne in dessen ganzem Umfange, als diese Gleichstellung mit der Welt, deren Charakter erkünstelt, untheilnehmend, kalt, eitel, todt für natürliche Freuden und dem Christenthum zuwider ist. Ich weiß wohl, meine liebe gnädige Frau, daß diese Aeußerungen Vielen übertrieben, ja lächerlich scheinen würden, aber ich bin gleichwohl überzeugt, daß sie auf der Natur der Sache und auf der Erfahrung gegründet sind.'

In einem Aufsatze: ‚Beherzigungen über die Schauspiele, sowohl über die öffentliche Bühne, als auch insbesondere über die Vorstellungen in den Wohnungen', den Stolberg später für seine Kinder und für befreundete Familien niederschrieb, sagt er unter Anderm:

‚Ich erinnere mich nicht ohne Rührung der Zeit, als ich auf meiner ersten Reise in die Schweiz unter den vielen unabhängigen Freistaaten daselbst nicht einen fand, welcher

eine Bühne hatte, und fast keinen, dessen Einwohner die Bühne vermißten. Und wie rein waren dort wenigstens vergleichungsweise die Sitten und wie glühend die Liebe zum Vaterlande und wie erleuchtet der Sinn für Freiheit! Voltaire's Bemühungen, die Genfer zur Errichtung eines Theaters zu vermögen, waren gescheitert. Aber er brachte es dahin, daß eine Viertelstunde von Genf, auf französischem Gebiet, Schauspiele gegeben wurden, welche die Weisheit der Regierung des kleinen blühenden Freistaates vereiteln sollten, zum Theil auch sie vereitelten. Es fehlte nicht in Genf an kurzsichtigen Männern, welche vorstellten, daß, da doch das Schauspiel in der Nähe, die Versuchung also unvermeidlich wäre, es nothwendig sein würde, eine Bühne in der Stadt zu haben, und nicht dem fremden Lande für ein Vergnügen, so man dahier genießen könnte, zinsbar zu werden. Aber die Väter des kleinen Volks ließen sich durch niedrige Betrachtungen dieser Art nicht irren, bedauerten, daß sie jenen Anstoß zu heben nicht vermöchten, erklärten aber, daß sie durch beharrliches Eifern wider die dem Gemeinsinn und der Sittlichkeit so verderbliche Bühne die Rechte der Freiheit, der Tugend und der Religion zu behaupten nicht aufhören würden. Das Beispiel, welches sie und eine vielleicht kleine Zahl Gleichgesinnter gaben, die nie das Schauspiel besuchten, auch ihren Frauen und Kindern es zu besuchen nicht gestatteten, war ein desto kräftigeres Gegengift, da sie die Rechtschaffensten und meist Erleuchteten des Staates waren. Im Jahr 1791 fand ich ein französisches Theater in Genf und im Jahr 1792 hörte Genf auf ein Staat zu sein. Ich sage nicht, daß die Bühne den Staat gestürzt habe — solche Dinge stürzen nicht, sondern sie untergraben — aber es war eine Sündflut, welche als Schaum die Schauspiele auswarf, ehe sie mit höher angeschwellten Wogen den Staat hinwegschwemmte.'

‚Die Weisen Griechenlands und Roms erklärten sich wider die Schauspiele. Die Kirche Jesu Christi that es von jeher, und daß die Bühne den Geist des Evangeliums geradezu anfeinde, muß jedem Unbefangenen einleuchten. Gleichwohl finden wir im ganzen Europa Bühnen allenthalben, auf welchen Tugend und Religion mehr oder weniger offenbar angegriffen oder untergraben werden. Sollen darum die Freunde der Religion und der Tugend schweigen? Oder schweigen etwa die Feinde derselben darum, weil es ihnen unsern Tempel zu stürzen noch nicht gelang?‘

‚Man sage nicht, daß die meisten dramatischen Dichtungen wenig schaden, weil sie frostig oder unnatürlich, genug, weil sie schlecht sind. Denn des Schlechten ist in Werken des Geistes immer viel und des Guten wenig. Und das Schlechte sollte man, auch der Erhaltung oder vielmehr der Beförderung des guten Geschmackes wegen, an dem mehr gelegen ist, als der Weltling ahnen kann und als von vielen Gutgesinnten erkannt wird — denn in ihm vereinigen sich Urtheil und Gefühl —, mit Sorgfalt meiden. Aber Wenige werden diese Schwäche des Schauspiels gewahr; wer uns nach unserm Sinne spricht, den halten wir für beredt; taumeln wir, so mögen wir es lieber dem Musenbecher des Dichters, als den gährenden Hefen unseres Herzens zuschreiben, und lassen wir zu Lüsten uns verführen, so halten wir den Verführer gerne für hinreißend, wenn wir ihm auch entgegen liefen. Eben die Mittelmäßigkeit der meisten Schauspiele — im Gebiete der Poesie aber ist alles Mittelmäßige schlecht — beweiset, wie gefährlich die Sittenlehre der Bühne sei, da sie selbst so vorgetragen, wie sie meistens vorgetragen wird, oftmals einen Enthusiasmus erregte, der dasselbe Schauspiel, zum Beispiel den Figaro — ich könnte viele Deutsche gleichen Gelichters nennen — unzählige Male for-

derte und bewunderte, obgleich die verläumderischen Anspielungen auf die edle Tochter unserer großen Maria Theresia, sowie auch die Zweideutigkeiten, welche der Posse in Paris einen Schwung gegeben hatten, in der deutschen Vorstellung verloren gingen. Der eigentliche Zauber der Bühne besteht darin, daß sie unserer Trägheit, unsern Lüsten, unserm Stolze schmeichelt. Je minder reichhaltig der Mensch ist, desto mehr drückt ihn sein eigenes Dasein. Seine feuchte Sanduhr stockt, wofern sie nicht erwärmt oder geschüttelt wird. Selbst zum Lesen schaler Romane sind viele Menschen zu nichtig. Was von ihnen soll vernommen werden, muß zugleich ihr Auge und Ohr ansprechen. Daher lieben sie ohne Wahl jede gesellschaftliche Zusammenkunft und entladen sich auch gerne am Abend eines Theils ihrer Zeit, das heißt ihres ihnen selbst lästigen obschon werthen Daseins, in der bunten Zusammenkunft des Schauspiels, wo sie mit ungefähr gleicher Theilnahme Zuschauer der Vorstellung und Angaffer der Zuschauer sind. Bei diesen vierstündigen Sitzungen werden zwar in solchen Menschen wenige Triebe erregt, aber sie gedeihen dabei zu einer fast unheilbaren Nichtigkeit. Ein nicht kleiner Theil der Zuschauer, vorzüglich der ausgeschliffenen ältlichen Weltlinge von beiden Geschlechtern, gehört zu dieser Ordnung.'

‚Es ist nicht etwa nur zufällig, daß das Schauspiel die Leidenschaften entflamme, wesentlich ist ihm diese Wirkung, ist eingestandene Absicht der Dichter und der Schauspieler. Der Zuschauer soll ergötzt, soll hingerissen werden. Darum schmeichelt es den Lüsten, die es entschuldigt und liebenswürdig zu machen strebt, ein Streben, in welchem ihm der Zuschauer nur zu willfährig hilft. Die Lüste macht es zu Leidenschaften und diese zu Tugenden. Zwar zeigt es uns falsche Tugenden und eben diese Täuschung ist die gefährlichste, weil

zugleich mit der Sinnlichkeit, deren wir uns schämen sollten, dem Stolze des Herzens geschmeichelt wird. Diese zweifache Wirkung gibt aber dem Schauspiel eine ungeheure Kraft. Denn sie ergreift den ganzen Menschen.'

‚Beziehung auf Gott in unsern Gedanken, Empfindungen, Worten und Thaten ist das Wesen der Religion Jesu Christi, ist das wahre Leben des Geistes. Ohne sie keine wahre Tugend. Tugenden ohne Gott sind unächt, sind nach dem so richtigen als kräftigen Ausdruck unserer sinnvollen edlen Sprache gottlos. Sie sind die gefährlichsten aller Götzen. Was Wunder, wenn sie in der Bühne ihren Tempel finden, wo dem Truge, der Unzucht und mörderischen Rachgier so oft zugleich geopfert wird! Daß diese Beziehung auf Gott uns immer mit deren gefühltem Bewußtsein vor dem Geiste schweben könne, wird nicht gemeint. Ist aber im Grunde des Herzens unser Wille auf Gott gerichtet, so sind wir dem Wanderer ähnlich, der seinem Ziele immer nachgeht, ohne bei jedem Schritte daran zu denken. Der Gedanke daran liegt ihm aber doch so nahe, daß er nicht aus dem Wege tritt und bei Scheidewegen den richtigen einschlägt. Der Wandel des Christen vor Gott wird weder durch Geschäfte noch durch unschuldige Ergötzungen unterbrochen; vielmehr werden diese und jene durch die Richtung seines Herzens geheiligt. Und so oft er dieser Beziehung inne wird, kräftigt sie bei der Arbeit seine Kraft und erhöhet die Ergötzung. Sollte wohl der Gedanke an den Allsehenden uns im Schauspiele willkommen sein? es sein dürfen? Die Erwähnung des Heiligen, welche in manchen unserer Theatervorstellungen stattfindet, ist nicht allein dem Spötter lächerlich, sondern auch dem Bessergesinnten anstößig, wenn sie auch ehrenvoll gemeint ist, weil Alle empfinden, daß sie nicht auf die Bühne gehöre, nicht von Schauspielern müsse ausgesprochen werden.

Man nimmt Anstoß an solcher Mischung des Unheiligen mit dem Heiligen. Gehören aber Christen dahin, wo weder nach ihrem eigenen Gefühle, noch nach dem Urtheile der Welt die Religion erscheinen darf? da nicht erscheinen darf, wo gleichwohl von Empfindungen und von Tugenden geschwatzt wird? Was sind das für Empfindungen? Was sind das für Tugenden, deren Vorstellung die Erwähnung der Religion ausschließt? Haben wir Neueren gleich einige Schauspiele, welche mit hohem poetischen Werthe das Verdienst tadelloser Reinheit verbinden, so ist deren Zahl doch klein und wir müssen erröthend bekennen, daß die tragische Muse der Griechen frommer war als die unsrige.'

‚Allenthalben ist die Bühne das Gemälde der Leidenschaften, ein Gemälde, dessen Urbild in allen Herzen ist. Wollte der Maler ihnen nicht schmeicheln, bald würden die Zuschauer es nicht aushalten, sich in einem Lichte dargestellt zu sehen, in welchem sie sich selbst verächtlich erscheinen müßten. Nur solche Leidenschaften wird der Dichter hassenswürdig vorstellen, welche schon allgemein gehaßt werden, um eben dadurch andere zu erhöhen, denen zu schmeicheln wir nur ohnehin schon so geneigt sind.'

‚Erweckt aber nicht oft die Bühne die schöne Empfindung des Mitleids mit erdichteten Leiden? An solchen nimmt man lieber Theil, als an den wirklichen Leiden der Nebenmenschen. Diese hätten gerechte Ansprüche an uns zu machen, auf unsere Hülfe, auf Linderung, auf Rath, auf Trost. Die Leiden der Bühne fordern nichts von uns, sie ergötzen uns und dann finden wir uns geschmeichelt durch die Thräne, die sie uns entlocken, und glauben so der Tugend unsere Schuld bezahlt zu haben. Die vermeinten Lehren der Tugend, welche die Tragödie gibt, bleiben auch dann ohne Wirkung, wenn sie die Folgen der Leidenschaften als schrecklich vorgestellt.'

‚Die Huldigungen, welche dem zarten Geschlechte und der Jugend gebracht werden, indem man der Leidenschaft schmeichelt, vergiften die Weiber und geben den Jünglingen jenen Dünkel, welcher sie die Weisheit und die Würde der Jahre verachten lehrt. Die Sitten unserer Zeit untergruben die Autorität der Eltern zuerst, dann alle Autorität. Die lebhafte Vorstellung der Liebe verführt allezeit und entnervt das Herz. Die Liebenden werden immer als sehr edle Charaktere vorgestellt und sind immer die Hauptpersonen. Welchen Reiz gewinnt nicht die Leidenschaft solcher Herzen! Bald scheinen nur sie uns liebenswürdig! Dann scheinen sie uns allzeit liebenswürdig, die Leidenschaft reiße sie auch noch so weit dahin! Und was nennen wir zuletzt Liebe, wenn das Lustspiel den Unterricht vollendet, den die Tragödie begann?‘

‚Die Komödie, von welcher Aristoteles schon sagt, daß sie den Menschen schlechter vorstelle, als er ist, die aber gleichwohl große Ansprüche an unsere Theilnahme macht, empfiehlt uns die Leidenschaft und fast nur die Leidenschaft, wenigstens nur diese mit Erfolg. Sie lehrt uns jene niedrige Theilnahme an der Freude jedes Gelingens eines schlauen Truges, der die Liebhaber begünstigt; sie lehrt uns das sittliche Gefühl erst entbehren, dann belachen; sie lehrt uns zugleich nichts mehr zu meiden, als den Schein des Lächerlichen, und was stellt sie nicht als lächerlich vor!‘

‚Die Pflege des Guten und des Schönen muß der Bescheidenheit anvertraut werden. Was Ramler in seiner schönsten Ode vom jungen Dichter sagt:

. . . ihm wird die jüngste der Charitinnen,
Die wohlbewachte Scham, sich zur Führerin entbieten . . .

das gilt von jedem jungen Verdienste, und auch das reife Verdienst verliert, ohne diese Gefährtin, seinen Werth. Die

zarte Bescheidenheit und holde Verschämtheit, dieses rege Gefühl des Schönen und des Guten, welches sowohl die Reinheit des Herzens bewacht, als auch jeden Anlaß der mindesten Kränkung Anderer fürchtet, ist vor allem die eigentliche Tugend der Jugend und des zarten Geschlechtes, sonach vor allem die Tugend der jungen Mädchen.'

‚Daß in unserm Jahrhunderte, dem der Beinamen des egoistischen gegeben ward — ich glaube der verschämte Genius unserer so reichen Sprache wollte kein Wort für diese Eigenschaft zulassen —, daß, sage ich, in unserm Jahrhundert die Bescheidenheit sehr abgenommen, wird keinem unbefangenen Beobachter der Menschen entgehen können. Eine anspruchsvolle Weltweisheit, welche nicht Eine Saite des Herzens rührt, machte sich anheischig, die Jünglinge durch eine Reihe bald erlernter Sätze vollkommen zu machen, und die Jünglinge hielten sich, wie natürlich, sehr bald dafür, sahen auf ihre Väter, auf das ganze ältere Geschlecht verächtlich herab. Da aber die luftigen Lehrgebäude, eines nach dem andern, weil eines durch das andere, sehr schnell einstürzten, so sahen bald die jüngeren Brüder auf die älteren Brüder mit gleicher Verachtung herab. So ungleich diese Lehrgebäude sind, haben sie doch eine Eigenschaft mit einander gemein, den Dünkel einer falschen Weisheit, welche weder von Gott ausgeht, noch auf Ihn sich bezieht, also nichtig ist. Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist. Daher erstickt diese Afterweisheit die Tugend in ihrem Keim und stellt eitle Scheintugenden auf, welche ohne Haltung sind und ohne Bestand, weil ohne Wahrheit und Liebe. Dieser Geist ergriff — nicht mit falschen Begriffen, sondern ohne Begriffe — mit seinem Schwindel auch das zarte weibliche Geschlecht, da die Väter schon von ihm sich hatten hinreißen lassen. Dürftiger und kalter oder von

dem Hauche des väterlichen Hauses bald verwehter Religionsunterricht läßt die jungen Mädchen empfänglich für den Einfluß des Zeitgeistes, und weil dieser alle Erfahrung verachten lehrt, so sinkt auch desto mehr die Achtung für die Eltern, da in der Welt die Jugend, weil sie glänzender ist als die andern Stufen des Lebens, anizt die erste Rolle spielt und da auch in der That die Achtung für die Mütter ihre Grundlage verlieren muß, wenn die Mütter ihre Würde verscherzen und mit den jüngeren Frauen und Jungfrauen, ja selbst mit ihren Töchtern auf der Bühne im Hause um leere Vorzüge wetteifern, um Vorzüge, welche diesen von Tage zu Tage mehr eigen werden, jenen aber von Tage zu Tage mehr entschwinden.'

‚Nichts ist freudeloser als die Eitelkeit, weil sie die süßen Freuden, welche die Einfalt allein ausspendet, nicht zu nehmen weiß, und weil die wahre Freude eine Sache der Empfindung ist, die unter dem kalten Hauche der Eitelkeit erstirbt. Daher greift diese nach Zerstreuungen, und natürlich nach solchen, die ihr schmeicheln. Nichts aber schmeichelt der Eitelkeit der jungen Mädchen mehr, als eine Bühne, auf welcher sie selbst nicht Zuschauer sein, sondern gesehen werden sollen, und wo sowohl der wechselnde phantastische Anzug, als die Vorstellung von Bewunderung und von Eroberungen das ganze Herz mit einem Strome von herrlichen Erwartungen überschwemmt. Nun ist für den Tod der Zeit, dieser Todfeindin, gesorgt. Wie beschäftigend sind schon die Vorbereitungen, wie wichtig die Berathschlagungen, wie mannigfaltig die Pläne! Schon ehe sie die Bühne betreten, sind alle Leidenschaften in Gährung.'

‚Die Bildung des zarten Alters wird vorzugsweise der zarteren Hälfte des Menschengeschlechtes anvertraut, der zarten, treuen, immer regen mütterlichen Empfindung, und

zarte Bescheidenheit und holde Verschämtheit, dieses rege Gefühl des Schönen und des Guten, welches sowohl die Reinheit des Herzens bewacht, als auch jeden Anlaß der mindesten Kränkung Anderer fürchtet, ist vor allem die eigentliche Tugend der Jugend und des zarten Geschlechtes, sonach vor allem die Tugend der jungen Mädchen.'

‚Daß in unserm Jahrhunderte, dem der Beinamen des egoistischen gegeben ward — ich glaube der verschämte Genius unserer so reichen Sprache wollte kein Wort für diese Eigenschaft zulassen —, daß, sage ich, in unserm Jahrhundert die Bescheidenheit sehr abgenommen, wird keinem unbefangenen Beobachter der Menschen entgehen können. Eine anspruchsvolle Weltweisheit, welche nicht Eine Saite des Herzens rührt, machte sich anheischig, die Jünglinge durch eine Reihe bald erlernter Sätze vollkommen zu machen, und die Jünglinge hielten sich, wie natürlich, sehr bald dafür, sahen auf ihre Väter, auf das ganze ältere Geschlecht verächtlich herab. Da aber die luftigen Lehrgebäude, eines nach dem andern, weil eines durch das andere, sehr schnell einstürzten, so sahen bald die jüngeren Brüder auf die älteren Brüder mit gleicher Verachtung herab. So ungleich diese Lehrgebäude sind, haben sie doch eine Eigenschaft mit einander gemein, den Dünkel einer falschen Weisheit, welche weder von Gott ausgeht, noch auf Ihn sich bezieht, also nichtig ist. Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist. Daher erstickt diese Afterweisheit die Tugend in ihrem Keim und stellt eitle Scheintugenden auf, welche ohne Haltung sind und ohne Bestand, weil ohne Wahrheit und Liebe. Dieser Geist ergriff — nicht mit falschen Begriffen, sondern ohne Begriffe — mit seinem Schwindel auch das zarte weibliche Geschlecht, da die Väter schon von ihm sich hatten hinreißen lassen. Dürftiger und kalter oder von

dem Hauche des väterlichen Hauses bald verwehter Religionsunterricht läßt die jungen Mädchen empfänglich für den Einfluß des Zeitgeistes, und weil dieser alle Erfahrung verachten lehrt, so sinkt auch desto mehr die Achtung für die Eltern, da in der Welt die Jugend, weil sie glänzender ist als die andern Stufen des Lebens, anizt die erste Rolle spielt und da auch in der That die Achtung für die Mütter ihre Grundlage verlieren muß, wenn die Mütter ihre Würde verscherzen und mit den jüngeren Frauen und Jungfrauen, ja selbst mit ihren Töchtern auf der Bühne im Hause um leere Vorzüge wetteifern, um Vorzüge, welche diesen von Tage zu Tage mehr eigen werden, jenen aber von Tage zu Tage mehr entschwinden.'

‚Nichts ist freudeloser als die Eitelkeit, weil sie die süßen Freuden, welche die Einfalt allein ausspendet, nicht zu nehmen weiß, und weil die wahre Freude eine Sache der Empfindung ist, die unter dem kalten Hauche der Eitelkeit erstirbt. Daher greift diese nach Zerstreuungen, und natürlich nach solchen, die ihr schmeicheln. Nichts aber schmeichelt der Eitelkeit der jungen Mädchen mehr, als eine Bühne, auf welcher sie selbst nicht Zuschauer sein, sondern gesehen werden sollen, und wo sowohl der wechselnde phantastische Anzug, als die Vorstellung von Bewunderung und von Eroberungen das ganze Herz mit einem Strome von herrlichen Erwartungen überschwemmt. Nun ist für den Tod der Zeit, dieser Todfeindin, gesorgt. Wie beschäftigend sind schon die Vorbereitungen, wie wichtig die Berathschlagungen, wie mannigfaltig die Pläne! Schon ehe sie die Bühne betreten, sind alle Leidenschaften in Gährung.'

‚Die Bildung des zarten Alters wird vorzugsweise der zarteren Hälfte des Menschengeschlechtes anvertraut, der zarten, treuen, immer regen mütterlichen Empfindung, und

einer in frommen Müttern, nicht ohne göttlichen Beistand, daher zum Erstaunen sich entwickelnden Weisheit.'

‚Solche Mütter haben wir noch izt, weniger zwar als es deren bedürfte, doch mehr als Weltlinge wissen, denen das Glück und die Würde der Menschheit unbekannt bleiben in jenen glänzenden Zusammenkünften, wo die Langeweile den Kreisel der Zeit umhertreibt: Weltlinge, die es nicht ahnen können, welche süße Freuden im Schooße häuslicher Ruhe gedeihen, unter dem Blick sorgsamer Liebe und unter sichtbar waltendem Segen des großen Vaters, der die Pflege der Menschheit, die er liebt, den Menschen anempfahl und mit solchen Freuden schon hienieden sie belohnt.'

---

So wurde Stolberg, wie in seinem täglichen Verkehr und in seinen schriftstellerischen Arbeiten, so auch in seinen Briefen an Verwandte und Freunde, und in den Gedenkblättern, die er für die Seinigen niederschrieb, ein ebenso tiefer als warmer Apologet des Christenthums. Er ließ in diesen Briefen und Gedenkblättern, worin sich die schönsten Seiten seines Wesens entfalten, die Entfernten an seinem eigenen literarischen Schaffen, seiner Lectüre, seinem gesammten Geistesleben Theil nehmen. Er beschrieb darin gleichsam sein inneres Leben. In der unerbittlichen Consequenz seiner Grundsätze tritt die feste und harmonische Gestalt seines Charakters leuchtend vor Augen.

Wir heben in einer gewissen Ordnung noch folgende Urtheile und Aussprüche hervor.

* * *

Sehr richtig ist die Bemerkung eines großen Geistes, daß das Gemeine und Alltägliche uns leicht zu sich hinabziehe, wofern wir uns nicht oft zum Höhern erheben. ‚Kein

Tag ohne Zeile' machte sich ein Schriftsteller zur Richtschnur. Sie gilt noch mehr für das Lesen als für das Schreiben. Geistige Genügsamkeit führt zur Gemeinheit. Hast Du wenig Zeit, so gib dem Geiste einen Büschel Ambrosia, einen Tropfen Nektar. Kraft solcher Nahrung kannst Du auch im Umgang mit leeren Menschen nicht verschmachten.

Aber suche wahre Nahrung!

Welch' ein sonderbares Ding ist es um ein Buch! Es möchte einem angst und bange werden, wenn man eins liegen sieht und nicht weiß, weß Geistes Kind es sei, ob die Düfte, die aus ihm wehen, Düfte des Lebens zum Leben, oder Düfte des Todes zum Tode seien. Bezauberte Geister schlafen darin, starr wie todt; aber sobald ein Mensch die Blätter aufrollt, wird der Zauber gelöst und es wimmelt von Leben.

Nicht so dreist zugefahren, junger Ritter, wider Zauber schützt dich nicht Roland's Schwert, schützte doch den Herkules seine Keule nicht wider schwarze Kunst! Und was nahest Du der Gefahr, zarte Jungfrau, der noch holde Scham auf der Wange glüht? Laßt einen Mann den Zauber preisen, dessen Stirne zwischen Runzeln der Erfahrung wieder heiter ward, dem Ehrenhaar des Alters die Narben der Jugend mit der Silberlocke deckt, dem Pallas Athene, daß er Wahres vom Falschen unterscheiden könne, den Nebel vor dem Haupte zertheilte, dessen innerer Blick desto tiefer eindringt, je weniger ihn blendet äußerer Dinge Farbentand. Er wird sagen, ob ein holder, weiser Genius befreundende Geister hier aufbewahre, oder ob irgend ein schadenfrohes Zwerglein mit Nixen seines Gelichters seinen Unfug treibt. Laßt ihn prüfen! Wo es nicht geheuer im Walde ist, da hilft dem Jüngling nicht Roland's Schwert! Und dem Herkules hülfe seine Keule nicht! Und die Jung-

frau möchte wähnen nach bunten Singvögeln, welche freundlich und zahm sich ihr naheten, zu haschen, wenn auf einmal Fledermäuse ihr um die Locken schwirrten und den Schleier der Zucht zerrissen und die Rosen der holden Schamröthe auf der Wange bleichten. Darum seid behutsam, Jüngling und Jungfrau, und — traut den Kobolden nicht!

* * *

Welch' ein Zauber ist in den Buchstaben! Sie bewahren Gedanken und Empfindungen, welche todt in schwarzen Zügen daliegen, bis das Auge des Menschen sie erweckt. Sie trotzen der Macht des Raumes und der Zeit, dieser Zwingherren der Menschen. Sie bringen den Genuß der Liebe aus einem Welttheil in den andern und erneuen in uns die Empfindungen des weinenden Joseph und die heiligen Freuden David's.

* * *

Das Wehen des Geistes, welches in Dichterseelen fährt, ist ein himmlisches Wehen. Man vermag nicht zu sagen, woher es komme, noch wohin es fahre, daher es zu allen Zeiten und unter allen Völkern kommen kann. Aber so unabhängig auch in seinem Ursprung es ist, so wird es doch, mehr oder weniger, seltene Ausnahmen ausgenommen, vom Geiste der Zeiten etwas angefochten, welcher die zu Nachgiebigen mit sich fortreißt, und Stärkere, die ihm widerstreben, nur zu oft zu einer Art von Uebertreibung des Antagonismus verleitet, welcher, weil er übertreibt, seine Tendenz verfehlt.

Es ist doch gewiß wahr, daß das Heilige nicht nur der höchste, sondern der eigentliche Gegenstand der Poesie sei, der Poesie, die, auch wenn sie sich verirrend nur das Zeitliche, Sichtbare, oft das Unheilige besingt, doch getrieben

wird von dem Urtriebe zum Schönen und Guten, obschon sie deren Urquell dann vergißt. Was Young so schön dem Lobe zuruft, kann man auch der Poesie zurufen:

There flow redundant, like Meander flow,
Back tho thy fountain; to that parent pow'r,
Who gives the tongue to sound, the thought to soar,
The soul to be!

* * *

Von einem christlichen Dichter müßte man immer sagen können, was Klopstock von Linus sagt:

‚Linus
Liebte vor allen den Menschen mit jenem Maße zu messen,
Mit dem deine Weisheit ihn mißt, Wort Gottes, du Urquell
Jedes höhern Gedankens und jeder bessern Empfindung!'

Auch der Dichter als solcher gewinnt, wenn er von diesem Gesichtspunkte ausgeht. Liebe ist der Mittelpunkt, aus welchem Alles, was wahrhaft schön und edel ist, in geraden und leuchtenden Linien ausgeht.

* * *

Nicht bloß ästhetische Rücksichten dürfen uns bei der Beurtheilung irgend eines Werkes der Poesie, wie aller Kunst und Wissenschaft überhaupt, als Maßstab dienen, fürwahr bei weitem nicht, sondern wir haben zuvörderst und vor Allem dabei zu fragen und zu urtheilen nach dem religiös-sittlichen Werthe des Werkes, nach dem ihm innewohnenden Geist und woher dieser Geist sein Licht genommen, wohin sein Wehen geht, was es bezweckt. Wenn menschliche Werke der Kunst bloß angenehme religiöse Gefühle und sanfte Rührungen erwecken, so sind sie darum noch lange nicht ächt, können sogar gefährlich sein, wenn wir dabei nicht sorgfältig auf unserer Hut sind. Selbst

ächte Religionsempfindungen sind noch lange nicht das Wesen der Religion.

* * *

Wer sich selbst und Andere mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet hat, der wird gewahr worden sein, wie oft schöne Empfindungen und sanfte Rührungen, von denen das Herz mit den Augen überzufließen scheint, wenig oder nichts auf wahre Sinnesänderung, auf Besserung des Willens vermögen. Reizende, schön ausgedrückte Empfindungen, welche den Lüsten schmeicheln, verstärken dagegen noch den verderbten Willen des natürlichen Menschen; und desto mehr, wenn sie die Schwächen der Natur zu Tugenden erheben, den Leidenschaften huldigen, daher wirken die meisten Romane so verderblich.

---

Im ‚Dichtergarten' fand ich in verschiedenen Gedichten von Friedrich Schlegel Liebe zum Christenthum. Doch würden diese Gedichte mich noch nicht von seiner Ueberzeugung überzeugen, da manche, wie z. B. Schiller, gar lieblich mit der Religion als einer schönen Mythologie und Schwärmerei einer edlen Seele zu spielen wußten, ohne sich deren Geist weiter als bis zur Phantasie andringen zu lassen, wobei der Verstand und der Wille ungetauft bleiben können. Oder sollte es bei Schiller weiter gegangen sein? Genug, über Schlegel freue ich mich von Herzen, desto mehr, da er sonst gewiß weit vom Christenthum entfernt war. Aus Labyrinthen des Grübelns heraus auf den einzigen Weg wahrer Weisheit zu gelangen, ist eine herrliche Führung. Je seltner izt und je schöner der edle, religiöse Geist ist, der durch den ‚Dichtergarten' weht, desto mehr wünschte ich, daß dessen Verfasser kräftig wirken möchten. Und sie wür-

den es, wofern nicht — wie mir scheint — eine besondere Theorie ihrer Dichtung zum Grunde läge, eine Theorie, deren Gesetze ich nicht weiß, deren gewählte Eigenthümlichkeit aber in die Augen fällt, den Leser befremdet, über der Muse waltet, und in absichtlicher Vernachlässigung der Sprache bis zur Verletzung derselben geht. Die Muse aber will vor allen Dingen frei sein, sobald sie das ausdrücken soll, was aus dem Innersten unseres Anschauens oder unseres Gefühls hervorgeht. Jeder Rückblick auf Kunst lähmt die Poesie und die Theorie führt oft irre, weil sie menschliche Philosophie ist, das Dichten aber in der That etwas Göttliches. ‚Est Deus in nobis.' Daher bei allen Dichtern der Rythmus immer da am besten gelingt, wo die Begeisterung groß ist, sowie auch die herbeieilenden Bilder, Gedanken, Empfindungen nur da sich plötzlich vereinen, wo die allein unfehlbare Begeisterung sie herbeizaubert, ohne daß der Dichter weiß, wie es geschieht. Zu dem Wahren, was Kant gesagt hat, gehört das goldene Sprüchlein: ‚Das Genie ist das, was der Kunst ihre Gesetze gibt.'

* * *

Die Schriften von Jean Paul kommen mir vor, wie gewisse indianische Bilder von Hexen, die auf Ungeheuern reiten und sehr künstlich aus allerlei Arten von Thieren zusammengesetzt sind. Es wimmelt von Leben, aber von reinem und unreinem. Die absoluteste, zügellosesteste Planlosigkeit erleichtert ihm seine Arbeit sehr, doch muß man, auch wenn dieser große Fehler in Anschlag gebracht wird, die Fülle des sprudelnden Witzes, die Menge neuer und tiefer Ansichten und Einsichten, die überraschendsten Situationen, Gedanken und Empfindungen bewundern. Aber ekelhaft und ärgerlich ist es, wie er das Heilige nach muth-

williger Willkür bald als Folie seinen unächten Steinen unterlegt, bald zu gemeinen, ja profanen Anspielungen mißbraucht; bald es verhöhnt, bald ihm huldigt. Es ist, wie gesagt, viel Geist in diesen Jean Pauliaden, aber dieser Geist ist ein Kobold, ein gefallener Geist, der aus der Schule des Himmels, dem er entstürzte, schwatzt; ein Geist, der auf den Baum der verbotenen Frucht sich hinanwindet und Eva's Töchtern gefährlich ist. Denn er weiß wie ein Engel zu reden, ist aber schlüpfrig und kalt — so schön auch die Sonne vielfarbig auf seinen Schuppen spielt — und von einer Weisheit beseelt, welche dem ächten Probirstein nicht Stich hält.

* * *

Schiller ist also todt! Gott habe ihn selig. Für die Philosophie, Religion und den Geschmack des Wahren und Schönen ist sein Tod Gewinn. Er hatte Talent zum glänzenden Falschen, nicht genug für's Wahre.

* * *

Ich habe die drei Tragödien von Collin gelesen. So viel Schönes auch Regulus und Coriolan enthalten, besonders an guten Sentenzen, so edel und schön auch fast durchgehends die Sprache ist, ließen sie mich doch kalt. Festinabam ad eventum, nicht des gespannten Interesses wegen, sondern quia poeta non festinabat. Eine Grille des Genius dieser Zeit ist es, daß Regulus zum Plebejer gedichtet wird. Eine Fiction so unpoetisch als unhistorisch. In beiden Stücken ist auch, doch vorzüglich im oft redseligen Wesen des Regulus, der römische Charakter ganz verfehlt. Aber welch' ein Stück, diese Polyxena! Durch diese herrliche Dichtung ersang sich Collin einen Kranz, mit dem er kühn in den Reigen unserer großen Dichter

und der Alten treten kann. Ist gleich hie und da der Dialog nicht rasch genug, fehlt es gleich den Chören an einem solcher Gedanken, solcher Empfindungen würdigen Rhythmusschwung, so sind doch diese Chöre, so ist doch das Ganze so schön und läßt von einem Jüngling, der vom Coriolan sich zur Höhe der Polyxena schwang, Größeres noch und Herrlicheres erwarten.

* * *

A. W. Schlegel's Büchlein über dramatische Kunst und Literatur ist eine der gedankenvollsten Schriften, so ich je gelesen, mit tiefer Einsicht, nicht nur in die Sache, die er behandelt, sondern den Menschen selbst, geschrieben. Seine Würdigung der Theater verschiedener Nationen und die Art, wie er zeigt, daß aus dem Geiste einer jeden gerade diese Art hervorgehen mußte, scheint mir treffend und trefflich. Ich bin nun bei der Vorlesung über Shakespeare. Gewiß kann man diesen nicht genug bewundern. Daß er aber so tadellos sein sollte, wie Schlegel ihn sieht, kann ich nicht einsehen. Im Grunde kommt es darauf wenig an, was die Würdigung des gewaltigen Genies selbst betrifft; aber die Beschönigung der Fehler führt leicht zu falschem Urtheil. Wer hätte übrigens glauben sollen, daß aus den beiden Schlegels, aus diesen ehemals so herben Herlingen, so reiner, edler Wein kommen würde? Eine gewisse Einseitigkeit weimar'scher Kunstschule wohnt ihnen aber dennoch bei.

* * *

Den zweiten Theil von Goethe's Leben habe ich mit ununterbrochenem Interesse gelesen. Es ist gewaltig viel Verstand darin und viele einzelne Resultate des reifsten Nachdenkens und einer wohl genutzten Erfahrung. Die ganze Erzählung

unterhaltend wie ein Roman. Auffallend und erfreulich war es mir, wie oft und wie stark er der Moral und der Religion huldigt. Ich bin darum nicht sein Dupe, so wenig, wie von seiner scheinbaren Bescheidenheit. Die tückische Art, wie er Klopstock verkleinernd lobt und wie er überhaupt, wenn er von Dichtern Deutschlands jener Zeit redet, die mittelmäßigen oder vielmehr schlechten, Günther, König, in ein helles Licht des Lobes, die besseren in Schatten stellt, oder gar, wie unsern Cramer, mit Stillschweigen so übergeht, ist schlecht und klein und ganz nach einer gewissen Optik der Eitelkeit berechnet, die ihn, ohne daß er deßgleichen sagen wird, zu Goethe dem Einzigen machen soll. Auch krimmelt und wimmelt es von Indiscretionen, wie es jede Selbstbiographie immer thun muß, wenn sie unterhaltend und mehr als Fragmente sein soll.

---

Nach goldenen Zeitaltern pflegt in der Poesie ein bleiernes zu folgen, das heißt, wenn in der lichthellen Region des Wahren, die doch unerschöpflich und unbegrenzt ist, den Abenteurern nichts mehr zu finden möglich scheint, dann fallen sie auf die phantastischen Geburten des Aftergeschmacks, des Schwulstes u. s. w. In den Wissenschaften geht es vielleicht ebenso, und da die Näherung der Barbarei, welche in der Metaphysik so augenscheinlich ist, in der Politik aber schon herrscht, auch die Wissenschaft bedroht, so scheint mir der wilde Hypothesengeist schon ein unverkennbarer Vorläufer derselben. Von jener erhabenen Weisheit des Sokrates, welche im Bewußtsein der Unwissenheit bestand, können und wollen unsere geistlosen und gottlosen (insofern man ohne Gott gottlos ist) Philosophaster nichts wissen ‚Sie sind,' wie Paulus so schön sagt, ‚eitel geworden in ihrem Dichten',

evanescunt in cogitationibus suis, und werden diesen Lufthimmel nicht lange behaupten.

* * *

Ich habe mit sehr großem Interesse das kleine Büchlein von Herschel gelesen. Welche Ansicht in die Schöpfung! Zahllose Himmel entdeckt aus dem Stäubchen dieser Erde! Wie schwindet physisch der Mensch dahin — wie groß erscheint er als geistiger Umfasser des Unendlichen um ihn her! So todt aber ist Herschel, daß ich ihn nicht einmal Auge, sondern nur Teleskop nennen möchte. Ein Teleskop für ein Auge, in dem sich doch eine Thräne der gerührten Bewunderung bilden könnte. Noch mehr Kälte starrt aus den kleinen Abhandlungen von Kant, welche unglaublichen Scharfsinn zeigen; in fürchterlich dunkler Schreibart entgeht mir aber Manches von ihm, sowie ihm der Schöpfer in lichtheller Ordnung der Sternenschrift überall zu entgehen scheint, und nicht nur Gott ganz übergangen, sondern sichtbar auf Spiele des Ungefährs, auf Entstehung aus Vergang, auf nothwendige Umbildung aus Zerrüttung u. s. w. gedeutet wird. Armer Greis, der bald nicht mehr essen noch schreiben wird und der noch nie empfunden zu haben scheint.

* * *

Was Jacobi's Philosophie betrifft, so ist sie freilich nicht die hohe, noch auch die bescheidene des Sokrates. Und außerdem ist zwischen beiden der himmelweite Abstand, daß Sokrates sich dem ihm nicht geoffenbarten Licht so weit entgegenschwang, daß er weit mehr sah, als Jacobi von dem Standpunkt sieht, auf den er sich von diesem Licht (dem er gleichwohl so Vieles entlehnte) herunter gewirbelt hat. Aber gegen die Philosophaster neuester Zeit ist Jacobi doch sehr

hoch und sehr bescheiden, wenngleich seinem Bekenntniß, daß ihn seine Philosophie bettelarm lasse, die stolze Idee zum Grunde liegt, daß er des Nichtigen aller Philosophien allein inne werde. Freilich sehr stolz! Aber dieser Stolz, welcher gleichwohl auf gefühlte Leerheit und Bedürfniß deutet, scheint mir ehrwürdig gegen den Schulstolz der Andern, wiewohl er doch ein Bettelstolz ist. Ihn, der gewiß viele Jahre lang, ehe der Autorstolz ihn ablenkte, auf dem Wege redlicher und ernstlicher, wiewohl nicht ganz demüthiger Untersuchung war, ihn wieder zurückkehren zu sehen auf verlassenen Weg, würde mich unaussprechlich freuen.

* * *

Jacobi schrieb mir (1806) über die izige Zeit: ‚Wer mag sagen, daß er eine bleibende Stätte hat, einen Aufenthalt nur bis zum morgenden Tage? — Ich muß hinzusetzen das Schauderhafteste: Es ist auch keine Flucht mehr! — Ehemals wanderten die Völker, izt wandert ihnen der Boden unter den Füßen hinweg und sie taumeln vorwärts und rückwärts übereinander hin und her. O wie köstlich war es noch vor zwölf Jahren, da ich mich retten konnte nach Holstein in die Arme meiner Freunde! Wo ist nun ein Ort der Zuflucht, dem man vertrauen dürfte bis zum nächsten Frühling? Ehe Du zugerüstet hast, langen Dir Flüchtlinge an daher, wo Du hin wolltest.‘ Ich bin ganz und gar derselben Meinung. Er schreibt mir, daß er an einem ‚System seiner Ueberzeugungen‘ arbeite. Armer Jacobi! Wie viel weniger arm schien er mir, als er in und mit seiner Philosophie sich bettelarm erklärte. System! Ohne Offenbarung ist dieses Wort die Loosung des Irrthums. Es fixirt oder es trachtet vielmehr darnach, den seiner Natur nach umherirrenden Irrthum zu fixiren, zu versalzsäuren.

* * *

Ich habe Schelling's Schrift wider Jacobi gelesen. Sie ist in hohem Grade verunglimpfend und erregt den gerechtesten Unwillen. Ich bin sehr unzufrieden mit Jacobi's Ansicht, vorzüglich mit dem Stolze, der so geradehin die Möglichkeit einer wirklichen Offenbarung läugnet, so viel er auch von Offenbarung schreibt. Dieser Stolz, diese Vermessenheit, mit welcher er jene lebendige Quelle zu verstopfen sich bemüht, um die Menschheit aus seiner gespaltenen Cisterne zu tränken, macht mich für seine arme Seele zittern. Schon seit vielen Jahren ist er nicht mehr der Mann, den ich in Pempelfort als demüthigen Zweifler nach Erkenntniß lechzen sah und so lieb gewann. ‚Er ist in seinem Dichten eitel geworden.' Aber mit ernster und hoher Würde behandelt er seinen Gegenstand, erkennt das Unzureichende des Verstandes, ihn zu umfassen, und erkennt das θεῖον in der Menschenbrust. Durch Surreptionen mancher Art bemüht sich Schelling, ihn bald als Atheisten bald als fanatischen Schwärmer vorzustellen, und rühmt sich geradezu, zuerst das Dasein Gottes rein erwiesen zu haben. Sein Gott ist von Ewigkeit her die höchste Stärke gewesen, welche aber nicht in actu, sondern nur in potentia die sich später entwickelnde Weisheit und Güte in sich enthielt. Er fällt also in die alberne Ungereimtheit des Grafen Schmettau, der ‚einen sich von unten auf gedient habenden Gott' lehrte, obschon nicht in dem platten Ton von Schmettau. So wie dieser Gott mit einem Feldmarschall verglich, der von der Pike auf gedient hätte, so Schelling mit Newton, der als Kind die Anlage zum größten Geometer in sich hatte, ehe er es wirklich ward. Der letzte und längste Theil der Schelling'schen Schrift besteht aus einer Vision, in welcher er, mit vielem Witze, aber mit eben so vieler Bosheit, Jacobi lächerlich zu machen sucht. Offenbar ist Schelling

ein Mann von vielem Geist, aber von rasendem Dünkel. Vom Christenthum spricht er mit Ehrfurcht und glaubt wahrscheinlich an die göttliche Sendung Christi, dessen System ganz zu enthüllen ihm, dem Schelling, vorbehalten war.

* * *

Derselbige deus in nobis, dieses praesens numen (das schöne Wort praesens verbindet oft die Idee günstiger Wirksamkeit mit der Idee der Gegenwart), durch dessen Kraft wir, ohne zu wissen, wie wir es thun, auf den Wink unseres Willens den Arm aufheben zum Morden wie zum Malen, und gehen, und nach einem Mechanismus, den wir nicht verstehen, mit unglaublicher Schnelligkeit reden — dieses praesens numen, welches uns als freien Wesen Seine Kraft darreicht, auch wenn wir sie mißbrauchen, waltet, wenn wir mit Gott Einen Willen haben, im Innersten unseres Innern. Seiner Stimme zu lauschen, ist das Amt der Vernunft. Setzen wir die Dienerin auf den Thron, so gleichen wir den Franzosen, die Buhlerinnen unter dem Namen der Vernunft auf den Altar setzten. Dieser ruchlose Frevel hatte einen Sinn, den die Jakobiner nicht meinten. Jacobi streifte oft an diese schöne Idee des numen praesens in uns an, aber er ließ sich wieder verblenden von hohler Metaphysik, wenn er auch durch Metaphysik die Nichtigkeit der Metaphysik manchmal zu erweisen suchte.

* * *

Die Schriften von St. Martin sind mir nicht unbekannt. Im Jahre 1797 las ich seine größte Schrift, welche, wofern mein Gedächtniß mich nicht täuscht, L'homme sous tous ses rapports oder L'homme et ses rapports betitelt ist. Des trefflichen Claudius Enthusiasmus für diesen Schriftsteller

hatte mich mit einem günstigen Vorurtheil für ihn eingenommen, welches mich nicht verlassen hatte, obgleich ich nach wiederholtem Versuche, das Buch Des erreurs et de la vérité zu lesen, es aus der Hand gelegt hatte. Jenes andere wurde mir von einem Freunde empfohlen, und ich las es von einem Ende zum andern. St. Martin hat Ernst und Tiefsinn, wie man ihn bei seinen Landsleuten selten findet, auch Geist, aber sein Geist blieb mir fremd. Man kann auf ihn anwenden, was Lessing irgendwo, ich weiß nicht von wem, sagt: ‚Er sagt viel Neues und Wahres, nur schade, daß das Neue nicht wahr und das Wahre nicht neu ist.‘

Der Freund, welcher mich bewog, das Buch ‚sur les rapports de l'homme‘ zu lesen, ein guter und verständiger Russe, hat mir folgende Anecdote von ihm erzählt. Er und seine Frau, eine Frau von Geist, die wie der Mann religiös war, waren enthusiastische Verehrer von St. Martin, waren von Paris nach Lyon gereist, ihn zu sehen, aus seiner Tiefe zu schöpfen. Als sie vertraut mit ihm geworden, sagte St. Martin zu meinem Freunde, einem sehr gebildeten Manne: ‚Was wollen Sie von mir? Nicht für Männer wie Sie schrieb ich, Sie bedürfen meiner nicht, ich schreibe für ein verderbtes, vor Krankheit ekles Publikum, ob es vielleicht unter dieser Hülle die Wahrheit genießbar finden möge. Ihnen empfehle ich das Evangelium und die Nachfolge Christi von Thomas von Kempen.‘ Mir schien, daß die Stellen seiner Werke, welche am meisten auffallen und ihn berühmt gemacht haben, von der Art sind, daß man mit Fug ihn fragen möchte: ‚Aus welcher Macht sagst Du solches?‘ Wer enthüllte ihm die Geheimnisse der Geisterwelt, wer vertraute ihm die Wirkung der Gestirnkräfte u. s. w.? Wenn er dem Heiligen naht, so scheint er mir trocken und

kalt, leer von Demuth, nicht angeweht von dem Geiste der Liebe, wie er aus dem wahren Christenthum evangelisch erquickend Herz und Seele labt und kräftigt.

* * *

Treibt die ungläubige Philosophie noch lange ihr Wesen, so werden wir ein Zeitalter bekommen, welches Ueberdruß empfängt an aller Philosophie, und dann wird der nackte Materialismus seine Alles zerstörende ‚neue Weisheit' predigen.

* * *

Die Geschichte der Bibel ist unendlich viel bewährter als irgend eine. Es ist unmöglich, daß ein ganzes Volk Feste feiere zum Andenken an Begebenheiten, deren Zeuge das ganze Volk von Zeit der Begebenheiten an soll gewesen sein, wenn diese Begebenheiten nicht vor den Augen des ganzen Volkes erfolgten. Denn in welchem Moment hätte man dem ganzen Volke die Dichtung dieser Ereignisse aufbringen und ihm sagen können: ihr feiert dieselben von der Zeit an, da sie geschahen? Kein Wunder scheint die Vernunft mehr zu empören, als die Sündfluth; und alle Völker der Erde bezeugen sie, und den Hauptumständen nach wie Moses. Aus seiner Völkertafel entwickelt sich die Weltgeschichte und nur aus ihr. Die Erwartung des Messias wirft Licht auf alle Bücher des alten Testaments, welche durch sie die vollkommenste Harmonie, ohne sie ein von spukenden Giganten und trunkenen Weisen heimgesuchtes Chaos wären.

Die Erscheinung Jesu Christi steht einzig da; so hätte kein Mensch den Sohn Gottes charakterisirt. Daß ein Fischer von Galiläa das Evangelium schreiben konnte, welches ‚Im Anfang war das Wort' u. s. w. sagt, ist viel

wunderbarer, als alle Wunder. Diese Wunder aber wurden von allen Juden und von allen Feinden des Christenthums der ersten Jahrhunderte zugestanden, von Celsus, Porphyr, Julian u. s. w. Und die gleichzeitigen Evangelisten erzählen ja vor den Augen ihrer Zeitgenossen, und keiner widersprach den Thatsachen. Damals widersprach man nicht der Geschichte, aber der Moral wollte man sich nicht fügen. Erst nach siebenzehn Jahrhunderten fingen Einige an, die Geschichte zu bezweifeln und die Moral — welcher man dadurch die göttliche Sanction und die göttlich verheißene, aber unter der Bedingung des Glaubens verheißene Kraft nahm — ohne Wurzel und ohne Frucht stehen zu lassen. Ohne Wurzel, weil deren Stifter vor Allem auf Glauben drang; ohne Frucht, weil er lehrte, daß wir ohne ihn nichts vermögen.

Woher kommt es, daß diese Moral göttliches Gepräge hat, wenn sie uns durch — was wären Jesus Christus und Seine Apostel, wenn die Geschichte nicht wahr wäre — gegeben worden? Entweder ist sie nur menschlich, und der vernünftige Denker muß sich beschränken auf unsere unsichere Hoffnung der Ewigkeit, oder sie ist göttlich, weil ihr Stifter von Gott gesandt war. So ist das Evangelium Wahrheit. So ist Jesus Christus Gottes Sohn, das fleischgewordene Wort.

Betrachtet man das Gebäude der Religion in seinem Umfange, von den ersten Kapiteln Mosis an, und sieht dann, wie durch die Geschichte des neuen Testamentes Alles vollendet ward, wie kann man dann glauben, daß diese himmelähnliche Kuppel von träumenden galiläischen Fischern auf das nur durch sie vollendete, nie genug zu bestaunende Gebäude der israelitischen Weisheit gesetzt worden? Wie dürftig sind Confucius und Sokrates, die größten Men-

schen, gegen einen dieser Fischer? Und wie gesagt, wer waren sie, wer war Jesus Christus selbst, wenn Seine Sittenlehre zwar — nach unserem menschlichen Urtheile — gut, aber der Glaube, auf den von Abraham's Zeit, ja von Noah's und Adam's Zeit an das größte Gewicht gelegt ward, Wahn war? Hat sich Gott der armen Menschheit gar nicht, oder nur durch Träumer angenommen? Aber welcher menschliche Wahn sieht diesem, auf Offenbarung gegründeten, Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umfassenden System gleich? Und würde nicht eine Gesellschaft, die ihm nachlebte, ein Himmel auf Erden sein? Und wie wirkt vor unseren Augen jene Philosophie, welche der Moral des Evangeliums in Worten huldigt, und dem Glauben, der Hoffnung, der Liebe entsagt, jener Liebe, mit welcher wir den Nächsten wie uns selbst und Gott über Alles lieben sollen, jener Liebe, in deren Gebot das Gesetz und die Propheten hangen?

Menschen waren, als solche, sich immer gleich. Es war nichts Menschliches, was sich nach und nach mit dem Strome der Jahrhunderte, in immer wachsender Schönheit mit der immer steigenden Offenbarung entwickelte, bis die Zeit erfüllet ward, ‚und Erkenntniß des Heils dem Menschen gegeben ward, die da ist eine Vergebung der Sünden, durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe; auf daß Er erschiene denen, die da saßen in Finsterniß und Schatten des Todes, und richtete unsere Füße auf den Weg des Friedens'.

Die Geschichte hat nicht in der Sinnenwelt ihr Wesen. Die Botschaft des Friedens, der Verheißung ewiger Wonne, die Werbung unserer Liebe zu dem, der uns geliebt hat, greift ja ein in das innerste Heiligthum unseres Herzens

und umfaßt die Ewigkeit. Gott hat das Recht, Gehorsam des Glaubens zu fordern, da er Jedem, der mit Gebet, mit Tugend und mit ernstem Forschen danach ringt, Wahrheit zu finden verheißt und sie gewiß finden läßt.

---

Gott ist immer anbetungswürdig in Seinen Wegen, und scheint uns auch oft, als wandle er einher in Nacht, so werden uns doch seine Fußstapfen sichtbar. Das heilige Dunkel seiner Rathschläge wird, nach deren Vollbringung, oftmals uns enthüllt, und desto herrlicher uns enthüllt, so unbegreiflicher sein Thun uns erschien. Diese Erfahrung wird jeder an sich selbst bewähren, der mit frommem Sinn auf die Folge der Ereignisse seines Lebens Acht gibt. Auch der unbefangene Beobachter früherer und der von uns erlebten Weltbegebenheiten wird sie bewährt finden. Wer, ohne den Blick auf die Vorsehung, die Geschichte der Völker liest, der wandelt ohne leitenden Faden in Labyrinthen der Zeit, so wie Derjenige in Labyrinthen des Raumes irre geht, dem die schöne herrliche Natur nicht als Offenbarung Gottes an's Herz spricht. Was wir ohne Beziehung auf Gott ansehen, das ist des Blickes, den wir darauf werfen, nicht werth.

* * *

Das Lesen der Geschichte hat vorzüglich zu dieser Zeit viel Reiz, auch Trost. Denn sie zeigt der Katastrophen so viele! Auch ist wahre Ruhe für den Geist, in dieser Zeit, wo die Weltgeschichte im Galopp geht, in fliegendem Galopp, vom Jockey auf dem Renngaul weg zu sehen hin auf die ehrwürdigen Quadrigen der ersten Historie, oder auf einen Alexander auf dem Bucephalus.

* * *

Herodot ist der wahrhafteste aller griechischen oder römischen Schriftsteller, denn obschon er viel Fabelhaftes, ehrlich wie er's glaubte, erzählt, hat er doch auch des Wahren und des Tieferforschten und höchst Wissenswürdigen mehr als einer der anderen, welche oft scheinbarer, fast nie so wahr sind wie er. Nur einen Alten setze ich in dem Fache der Völker- und Menschenkunde noch über ihn, das ist Homer. Er belehrt mich als Sitten- und Völkermaler, wie er als Dichter mich entzückt.

* * *

Ich habe mir kommen lassen History of Indostan, sieben Bände von Thomas Maurice und Asiatic researches von der Academie in Calcutta, sechs Bände. Im Morgenland war ich immer am liebsten zu Haus.

* * *

Von den Anstalten der Jesuiten in Paraguay habe ich sehr viel gelesen in den Lettres édifiantes et curieuses. Sie haben sich als große Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes dort gezeigt und mit so vieler Weisheit und Liebe als ernstem Eifer. Auch in Ostindien haben sie erstaunlich viel gethan, in Japan und in China.

* * *

Johannes Müller ist gewiß einer der Wenigen, welche Geschichte zu schreiben wußten. In ihm liegt glühendes Gefühl. Er war kaum über zwanzig Jahre, als er — ich meine in einem Briefe an einen Freund — schon über Geschichtschreibung überhaupt so tiefe und richtige Begriffe äußerte, daß man ihn hätte als dazu vorzüglich bestimmt aus dem Einen Brief erkennen können. Unter Anderem sagt er: Ohne Kunde der Weltgeschichte, und ohne Hinblick auf sie,

könne nicht die Geschichte des kleinsten Staates so geschrieben werden, wie es sich geziemt. Gewiß eine so tiefe als wahre Bemerkung.

* * *

Müller's Allgemeine Geschichte interessirt in hohem Grade. Welche weite Umsicht gibt er in die ihm offen liegenden Tiefen der Vorzeit! Wie vollständig bei dieser Kürze! Des gedrängten Styls Eigenthümlichkeit paßt zur gedrängten Fülle des Inhaltes. Und man verzeiht ihm auch selbst manche Verletzung der Sprache, wenigstens mehr als die nicht selten vorkommenden fremden Worte, die eben bei seiner mannhaften Schreibart desto widriger auffallen. Schade ist es, daß er bei sonst tiefem Gefühl für Wahrheit und Recht doch von Bewunderung falscher Größe, sowohl egoistischer Staaten als schwungsüchtiger Männer, sich manchmal hinreißen läßt. In Absicht auf Religion ist er wohlmeinend, aber sehr schwankend. Es ist zu bedauern, daß seine später gemachte Umarbeitung des die Religionsgeschichte enthaltenden neunten Buchs verloren gegangen. Sie soll weit befriedigender gewesen sein. Sein Kopf ward von Zweifeln, wie es scheint, heimgesucht, welche wohl ihren Grund in den hohen Bedürfnissen seines zugleich von Lüsten und von Ehrgeiz hinabgezogenen, von Natur edlen und großen Herzens hatten. Ich dachte nie ohne Wehmuth an ihn.

* * *

Ich habe den ersten Theil von Johannes Müller's Biographie und Briefen gelesen. Kein Mensch hat wohl — und dazu so früh — in der Jugend — den wahren Geist der Geschichte so erfaßt, wie er. Der gute Bruder hat, ich begreife nicht warum, den Brief ausgelassen, welchen Johannes im 21. Jahre schrieb und den der braunschweigische

Zimmermann in seiner kleinen Schrift über ihn anführt, ein Brief, dessen große Ansichten zum Erstaunen sind, wenn man die Jugend des Verfassers bedenkt. Sein Leben ist sehr interessant; zwar zeigt er viel Eitelkeit, aber dabei doch so heitere Gutmüthigkeit, daß man ihm jene nicht so hoch anrechnet. Der Plan seiner Studien, wie er ihn sich selbst entworfen, und die Weise, wie er diesem Plane gefolgt ist, scheinen mir bewunderungswürdig. Er muß, soweit die Briefe des ersten Theils gehen, lauter an Sitten gewesen sein, wie aus Bonnet's vorzüglich, dann auch aus anderer trefflicher Männer, z. B. Tronchin's Freundschaft und Zeugnissen erhellt.

Der zweite Theil der Lebensgeschichte Müller's hat mich noch mehr als der erste interessirt. Welchen vielumfassenden Geist, welches Gefühl und welchen Sinn für das Wahre, Gute, Schöne hatte der Mann! — Wie früh roch auch er Unrath in der Philosophie der Zeit, und wie blieb, bei allen Zerstreuungen, tiefes Gefühl der Religion in ihm, daher er auch die Weltgeschichte so rein erfaßte, weil er dem Gang der Vorsehung nachspürte und, wie er selbst so wahr als schön sagt, in Christus den Schlüssel der Weltgeschichte fand. Wie liebenswürdig war er als Sohn, als Bruder, als Bürger eines Freistaats und als Diener von Fürsten, denen er mit Würde diente. Möge er, der lange krank war, der so viel Religionssinn besaß, der die Wahrheit so gesucht und so freimüthig bekannt, der so viel Segen der Mutter auf sein Haupt gerufen hatte, die Zeit der Krankheit noch gut angewandt haben.

* * *

Adam Müller's: ‚Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften ꝛc. ꝛc.'

ist ein gediegenes Büchlein, welches die Gottlosigkeit und daher Nichtigkeit unserer herrschenden Begriffe von Staat u. s. w. in ihr wahres Licht stellt. Ich sage Gottlosigkeit, insoferne Alles, was ohne Gott geschieht, ohne Rücksicht auf Ihn, Alles, was nicht von Gott hergeleitet wird, gottlos genannt zu werden verdient.

* * *

Jeder Mensch hat seine Geschichte zu thun, und daß diese gut ausfalle, hängt nicht vom Talente ab, welches sich Keiner gibt, sondern vom Willen, den Wenige mit Lauterkeit des Sinnes und unbedingt haben wollen.

---

Ich gerieth zufällig in den Band des Mercure historique, welcher die sechs letzten Monate 1762 enthält. Die Begebenheiten des siebenjährigen Krieges hatten sich meiner Kindheit eingeprägt und ebenso die Gefahr, in welcher Dänemark war, als Peter III. es bedrohte. Ich fand viele Namen, welche mir zu jener Zeit schon merkwürdig waren, auch von Personen, die ich theils damals schon kannte, theils nachher kennen lernte. Sie Alle sind nun dahin. Ihre Kinder traten auf die Bühne und traten ab, manche ihrer Enkel spielen izt die flüchtige Rolle der wirkenden Menschheit. Bald nachher ging ich mit meinen Kindern auf die kleine Wiese vor Lützenbeck, hinterm Garten. Sie machten mir ein Lager von frischem Heu. Wir freuten uns der glänzenden weißen Wolken am blauen Mittagshimmel. Die unteren zogen von Mittag nach Mitternacht. Leichtere flockige zogen über jene dahin von Mitternacht nach Mittag. Und die Sonne bestrahlte sie, die unteren volleren und die dünn gesponnen oberen. Hehr und unwandelbar strahlte sie, hoch über den Spielen der dahinziehenden Ge-

wölke. Ich sah im Geiste die vorüberziehenden Schemen der Menschheit.

. . . . . haeres
Haeredem alterius, velut unda supervenit undam.

Ich saß auf Heu, meine Kinder spielten mit Blumen im Grase. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten, und seine Gerechtigkeit auf Kind und Kindeskind.

* * *

Wir dürfen nicht sagen, daß Gott für uns in einem unzugänglichen Lichte wohne. Er will der Mittelpunkt unserer Empfindung sein und mit Centnerkraft uns an sich ziehen. Unser Herz soll und kann nur Ruhe finden in Ihm, ohne irgend eine Vermittlung, als die des Einigen Mittlers. Tu fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te, sagt so schön als wahr Augustin. Jeder, auch der ewige Genuß der Liebe im Umgang mit unseren Geliebten ist gegen die Seligkeit, zu der wir berufen sind, wie Klopstock sagt, nur Glückseligkeit auch. Er ist allein der würdige, höchste Gegenstand unseres ganzen Ichs. Sinnlichkeit und Sünde befangen uns, sie sind die Bande der nicht fabelhaften Psyche, aber auch mit gebundenen Flügeln kann und soll Sehnsucht nach dem nicht fabelhaften Gott der Liebe zappeln. Vermögen wir ja doch, ihrer Geistesschöne wegen, an großen und guten Menschen der Vorzeit mit contemplativer Liebe enthusiastisch zu hangen. Ich erinnere mich der Zeit, wo jedes große B mich an Brutus und jedes H an Homer mahnte und mich ergriff.

So wie der Regenbogen mit allen Farben, die er in sich vereint, den Himmel mit der Erde verbindet, so will der Stifter des neuen Bundes, auf den jener Bogen deutete, mit allen Empfindungen uns mit sich verbinden und durch sich mit dem ewigen Vater, den wir so wenig, wie Kinder den sterblichen Vater in den Spielsachen, in unseren Mitgefährten so lieben können und sollen, wie wir Ihn lieben können und sollen bloß seiner selbst, seiner Vollkommenheit wegen, Ihn, der allein gut ist, weil er allein ist! Ihn, der uns dazu beruft, mit seinem Sohne in Ihm vereinigt zu werden. Wir sollen Alles — insofern es uns Centrum werden könnte — verlieren, um Alles in ihm wieder zu finden. Der Beruf zu diesem mystischen Tode ist mir so ausgemacht gewiß, als ich gewiß bin, daß ich physisch sterben werde. Und daher fühle ich mich an Plethorie des Lebens zeitlicher Anhänglichkeit sehr krank, weil sehr vom wahren Leben entfernt.

* * *

Wir sollen sein fröhlich in Gott! ‚Dienet dem Herrn in Fröhlichkeit.' Freuet Euch an den Gedenktagen Eures Lebens. Wie ehemals an Neujahrstagen Alt und Jung, in Kutschen und zu Fuß, durch einander lief in großen Städten, zugleich aber das ernste Geläute der Glocken die besonnenen Menschen daran erinnerte, daß wieder ein Jahr den Weg gegangen sei, den keines wiederkehrt; so bringt auch ein Geburtstag, der uns wichtig und theuer ist, Alles in uns in Bewegung: die Erinnerungen der vergangenen Jahre, die Gefühle der Gegenwart, die Wünsche für die Zukunft begegnen sich, und der Gedanke der großen Ewigkeit, welcher wir immer näher kommen, ergreift uns mit einem feierlichen hehren Schall, der das innere Ohr erfüllt und jene Erscheinungen der Zeit in mattem Schimmer dahin-

schwinden läßt. Die meisten von denen, welche mit uns diese Tage der Freude feierten, wallten hinüber, und wir, noch umfangen von den Täuschungen der Sinnenwelt, athmen freier auf, wenn wir mit dem innern Auge ihnen nachsehen. Dann wenden wir dieses innere Auge auch auf uns und auf die Geliebten, welche noch mit uns wie Blasen auf dem Strome dieser Zeit so schnell dahingleiten, denen aber wie uns sich das große Meer der Ewigkeit öffnet, dieser Ewigkeit, deren Vorstellung allein dem Zeitlichen Bestand und Werth gibt, weil in der Austerschale dieser Existenz sich die kostbare, dauernde Perle bilden soll. Mögen wir und Alle, die wir lieben, gereihet werden dereinst in Eine Schnur!

* * *

Das Bewußtsein, daß an meinem Geburtstage Alle, die ich liebe, mit besonderer Liebe und öfter noch als sonst mich sich vergegenwärtigen und mir Heil und Segen wünschen, ist mir immer sehr theuer und erquickend. Es ist in jeder Absicht gut für den Menschen und weise Einrichtung Gottes, daß die flüchtige Zeit abgetheilt ward, daß sie ihre Stationen hat, wo man vorwärts und rückwärts zu sehen veranlaßt wird. Eben die Himmel, welche die Ehre Gottes erzählen, eben die Veste, welche verkündigt Seiner Hände Werk, reden auch durch ihren Umschwung zu uns, erzählen uns unsere Nichtigkeit, verkündigen uns aber zugleich etwas von der Herrlichkeit, zu welcher wir bestimmt wurden.

* * *

Am Geburtstage der Mutter stieg eine Reihe von Jugendjahren mit der frühen Sonne des Tages vor mir auf. Solche Tage vergegenwärtigen die Geliebten, welche Erdenräume von uns trennen, ja sie führen die theuern Abgeschie-

denen herunter, die, wie jene Engel Klopstock's, mit goldenen Stäben uns den Himmel über uns zeigen, wohin wir ihnen, wer weiß wie bald, gewiß bald zu folgen berufen sind. Wie oft sehnte unsere liebe selige Mutter sich dorthin! Wie lange schon ging sie uns voran! Wie wäre doch Alles nichtige Erscheinung einer Zauberlaterne, wenn nicht Liebe sie, die dem Urquell der Liebe entfließt und sich wieder in ihn ergießt, in ihn, in dem allein Alles Wesen und Bestand hat, wenn diese auf ihn sich beziehende Liebe nicht vereinigte, was Raum und Zeit, diese Consuln eines Jahres unter dem Monde, mit ihren Ruthenbündeln und Beilen gewaltsam trennen.

* * *

Welche sinnliche Aeußerung, selbst die zaubernde der Sprache und der Miene, ist nicht Nachklang oder Nachbild des geheimen Urwesens in uns, welches unser wahres Ich ist und doch unserem, d. h. seinem Blick hienieden sich nie ganz enthüllen kann! ‚Ein Fremdling in seinem Hause,' wie Young sagt, ‚welcher sich über das Seinige verwundert.'

* * *

Keine Gabe würde uns klein scheinen, wenn wir bedächten, von wem sie kommt. Wir achten ihrer wenig, weil Er sie Vielen gibt, wir ‚sehen scheel, weil Er so gütig ist'. Es würde uns freuen, eine Kleinigkeit von einem Heiligen zu bekommen und täglich bekommen wir ungeachtete Gaben vom Unendlichen, Alliebenden!

* * *

Ohne Beziehung auf Gott liegt der Mensch auf dem Boden des Zeitlichen wie ein kriechendes Gewächs, dem die Stütze fehlt; auch die Blume der Empfindung wird unrein.

Beziehung auf Gott gibt uns den wohlthätigen, lebendigen Cedernstamm, auf daß wir emporranken an ihm und den reinen Thau des Himmels trinken und uns sonnen im allbelebenden Strahl, und unsterbliche Früchte tragen.

* * *

Sokrates sprach mit bescheidener Hoffnung vom zukünftigen Leben und starb für diese Hoffnungen, ein bescheidener Märtyrer! Die Neuplatoniker, die das Evangelium, obschon unvollkommen, kannten, aber nicht von dessen Liebe ergriffen wurden, entborgten ihm, wie ungläubige Weltweisen unserer Zeit, schöne Federn, sprachen von Unsterblichkeit und glaubten erweisen zu können, was wir ohne Offenbarung nur hoffen dürften. Die Religion allein läßt wahre, uns eigen werdende Federn des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe uns entkeimen und macht aus dem Christen, was Platon vom Dichter sagt, ein geflügeltes, heiliges Wesen.

* * *

Die Ungewißheit der Todesstunde ist ein großes Geschenk Gottes. Sie ist geeignet, uns wachsam zu erhalten und erhält zugleich dem Leben ein Interesse. Wüßte der Jüngling, daß er achtzig Jahre alt werden sollte, so würde er weit geneigter sein, die Bekehrung aufzuschieben und doch zugleich, den Blick auf bestimmtes Ziel heftend, alles Interesse am Leben verlieren. Die Ungewißheit der Länge unseres Lebens macht uns weise für die Ewigkeit und gibt angenehme Täuschung für die Zeit.

* * *

Nein, kein Seufzer steigt vergebens
Aus dem Herzen, welches liebt,
Zu dem Geber ew'gen Lebens,
Der uns Gnad' um Gnade gibt.

* * *

Dem sinnenden, empfindenden Menschen tönt seltener oder öfter, leiser oder lauter, heller oder dumpfer mancherlei Anklang: Anklang aus der offen liegenden, doch geheimnißvollen, in ihren Schönheiten so erhabenen, einfältigen, wundervollen, aus Wundern hervorgehenden, Wunder bereitenden Natur, Anklang aus den Menschen um ihn her, Anklang aus Werken der Menschen, Anklang aus eigener Erinnerung und leiser Wahrnehmung, hehr und leise, fernher, wie von Harmonie der Sphären, Anklang großer Ahnung. Je reiner er selbst, desto reiner der Anklang, den er vernimmt. Er verwahrlose derer keinen, wolle aber nicht auf Noten setzen, was ihm auf solche Weise tönt. In den Schwingungen dieser Laute regen sich Kräfte der unsichtbaren Welt, sie bringen Blüthenstaub von Jenseits her in die empfängliche Seele. Diese ahnet sie, sehnet sich, ängstet sich, fühlt namenlose Wonne und gebiert geistige Furcht.

* * *

Wir wähnen manchmal aus Vertrauen in Gott ruhig zu bleiben bei den Anschlägen der Feinde Gottes wider Seine Kirche, wenn unsere Ruhe nur Kälte ist. ‚Der Schaden Joseph's' rührt uns nicht. Manchmal auch wähnen wir aus reinem Eifer für die Ehre Gottes und für das Heil der Menschen uns zu härmen, wenn unser Harm nur Kleinmuth ist. Dem edeln Kämpfer hebt eigene Gefahr den Muth, denn sterben will er gerne, wenn nur die Fahne des Heeres vorwärts wallet und er den Sieg erkämpfen hilft. Auch die stille Thräne der frommen Wittwe kämpft für die Heerschaaren Gottes.

Dräuet, drängt, lästert und wüthet ein Sanherib? Sanherib, wer bist Du? ‚Die Jungfrau, Sions Tochter, verachtet Dich und spottet Dein! Die Tochter Jerusalem

schüttelt ihr Haupt Dir nach!' Aber dieses Hauptschütteln geziemt nur der reinen jungfräulichen Sionsseele, die schüchtern, im Gefühl eigener Ohnmacht, mit Kräften jener Welt den Arm Gottes ergreift, in Glauben, Hoffnung und Liebe Ihm anhanget, an diesem Arme sich den Verhältnissen der Zeit entschwinget, die Erde unter den Füßen sieht und im Lichte Gottes ringsumher Sein Reich schauet, in welchem dereinst jedes scheinbare Mißverhältniß in Harmonie sich auflösen soll.

* * *

‚Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!' sagte jener Vater des Mondsüchtigen im Evangelium. Demuth begleitete den Glauben des Flehenden und der Sohn Gottes machte den Knaben gesund.

* * *

Die Liebe der Welt treibt alle wahre Liebe aus dem Herzen. Die Furcht Gottes macht uns für jede wahre Liebe empfänglich.

* * *

Keine Täuschung ist bei feinen Seelen gewöhnlicher, als die Verwechslung der Freude im Umgang mit Andern mit wahrer Liebe. Diese Freude ist oft nur Selbstgenuß an unsern Ideen und Empfindungen, die der Umgang des vermeinten Freundes anregt. Dann verliebt man sich in seiner eigenen vermeinten Liebe zum Andern, und glaubt man ihm Opfer der Selbstverläugnung zu bringen, so liebt man in dieser vermeinten Selbstverläugnung, welche durch Selbstachtung reichlich entschädigt wird, seine vermeinte Liebe. Die wahre Liebe ist göttlich und quillt nur aus Liebe zu Gott. Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist.

* * *

Keinem Beobachter seiner selbst und Anderer kann es entgangen sein, wie geneigt wir sind, im Verkehr mit unserm Nächsten die Liebe zu verletzen. O daß wir es uns zur Gewohnheit machten, bei jedem Anlasse irgend einer Erinnerung an den Nächsten für ihn zu beten! Vorzüglich aber, wenn wir uns gegen ihn gereizt fühlen.

* * *

Die Natur spricht uns an durch alle Sinne oder vielmehr Gott durch die Natur. Und wie herzlich, wie freundlich ist diese Sprache! Wer Gott durch sie und durch seine göttliche Offenbarung und durch seinen innern Zuspruch vernahm, der erkennt in drei Sprachen den Einen und beantwortet jeden Zuspruch mit einem: ‚Abba lieber Vater'.

* * *

‚Nimm mich mir und gib mich Dir!' das war das tägliche Gebet des seligen Waldbruders Claus, der bekannt ist unter dem Namen Niklaus von der Flüe (vom Felsen). Nach neunzehnjähriger heiliger Einsamkeit verließ er seinen Felsen auf kurze Zeit, um die Zwiste der Eidgenossen zu sühnen. Und es gelang ihm. Was mußte nicht dem gelingen, der dem eigenen Willen so abgestorben war!

* * *

Die von Weisheit geleitete Liebe erlaubt uns nicht immer, mit unsern Geliebtesten von dem zu reden, was uns eben in Absicht ihrer glühend am Herzen liegt; aber mit Gott können wir immer von ihnen sprechen.

Haben wir die wahre Liebe, deren Quell und Gegenstand Gott ist, jene Liebe, die sich durch unbedingten Gehorsam thätig erweist, so können wir sagen: ‚Ich liebe, darum werde ich ewig lieben, ewig selig sein.'

* * *

Es gibt Wahrheiten, zu denen der Mensch nur durch Offenbarung gelangt, die aber auch, wenn geoffenbart, einleuchten wie die Sonne. Nur die wahre Religion lehrte uns, daß die Liebe allein unsere ganze Bestimmung sei, daß sie alle Tugenden umfasse, hervorbringe, nähre, daß nur in der Liebe unsere Glückseligkeit sei. Unrein und schwankend sind unsere Freuden ohne die Liebe; ohne sie ist unsere Bestimmung ein trauriges, nicht zu lösendes Räthsel, ohne sie kein wahres Leben. Sie ist des Lebens Leben und nur sie! Der Unendliche gibt sie und ihr Gegenstand ist der Unendliche!

* * *

Das Licht, durch welches alles Sichtbare sichtbar wird, ist das edelste der sichtbaren Welt; man möchte es die sinnliche Seele der Welt nennen. Es bringt hervor, es offenbart, es belebt, es erwärmt, es verschönt, es nimmt durch Mittheilung nicht ab, es ist das Bild der Wahrheit und der Liebe. Was durch verliehene Kraft die Sonne den sichtbaren Geschöpfen ist, welche sie bescheint, das ist durch eigene Kraft das ewige Wort, der Sohn des Vaters, ‚die Sonne der Gerechtigkeit' den Geistern.

* * *

Sinnreich ist die schöne Fabel der schönen Pandora, aus deren durch Vorwitz geöffneter Büchse alle Uebel in die Welt kamen, nur die Hoffnung blieb im Boden der Büchse zum Trost der armen Sterblichen. Die Religion Jesu Christi erhöht die Hoffnung zur Tugend und zeigt uns solche in schwesterlichem Vereine mit dem Glauben und mit der Liebe.

Warum erhöhet die Religion Jesu Christi die Hoffnung zur Tugend? Weil sie die Tochter des Glaubens und der

Liebe ist. Die Liebe vergöttlicht den Glauben und die Hoffnung, weil sie göttlich ist.

* * *

Es gibt noch eine Tugend, welche nur die Offenbarung Gottes bekannt machte, welche nur die Religion gibt, die Demuth. Völker, zu denen die Offenbarung nicht gelangte, hatten kein Wort, sie auszudrücken, obschon sie in den Herzen einiger Gott suchender Heiden, z. B. Sokrates, lebte. Die Demuth entäußert den, der sie hat, alles Eigenen, sie scheint ihn in den Staub zu senken, aber auch aus diesem Staube schwingt sich Verklärung empor. Denn der Demüthige, der ganz seinen hiesigen Raupenstand preisgibt und sich einspinnt in Unscheinbarkeit, wird vom Strahl der Gnade belebt, schwingt sich, unbemerkt von Andern, im Geiste empor, lebt vom Thau des Himmels, sonnt sich im Strahl Gottes.

* * *

Hätten wir wahren Glauben, wahre Hoffnung, wahre Liebe, o wie inbrünstig und wie kräftig würde unser Gebet sein! Wer, mit diesen Tugenden begnadigt, um Wachsthum im Guten bittet, wird gewiß erhört. Bittet er um zeitliche Dinge, so bittet er nicht unbedingt, und versagt ihm Gott das was er begehrt, so gibt er ihm Anderes und Besseres. Bittet er für einen Andern, welcher seine Fürbitte vereitelt, so gehet doch der Segen von der Liebe aus und wendet sich dem Beter zu.

* * *

Ich las in diesen Tagen, was ein neunzehnjähriger Schäferknabe, der in allen menschlichen Dingen höchst unwissend, und in allen göttlichen Dingen sehr erleuchtet war, einem frommen Priester, welcher sich zuvor von ihm belehren ließ, sagte: ‚Gott fordert nur drei Dinge von uns:

daß wir die Ewigkeit der Zeit, die Vernunft den Sinnen, den Schöpfer den Geschöpfen vorziehen.' Nun hätten wir das zwar ohne den französischen Jüngling schon gewußt, aber es kommt darauf an, daß wir es ganz ohne Ausnahme immer ausüben. Darin liegt die ganze christliche Vollkommenheit. Denn wenn wir wirklich ‚Gott über alle Geschöpfe, also auch über uns selbst, liebten, so liebten wir gewiß auch unsern Nächsten wie uns selbst, und in diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten'. So wie uns das Wissen ohne das Streben nichts nützet, so würde auch unser Streben vergeblich sein, wenn nicht Gott aus Gnade Seine Kraft uns dazu anböte. Er beut sie aber allen an und kommt jedem zuvor. Unsere Sache ist es, nehmen zu wollen, und da nur ernstliches Verlangen uns in Sinnlichkeit versunkene Menschen bewegen kann, nach Seiner Gnade auszulangen, und sie fest zu halten, so müssen wir auch diesen Ernst des Verlangens von Ihm erbitten und treu damit haushalten, wenn er es uns gibt. Denn Viele bitten darum und verlangen es auch, mehr oder weniger, aber anstatt in einem guten Herzen es zu bewahren, lassen sie es verfliegen. Das Gleichniß vom Säemann ward uns zur Lehre und zur Beruhigung gegeben. Daß das Gebet und die heiligen Sacramente göttliche Heilsmittel seien, bedarf ich nicht zu sagen. Daß nicht jedes Gebet nütze, lehrt uns der Apostel Jacobus, wenn er sagt: ‚Ihr bittet wohl, aber ihr krieget nicht, darum, daß ihr übel bittet.' Gewiß wäre es besser, nicht zu beten, als zu denen zu gehören, welchen ihr Gebet zur Sünde wird.

Wir bitten gewiß recht, wenn der heilige Geist in uns betet. Und der uns seinen Sohn gab, will uns auch seinen Geist geben. Ihm wird wohl in uns, wenn uns wohl bei Ihm wird. Nur um Verlangen nach Ihm gebetet!

aber auch gerungen durch die enge Pforte! Immer den Vorsatz erneuert, treu zu werden und treu zu bleiben! Gearbeitet, wie Martha, und gehorcht, wie Maria! Nicht durch diese Aufwartung allein ward Martha die Freundin unseres Herrn. Und Maria ließ es nicht beim Horchen bewenden: sie folgte Ihm nach, der ihre Wahrheit, aber auch ihr Weg war; sonst hätte sie nicht ihr Leben in Ihm gefunden, wenigstens nicht behalten. Jesus Christus sagt, daß wer ihm folgen will, täglich sein Kreuz auf sich nehmen müsse, und was er sagt, ist alles gründlich wahr. Wer auf sich selbst wachsam ist, und aus Liebe zu ihm es ist, der findet täglich Gelegenheit zu kleinen Opfern der Selbstverleugnung.

Das Gebet ist das Leben, das Athmen der Seele. Aber sollen wir den Odem nicht zum Lobe und Preise Desjenigen brauchen, durch den, in dem, für den wir leben sollen? Als die reinste Seele sich von der höchsten Gnade überströmt fühlte, war, so tief auch ihre Demuth war, oder vielmehr eben weil ihre Demuth so tief war, ihr erster Blick nicht auf ihre Niedrigkeit geheftet, sondern auf Gott. Wenn wir auf uns sehen, so laufen wir Gefahr, selbst bei Betrachtungen unseres Elends, uns desto gefährlicher zu schmeicheln, da wir in vermeinter Demuth verborgenen Stolz finden, und uns in der Pfütze unseres eigenen Grundes spiegeln, und für erleuchtet halten, weil wir etwas von unserer Besudlung im Angesicht gewahr werden.

Ich habe mich hinreißen lassen, von Dingen zu schreiben, über welche ganz andere Menschen aus Demuth geschwiegen, und von denen wieder ganz andere Menschen, welche die Feuertaufe bekommen hatten, mit Kraft und Salbung geredet und geschrieben haben. Soviel indessen weiß ich gewiß, daß das, was ich habe sagen wollen, vollkommen wahr ist,

aber vielleicht nicht bestimmt genug ausgedrückt. Ich halte es nicht für überflüssig, in sein eigenes Verderben, in den Abgrund seines Herzens hinein zu schauen, da Gott für sei, daß ich das für überflüssig halten sollte! Aber wir sollen es nicht ohne Gott thun, nicht ohne Ihn wirken wollen im Unrath, sondern Ihn bitten, daß Er uns unser Herz zeige, uns, wie David sagt — auch die verborgenen Fehler zeigen wolle.

Christus ist nicht unser Alpha und Omega, wenn wir uns damit begnügen, am Morgen unsern Morgensegen und am Abend unsern Abendsegen herzusagen, dann kann der Teufel immer mehr wie ein Alphabet des Tags dazwischen schreiben. Er ist unser Alpha und Omega, wenn das Gefühl unserer Sünde oft ein Ach! hervorpreßt, und dieses Ach noch im O der Bewunderung und Liebe verschlungen wird. Was endlich das Gebet betrifft, so lehrt uns Jesus Christus, daß wir zum Vater in Seinem Namen beten sollen. Und Er lehrt uns, daß wir um Seinen Geist bitten sollen. Und dieses lehrt uns auch Paulus, daß Er uns Selbst mit unaussprechlichen Seufzern vertreten wolle.

Das, was ich schrieb, ist nicht so zu verstehen, als wenn ich meinte, daß wir nicht auch zu Jesus Christus beten sollen. Freilich auch, und auch zum heiligen Geist. Christus ist nicht nur unser Mittler zwischen uns und Gott, Er ist auch unser Gott, den wir ehren sollen, wie wir den Vater ehren. Wir sind durch Ihn und für Ihn erschaffen. Aber er lehrt uns, zum Vater in Seinem Namen zu beten, wir sollen daher kein Vater Unser beten, ohne es im Namen des Vaters zu thun.

Den Sinn des Ausdrucks, im Namen Jesu, finden wir in den Worten: Er hat uns seinen Sohn gegeben, wie sollte Er uns mit Ihm nicht alles schenken!

Möge das Eine uns immer nothwendiger werden! Mögen wir nichts Besseres begehren, nichts lieben, als in dem Einen, welches uns ganz mit dem Trachten und Sinnen unserer Herzen verschlingen muß! Mögen wir täglich mehr fühlen, wie klein wir sind, und uns täglich sagen, daß jeder Einzelne werden kann, und wenn er treu ist, wird, was die größten der Heiligen wurden, wurden durch unnachlassendes Kämpfen und Ringen, durch tausend Fallen und sich aufrichten lassen, von der Hand, welche Petrum ergriff; durch gute Werke, welche der Heiland in ihnen und durch sie wirkte, durch das Gefühl, daß sie vor Gott doch nur unnütze Knechte waren; durch Meiden der Abgötterei, d. h. durch Meiden der Anhänglichkeit des Herzens an Alle und an Alles außer durch Ihn und in Ihm; durch Liebe, Demuth, Nachfolge Jesu Christi in allen diesen Dingen: dem da sei Ehre, Preis, Macht und Herrlichkeit in Ewigkeit.

* * *

Jeder kann durch die Erfahrung lernen, daß uns jede Uebung leichter und fruchtbarer wird, die wir zu bestimmter Zeit vornehmen. Da, dem wahren Sprüchworte nach, die Morgenstunde Gold im Munde hat, so ist es desto billiger, daß wir die Erstlinge des Tages in Betrachtung und Gebet unserm Herrn zum Morgenopfer darbringen, so wie die späte Stunde des Abends sich zum Abendopfer der von Gottes allsehendem Auge angestellten Selbstprüfung am besten eignet. Das gemeinschaftliche Familiengebet am Morgen ist für jede christliche Familie gleichsam die Weihe des Tagewerks.

Es ist mein tägliches inbrünstiges Gebet und ich setze mich nicht eher zur Arbeit hin, als bis ich dieses Gebet verrichtet, daß meine Kinder mir die ernste Verantwortung

meiner Sterbestunde erleichtern, daß sie in all' ihrem Sinnen und Thun nur die Ehre Gottes und das Heil ihrer Seelen vor Augen haben, daß sie Jesum Christum und seine Kirche über Alles lieb haben und den Nächsten in Demuth vor Gott so viel Gutes erweisen, als in ihren Kräften steht.'

---

In der zahlreich aufblühenden Familie wirkte Georg Kellermann seit dem Jahre 1801 als Hausgeistlicher und als Erzieher der Kinder.

‚Ein reineres, kindlicheres Gemüth, wie Kellermann,' versicherte Stolberg der Schwester Catharina, ‚ein selbstloseres Streben, eine so wahrhaft priesterliche Demuth und Milde bei hervorragender Geistesschärfe wird man in unseren Zeiten selten antreffen: wir Alle sehen ihn wie einen Familienengel an. Es ist mir eine rührende Freude, so ganz im Stillen ihn mit dem apostolischen Overberg zu vergleichen und zu sehen, wie der höhere Geist christlicher Liebe, der in Beiden waltet, dieselben Früchte treibt und wie vielfach verschieden doch Beide, auch abgesehen vom Alter, in ihrem Wesen und in der Art der Aussaat dieser Früchte sind.'

‚Sein Verhältniß zum Grafen,' schreibt aus langjähriger eigener Anschauung Theodor Menge, ‚faßte Kellermann beinahe wie das eines Sohnes zum Vater. An Stolberg's glühender Liebe zum katholischen Glauben erwärmte sich sein Gemüth; an dessen reicher Lebenserfahrung gewann er selbst die hohe Reife des Geistes, mit der er durch ein vielbewegtes, thatenreiches Leben ging, und Stolberg's hoher Sinn für Literatur und Kunst, für alles Gute und Edle, verlieh auch Kellermann's Geiste das Gepräge einer echten Bildung. Kellermann, der Lehrer und Erzieher der Söhne

des Grafen Stolberg, wurde zugleich ein Mitschüler derselben und Lehrling ihres Vaters.'

Fast täglich wurden mehrere Stunden auf die Lectüre der alten Classiker, insbesondere der griechischen, verwendet; Dichter und Prosaiker kamen abwechselnd an die Reihe. Stolberg erklärte seinen ältesten Söhnen und Kellermann platonische Gespräche, Pindar, Sophokles und Aeschylus. Mit letzterem Tragiker hatte er sich schon in früheren Jahren eingehend beschäftigt und gab im Jahre 1802 vier Tragödien desselben, nämlich Prometheus in Banden, die Sieben gegen Theben, die Perser und die Eumeniden in einer Uebersetzung heraus, die von Schiller ‚dankbar benutzt wurde' und die noch heute in mehrfacher Beziehung ihren Werth behauptet.

‚Auch in den Geist der Kirchenväter,' erzählt Kellermann in dankbarem Andenken an den Grafen, ‚führte uns Stolberg ein; vor allen war ihm Augustinus lieb und er sprach oft halbe Stunden lang auf Spaziergängen über das, was wir in einzelnen Werken dieses Kirchenvaters am Morgen gelesen.' Zwei Schriften des Heiligen: ‚Von der wahren Religion, und den Sitten der katholischen Kirche' veröffentlichte Stolberg im Jahre 1803 in einer mit erläuternden Anmerkungen und Beilagen versehenen Uebersetzung. Ueber erstere sagt er: ‚Es ist eine der schönsten unter den vielen Schriften dieses großen und himmlisch gesinnten Mannes. Sie ist nicht wie die meisten andern, welche er für's Volk schrieb, in denen er sich zu Allen herabließ, in der Sprache des vierten Jahrhunderts geschrieben, sondern in kraftvollem und sehr edelm Ausdruck, welcher der Fülle und dem Schwung seines Adlergeistes angemessen ist.'

‚Die Arbeitskraft und die Leichtigkeit der Arbeit des Grafen,' schrieb Kellermann, ‚waren mir immer staunens-

werth. Die alten Griechen und Römer, die neueren englischen, italienischen, französischen Dichter und Schriftsteller, Philosophie und Geschichte beschäftigten seinen Geist anscheinend in gleich heiterem Spiel, wie die Erzeugnisse seiner eigenen Muse. Dazu kam ein fast täglicher Briefwechsel mit Verwandten und Freunden — und welch' ein Briefwechsel! Welch' eine Gemüthsfülle in diesen Briefen! Und doch war alles, was er schrieb, an Kraft und stillnährendem Feuer nicht zu vergleichen mit dem, was er aus voller Seele mündlich in die Seele derer sprach, die sich seines Umgangs erfreuen konnten.'

---

‚Einen tiefen Einschnitt in das innere Leben' Stolberg's machte der am 27. April 1806 erfolgte Tod der Fürstin von Gallitzin. ‚Die Freundin meines Herzens,' schrieb er, ‚ging zu Gott. Schöner, größer, weil liebevoller, liebevoller, weil mehr noch als je versenkt in den Urquell der Liebe, daher selig unter folternder äußerer Pein, Seligkeit durch ihren Blick mittheilend, litt sie lange und gab ihre schöne Seele dem Einziggeliebten, in dem allein sie alle Andern mit der reinsten, zartesten, wahrsten, feurigsten und heiligsten Liebe liebte, in die Hände. Er sei gelobt und führe uns ihr nach.' ‚Gott hat Ihre Mutter,' sagte er am 28. April in einem Brief an Mitri, den Sohn der Verstorbenen, ‚unaussprechlich begnadigt. Er hat sie heimgesucht mit langen, unaussprechlich schmerzhaften Leiden, aber im Leiden war Er ihr unaussprechlich nahe. Sie ward Ihm ähnlich an Leiden, um Ihm desto ähnlicher zu werden an Herrlichkeit. Sie bedürfen nicht, bester Mitri, daß ich Ihnen sage, welch' ein Engel Ihre Mutter war, aber ich bedarf es in meinem tiefen Schmerze, Ihnen zu sagen, daß ich, seit ich sie kannte, nicht

ohne die tiefste Ehrfurcht, herzlichste Liebe und Wonne über das Band, welches Gott aus Erbarmung für mich zwischen ihr und mir knüpfte, an sie denken kann. Meine Seele ist tief betrübt, aber mein Geist freuet sich gleichwohl, denn sie hat das Ziel erreicht und hilft mir noch durch ihre kräftige Fürbitte. Freuen Sie sich, liebster Mitri, der geliebte Sohn einer Heiligen zu sein; ihr schon hienieden so große Freude gemacht zu haben, zu wissen, daß sie mit unaussprechlicher Mutterliebe Sie segnet und für Sie bittet, das ist ein großes Glück. Ich reiche Ihnen die Hand hinüber über's Meer und vereinige mich im Geiste mit Ihnen und mit unserer Verklärten im Gruße der Erdenpilger und der Vollendeten: Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit!'

Aus dem Munde Overberg's erfuhr Stolberg eine Begebenheit aus dem Leben der Fürstin, ‚die sie selbst aus Bescheidenheit, vielmehr aus Demuth verschwieg'.

‚Sie suchte lange nach Wahrheit, ehe sie Christin ward, suchte mit lechzendem Durst, glaubte Alles, was man wissen könne, in der sokratischen Philosophie gefunden zu haben, las Platon und Xenophon mit Enthusiasmus. Einst erschien ihr Sokrates im Traum: Meine Tochter, so weit konnte ich Dich führen, nicht weiter. Jzt bedarfst Du eines andern Führers! Sie erwachte mit erschütterter Seele. Sie begann das Evangelium zu lesen, las, staunte, schwankte. Sie kam an die Stelle: Joh. 7, 16. 17: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat. So Jemand will dessen Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede." Nein, sagte sie, so konnte Sokrates nicht sprechen! Sie war immer sehr gewissenhaft gewesen. Jzt strebte sie mit weit mehr Eifer, den Willen Gottes zu thun. Das Evangelium ward ihre Richtschnur und sie bekam immer

mehr und endlich diese volle feste Ueberzeugung, in der sie lebte und in der sie starb. Fürstenberg hatte immer gestrebt, sie durch metaphysische Gründe zu überzeugen. Sie fuhr fort, ihn anzuhören und hatte die Kraft, diesem Herzensfreunde ein Jahr ihre Ueberzeugung zu verschweigen, weil sie, ehe sie vollkommen unerschütterlich war, nicht im Unterricht des größeren Lehrers wollte gestört werden.'

‚Man muß die schöne, zarte und große, einfältige, kindliche, erhabene, liebevolle und heilige Freundin, deren Tod ich beweine, ganz gekannt haben, um ganz zu empfinden, was Sophie und ich an ihr verloren. Aber eben sie ließ auch mit ihrem Andenken einen Trost des Himmels zurück, wie ihn Wenige zurücklassen können. Das Alter des Christen hat mit einem nordischen Sommertage die Aehnlichkeit, daß untergegangene Sonnen eine Röthe am Himmel lassen, welche nach wenigen Stunden sich mit dem höheren Glanz der Morgenröthe vereint. Nach ihrem Hinschwinden verschönt sie den Abend meines Lebens, wiewohl ich sie beweine.' ‚Sie ward Vielen Führerin, Trösterin, und ein so erhabenes als holdes Beispiel von dem, was die Religion Jesu Christi vermag, wenn eine große Seele unbedingt aus Liebe von ihr sich leiten läßt.' ‚Nicht nur richtete sie Niemand, sondern jedes harte Urtheil war ihr ein Gräuel. Labsal den Kranken, Trost den Leidenden zu bringen, getrennte Freunde zu sühnen, die Kinder eines anmuthigen Dörfchens, in welchem sie oft Wochen und Monate zubrachte, um sich zu sammeln, sie zu erfreuen, Theil zu nehmen an ihren Ergötzungen und durch Liebe sie dem großen Kinderfreunde zuzuführen, dem ihr Gebet sie an's Herz legte, das war die größte Freude dieser heitern, wahrhaft weisen und liebevollen Christin.'

‚Ihren Grabhügel in Angelmodde,' schrieb er am 3. Juni

1806, ‚findet man immer mit Blumen und Blüten bestreut. Die guten Leute, bei denen sie zu wohnen pflegte, und andere erzählten mir viel von ihr. Diesem hatte sie Brot und Saatkorn angeschafft, Jenes Kinder in der Schule frei gehalten, hier die junge Hausfrau, die sie vor einigen Jahren in's Haus genommen und erzogen, ausgestattet, dort einer Familie ein Feld von 170 Rthlr. gekauft, überall Bibeln, Catechismen, andere gute Bücher vertheilt, Hausrath gegeben ꝛc. ꝛc. So lange sie lebte, waltete der Geist ihrer Demuth im Schweigen der guten Leute, aber izt wird ihr Dank desto lauter. Die Aussaat war still und das Korn verbarg die Erde; aber das Rufen der Ernte ist desto lauter.'

Auch für Stolberg selbst.

Die Fürstin hatte im Verein mit Overberg ihn zu einer Arbeit veranlaßt, welche er als das eigentliche ‚Andenken seiner Wallfahrt auf Erden' bezeichnete: zur ‚Geschichte der Religion Jesu Christi'. Unter dem Eindruck der welterschütternden Ereignisse, welche von Frankreich aus das Angesicht Europa's umgestalteten, begann er dieses Werk, ‚und wenn auch die Fürstin nicht einmal das Erscheinen des ersten Bandes erlebte, so war doch ihr Andenken bis zum letzten fünfzehnten Bande stets wach' in seiner Seele ‚und der Segen dieses Andenkens unablässig fühlbar, anspornend zu immer frischer Thätigkeit in jenem Geiste, durch den allein das Werk für Verfasser und Leser Frucht und Segen bringen konnte'.

‚Stolberg's Geschichte der Religion Jesu Christi, welche ungeachtet der tiefen Schätze von Gelehrsamkeit, die sie enthält,' sagt Katerkamp im Leben der Fürstin von Gallitzin, ‚dennoch mehr die erbauende, als gelehrte Tendenz hat, hat in jener verkommenen Zeit nicht wenig theils zur Erhaltung, theils zur Wiedererweckung christlicher Gesinnung ge-

wirkt. Sie wurde mit gleichem Interesse von Protestanten und Katholiken gelesen. Und als die Zeit der Befreiung von der Fremdherrschaft gekommen war, erkannte man in den Gegenden, wo dieselbe durch längern Bestand zur Zerstörung christlicher Gesinnung am meisten geschadet hatte, die Rückkehr zum Glauben darin, daß Gesellschaften sich bildeten, in welchen zur Belehrung und Erbauung die Religionsgeschichte vorgelesen wurde.'

‚Ich fühle nur zu sehr,' schrieb Stolberg am 24. Februar 1807 an den Bruder, ‚daß ich eine Arbeit, welche meine Kräfte übersteigt, auf mich genommen habe. Und ich darf Dir wohl sagen, daß ich zugleich inne werde, wie mir Gott, den ich jedesmal, wenn ich mich daran zu arbeiten hinsetze, anrufe, die Kräfte dazu stärkt. Ich verdanke es meiner geliebten Gallitzin und Overberg, daß ich die Arbeit anfing. Sie ermunterten mich zu einer Kirchengeschichte. Ich hatte wohl Lust, aber doch schreckte mich auch der Umfang. Indem ich darüber nachsann, faßte ich auf einmal die Idee, von der Wiege der Menschheit anzufangen, und sie faßte mich mit solcher Liebe, daß, obgleich mein Plan dadurch sehr erweitert, doch der Muth dazu viel größer ward, und mir nachher bei der Arbeit neue Ideen zuströmten.'

‚Ich segne die Stunde,' fügte drei Tage später die Gräfin Sophie hinzu, ‚in welcher es entschieden ward, daß Stolberg dieses Werk unternehmen wolle. Es war im Saale unserer geliebten Seligen, ich war zuerst allein da, und wir sprachen davon, wie sehr es zu wünschen sei, daß er den Entschluß fassen möchte, ein solches Werk zu unternehmen; es war bald, nachdem er seinen Ossian vollendet. Er trat herein und versprach ihr gleich, es zu thun. Ich habe in jeder Absicht Gott so oft dafür gedankt.' ‚Diesem Werke, über welches sichtbar der Geist Gottes und (ich habe die

feste Ueberzeugung davon) die Fürbitte unserer geliebten seligen Freundin waltet, haben wir auch zum Theil die innige sanfte Ruhe und Heiterkeit seiner Seele zu verdanken. Es leitet ihn immer auf's Neue von den gegenwärtigen Ereignissen zu den Erbarmungen Gottes über uns ab. Ihr könnt es Euch wahrlich nicht denken, wie ruhig wir in diesem gegenwärtigen Wirrwarr in unserm Kreise leben.'

‚Die Hand bei der Arbeit, die er ja doch nur zur Ehre Gottes verrichten will, und bei allem Kummer, den die Entchristlichung des Volkes und die äußere Zerrüttung des Vaterlandes seinem Herzen bereitet, den Blick nach Oben gerichtet, vergehen meinem geliebten Manne und uns mit ihm die Wochen und Monate pfeilschnell dahin, und wir fragen uns oft: wie ist es möglich, daß dieses oder jenes Ereigniß schon so lange vorüber? Die Noth um uns her gibt Stolberg reiche Gelegenheit, im Verborgenen Gutes zu thun, und wo er guten Samen hat ausstreuen können, freut er sich an dem stillen Wachsthum, wie er sich an Pflanzen und Blumen erfreut.'

Die Religionsgeschichte umfaßt in fünfzehn Bänden zunächst die Geschichte des alten Bundes, die erste große Weltepoche der Verheißung und Erwartung des Erlösers, dann die Zeit der Erfüllung, die Geschichte der Evangelien, und die fernere Entwicklung des Gottesreiches, die Geschichte des Wachsthums, der Gefahren und Rettungen der Kirche bis zum Beginne des allgemeinen Concils zu Ephesus im Jahre 430, dem Todesjahre des hl. Augustinus.

Wir hören von dem Werke zuerst in einem Briefe Stolberg's an seine Schwester Catharina vom 7. December 1804. ‚Vor fünf Tagen,' schreibt er, ‚habe ich eine Arbeit angefangen, die ich wohl drei Monate in Petto trug: Eine Geschichte der Religion Jesu Christi. Ich fasse die Sache

in dem Gesichtspunkte, in welchem die Religion der harrenden Erzväter, der harrenden Israeliten und der glaubenden Christen Eine Religion ist, und wandle izt in den kühlenden Schatten des Paradieses. Ich denke die Arbeit bis an's Ende des dritten Jahrhunderts nach Jesu Christi Geburt, das heißt bis zur Zeit zu führen, da das Christenthum allgemein ward.' ‚Es ist mir eine große Freude,' schrieb ihm sein Bruder, ‚daß Du einen so würdigen Gegenstand Deiner Bearbeitung gewählt hast, und ich bin ganz Deiner Meinung, daß eine solche Geschichte der Religion Jesu Christi von Anbeginn an, denn im Anfang war das Wort, geschrieben werden müsse. Aber ich empfinde ganz die Schwierigkeiten, die sich Dir entgegenstellen werden, besonders nachdem der schöne Strom des ersten Weltalters sich in Sandwüsten verlieret, wo nur selten in einem verborgenen Thale der Lauf des klaren Wassers sich wieder zeiget. Doch mir ist nicht bange, Du wirst wohl der reinen Quelle, in welches Geäder sie sich auch verbreitet, zu folgen wissen.' ‚In der Ansicht des von mir unternommenen Werkes,' heißt es in der Erwiderung, ‚haben wir uns so sehr begegnet, daß ich gleich nach dem ersten Abschnitte, der die Einleitung enthält, den zweiten mit den Worten anfange: ‚Im Anfang war das Wort' und später auf jene: ‚Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde' komme. Es ist unglaublich, welches helle Licht von Wahrheit der heiligen Schrift entstrahlt, wenn man theils den Zusammenhang der Geschichte, theils die Uebereinstimmung der Lehre, theils beider Harmonie, endlich die mit ihr verglichenen Data aus Annalen der Natur und der Menschheit zusammen nimmt. Aber die Gelehrten haben es noch nicht begreifen können, daß das gesunde Auge, gleich dem Hohlspiegel, die zerstreuten Strahlen in Einem Punkt auffasse. Sie

spalten und spalten, bis sich auch das letzte Atom in Schatten verliert.'

Was Alles hierfür zu leisten ihm vorschwebte, ersieht man am deutlichsten aus der Einleitung des Werkes.

‚Wem es gelänge,' sagt er, ‚gedrängt und vollständig die in der Schrift enthaltene Geschichte in Verbindung mit der auf dieser Geschichte sich gründenden Religion auf eine des so erhabenen als reichhaltigen Gegenstandes nicht zu unwürdige Art darzustellen, der würde zeigen, wie mit sich entwickelnden Schicksalen der Menschheit, nach unwandelbarem Plane der erbarmenden Vorsehung Gottes, sich zugleich die Endabsicht Gottes mit dem Menschen immer mehr enthüllte, bis die Zeit erfüllet ward. Er würde zeigen, daß die göttlichen Offenbarungen sich sowohl an Einfalt als an Hoheit, an Allgemeinheit und an individuellstem Interesse für jeden Einzelnen so sehr von allen anderen Schriften unterscheiden, wie das himmlische Licht der Sonne von dem irdischen Licht, und daß alle menschliche Weisheit, mittelbar oder unmittelbar, diesem Quell entflossen sei. Er würde zeigen, wie das Buch, welches seit Jahrtausenden schlechtweg das Buch genannt, an dessen Wahrheit seit Jahrtausenden geglaubt wird, allein das Räthsel der menschlichen Natur, die das Thier mit dem Engel verbindet, auflöse; wie es allein Aufschluß gebe über Zeit und über Ewigkeit, über die Schöpfung und über den Schöpfer, über den Ursprung des nicht zu läugnenden Uebels in der Welt und über die Wiederherstellung des Menschen zu ursprünglicher Würde. Er würde zeigen, wie das Buch die Punkte angebe, auf welche die Ueberlieferungen der alten Völker und die Forscher menschlicher Schicksale und des Entstehens der Nationen zurückweisen. Er würde zeigen, wie die im Buch enthaltenen Nachrichten über Bildung der Erde und des Menschen, über den ersten

Zustand von diesem und über dessen Verfall, über eine allgemeine Wasserfluth und über das neue, Einem zweiten Stammvater entsprosste Geschlecht, sich mehr oder weniger, lauterer oder trüber in den ältesten Ueberlieferungen der am weitesten von einander entfernten, am frühesten von einander getrennten Völker wieder finden. Er würde auch in den sprachlosen Jahrbüchern der Natur, in Bergen, Klüften und Meeren offenbare Zeugnisse für die Wahrheit einer Schrift finden, deren Urheber die Berge gründete und den Meeren das Bett aushöhlte.'

Dazu käme der Nachweis, wie die zu verschiedenen Zeiten geschriebenen, auf so verschiedene Weisen verfaßten Theile der heiligen Schrift ‚alle von Einem Geiste belebt werden, vom Geiste ununterbrochener, genauester Beziehung auf Gott, vom Geiste der Gottesfurcht und Gottseligkeit'. Vor Allem auch der Nachweis, ‚wie alle Theile dieses Buches, vorzüglich durch Eine Hauptbeziehung, auf's Genaueste mit einander verbunden seien durch Beziehung auf Jesum Christum, den Gesalbten Gottes, den Heiland Israels, den Heiland des Menschengeschlechtes! Und wie ohne Ihn die ganze heilige Schrift weder Zusammenhang noch Zweck habe! Nicht ohne Ihn, der der Verheißungen, der Religionsgebräuche, der Nationalerwartung, der Sehnsucht harrender Männer Gottes beständiger Gegenstand und der Endzweck aller Führungen des Volkes Gottes war.'

‚Alle Bücher des alten Testamentes,' fährt er an einer andern Stelle fort, ‚sind voll von Beziehungen auf den nach und nach sich entwickelnden Plan Gottes in der Religion. Wir finden Beziehungen durch Sinnbilder auf Lehren, die noch im Dunkeln standen, auf Geschichte, die noch künftig war. Wir finden sinnbildliche Anordnungen, welche sich auf die Anstalten des neuen Bundes beziehen, Anordnungen,

deren Sinn den Zeitgenossen entging, die ihm gleichwohl durch demüthige Unterwerfung zum Segen gereichen sollten. Dieser Beziehungen sind so viele, sie sind in der Folge von Jahrhunderten, während deren Gottes Plan sich entwickelte, so sichtbar geworden, und die Worte oder Erzählungen oder beschriebenen Dinge, welche diese Beziehungen enthalten, wären zum Theil so zwecklos ohne sie, daß es wahrer Unsinn sein würde, diese Schriften, deren jede, von der andern gesondert, Räthsel aufgibt, welche der Zusammenhang des Ganzen löst, für ein nach und nach entstandenes Machwerk des Truges zu halten. Um desto mehr, da alle diese Beziehungen des alten Bundes auf den neuen sich in heiligen Büchern finden, welche das jüdische Volk so eifrig aufbewahrt und vor Verfälschungen sichert Ohne den offenbaren Umstand dieser Aufbewahrung, welche so sehr in den Plan Gottes gehört, würden alle Feinde des Christenthums die Christen so vieler Fälschungen beschuldigt haben und noch beschuldigen, als ihnen Sinnbilder, Vorbilder, Weissagungen im Wege sind. Da nun aber die Aechtheit der heiligen Schriften nicht bezweifelt werden kann, so ist es eine so unbegreifliche als unselige Verblendung, wenn man in ihnen ein großes organisches Ganze nicht gewahr wird, dessen Seele Glaube, Hoffnung und Liebe ist: Liebe zu Gott, welcher Seinen Sohn verhieß und Ihn gab, Liebe zum Nächsten, dessen Vater der ewige Vater ist, dessen Bruder der ewige Sohn ward, der ein Tempel des heiligen Geistes werden kann.'

‚Wer mit Aufmerksamkeit' — begründet er in weiteren Ausführungen über den Charakter der Bibel — ‚die heiligen Schriften liest, der wird bei jedem von ihnen nicht genug bewundern können, wie inhaltsvoll sie in wenigen Worten und gleichwohl nicht in gedrängter, sondern in traulicher Sprache der lautersten Einfalt sind, wie sie in so leichten

Umrissen die Menschen lebendig und kräftig darstellen, wie sie die erhabensten, zum Theil neue Begriffe so rein erfassen und in so schlichten Worten.'

‚Wie wir die Fassung eines Edelsteins rühmen, wenn sie so wenig wie möglich das Kleinod bedeckt, sondern nur es zart umgibt, so besteht gewiß die höchste Vollkommenheit des Ausdrucks darin, daß er den Gedanken, die Empfindung rein darstelle ohne mindesten Zusatz und ohne Verdunkelung. Wer lehrte Matthäus den Zöllner, wer den Fischer Johannes diese höchste Vollkommenheit? Wer gab ihnen dieses Siegel des Göttlichen, wie kein Mensch es zu geben vermag?

‚Erhaben in edelster Einfalt, reich und gewaltig und freundlich und hehr wie die Natur, immer mehr gewährend, je mehr man von ihr empfing, wunderbar in ihrer Mannigfaltigkeit wie in ihrer Einheit, wunderbar und wahrhaft wie die Natur, säugt die heilige Schrift an mütterlichen Brüsten die Kinder frommer Einfalt, und an ihren Tiefen staunt anbetend der Weise. Sie umfasset Zeit und Ewigkeit; in menschlicher Sprache stellt sie das Göttliche dar, unerreichbar in ihrer Hoheit und traulich sich herablassend zum Hirten auf der Flur und zum zarten Kinde, „aus dessen Munde der Herr Sein Lob sich bereitet".'

‚Sie bietet sich dar dem Umnachteten zur Leuchte, dem Irrenden zum Leitstern, dem Trauernden zum Trost, dem frommen Dulder zum Kelche des Heils, dem Kranken zur Arznei, uns Allen zum Führer auf schmalem, gefährdetem Pfade zu den Hütten des ewigen Heils.'

‚Der Unendliche und der Mensch sind der Inhalt der heiligen Schrift, und indem sie dem Wahrheitsuchenden sein eigenes Herz mit ihrem Lichte beleuchtet, gibt sie auch dadurch einen kräftigen Erweis von der Wahrheit dessen, was sie

vom Unendlichen ihm kund thut. Was den Geist des Menschen erleuchten, was seinen Willen schmeidigen, lenken, locken, was sein Herz erschüttern, schmelzen, entflammen mag, das findet man bei ihr und in lebender Urkraft nur bei ihr.'

‚Wer von den heiligen Schriften sich entwöhnt, der entwöhnt sich vom Leben der Seele. Glücklich, wenn er noch bei Zeiten inne wird, daß die Welt, sei es mit ihren Lüsten, sei es mit ihrer Weisheit, ihm nur Hülsen bot, bei denen der unsterbliche Geist verschmachtet.'

Stolberg wollte durch sein Werk vor Allem die durch den ungläubigen Geist der Zeit irregeführte und entchristlichte Jugend ‚zu den wahren lebendigen Quellen des Heils, zum Gehorsam unter dem Glauben und zur Liebe der in ihren Lehrentscheidungen unfehlbaren Kirche zurückführen'.

‚Ich empfinde tief,' schreibt er, ‚und mit einem Gefühl, welches mir bei dieser Arbeit, die ich im einsinkenden Alter meines Lebens freudiger als irgend eine andere vorher übernahm, manchmal die Freude trübt und den Muth mir ansicht, ich empfinde tief, wie weit ich von meinem Ziele zurückbleiben müsse, wie weit ich selbst dann zurückbleiben würde, wenn ich mit weit mehr Kenntnissen versehen, mit mehr Kräften ausgerüstet, mich an einen so viel umfassenden Gegenstand gewagt hätte. Könnte ich indessen in diesen Zeiten des Leichtsinns, der Vielwisserei und der Unkunde des Wissenswürdigsten auch nur Einige, vorzüglich Jünglinge bewegen, die heilige Schrift mit Unbefangenheit zu lesen und dem Wehen des Geistes, welches aus ihr geht, sich nicht zu entziehen, vielmehr Ihn, je nachdem sie Seiner inne würden, immer ernster und herzlicher um Licht anzurufen und um Kraft, dem erkannten Lichte gemäß zu wandeln, so würd' ich mich glücklich schätzen, diese Blätter

vor den Stufen des Altars der Religion niederzulegen, der Religion, die allein dem Geiste des Menschen, der in irdischer Hülle brennenden Durst nach ewigen Gütern mit sich umherträgt, genügen kann!'

‚Es ist eine traurige und ernste Betrachtung für den von der Göttlichkeit der heiligen Schrift überzeugten und von den unendlichen Erbarmungen Gottes, so sie uns enthüllt, gerührten Christen, wenn er sieht, wie der Unglaube sich so thätig erweiset, um das Ansehen der göttlichen Offenbarung zu untergraben, dem menschlichen Geschlechte seine wahre Würde zu nehmen, ihm das Ziel seiner Laufbahn zu verrücken, ihm die Ruh' im Leben, den Trost im Tode, das Heil, zu welchem Gott durch dieses Wort einladet, zu entreißen. Ich weiß nicht, ob man sich mehr über das freche Erkühnen solcher Spötter wundern und betrüben soll, oder über die Gleichgültigkeit, mit welcher so viele Christen dem Bestreben jener ruhig zusehen.' ‚Wenn es sich mit dem Heile, welches Gott uns darbietet, wie mit anderen Gütern verhielte, deren Erlangung ganz außer unserm Wirkungskreise liegt und die dem nicht Hoffenden wie dem Hoffenden auf gleiche Weise zu Theil werden oder vorenthalten werden können, so wäre selbst dann noch die Bemühung, uns einer Hoffnung zu berauben, welche ewiges Heil zum Gegenstande hat, ein menschenfeindliches Bestreben. Da aber Gott nach anbetungswürdigem Rathschluß einer unendlichen Weisheit und durch Erbarmungen einer unendlichen Liebe Anstalten zum Heile des gesunkenen Menschengeschlechtes getroffen hat, kraft welcher wir durch Glauben an Den, der allein das Dasein in Ihm Selber hat, durch Hoffnung in Seine Verheißung, durch Liebe zum Urquell alles Schönen und aller Liebe, zur Vereinung mit Ihm gelangen können, so beraubt derjenige, welcher uns den Glauben an diese Anstalten nimmt, uns

nicht nur des Trostes und der Freude, welche die Hoffnung des angebotenen Heiles uns gewährt, sondern des ewigen Heiles selbst.'

Warnend und flehend wendet er sich insbesondere an die deutschen Jünglinge, sich doch nicht ‚hinreißen zu lassen vom sadducäischen Geiste der Zeit, und nicht zu wähnen, daß Machtsprüche von Sophisten aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts darum ein höheres Ansehen haben, weil sie so spät gesprochen wurden'.

‚Jeder Wahn,' sagt er treffend, ‚hatte einst den Reiz der Neuheit, und Meinungen, welche Jahrtausende lang von allen Nationen geglaubt wurden, haben für den unbefangenen Menschen zwar dadurch noch keinen Charakter ausgemachter Wahrheit, aber wofern nicht vernünftige Gründe dawider streiten, eine große Wahrscheinlichkeit.'

‚Der anmaßende Geist unserer Sophisten muß schon dadurch verdächtig scheinen, daß sie den wahren Vortheil unserer spätern Zeit, welcher darin besteht, daß wir die Weisheit der ganzen Vorwelt offen vor uns liegen haben, nicht benutzen und dieselbe verachten, weil sie solche nicht kennen. Sie verschreien als saure Herlinge die Trauben, weil sie ihnen zu hoch hängen. Da sie nun keine wahren Angaben haben, welche unsern Vätern gefehlt hätten, so blenden sie die unerfahrene Jugend mit gewissen Formen der Dialektik.'

Und die Jugend ‚läßt sich leicht dadurch blenden, theils weil es gemächlich scheint, die Weisheit so leicht zu erwerben, theils weil es auch der Eitelkeit des Jüngers schmeichelt, seinen Lehrer, den Koloß eines Jahrzehnts — dergleichen wir zu unserer Zeit so viele sich erheben und einstürzen sahen — für weiser als Platon oder Leibniz zu halten, theils weil diese neue Philosophie die Lüste so wenig anficht und dem Dünkel so schmeichelt'.

‚Wer ihren verlarvten Aberwitz, der sich Weisheit nennt, es sei in der künstlichen Verkettung ihrer Sätze oder in ihren sichtbaren Wirkungen auf Sitten und Verfassungen, beurtheilt, der wird leicht inne werden, ob von dieser Afterweisheit gesagt werden könne, was ein Apostel von der wahren Weisheit sagt: „Die Weisheit von oben her ist zuvörderst keusch, ferner friedsam, gelinde, folgsam, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch, ohne Heuchelei. Die Frucht aber der Gerechtigkeit wird gesäet im Frieden Denen, die den Frieden lieben.“‘

‚Welche Früchte gebiert,‘ fragt er die Schwester Catharina, ‚die falsche welttrunkene Aufklärung? wie schimpfen und schelten die sogenannten Weltweisen sich gegenseitig aus, wie aufgebläht sind sie in ihrem Stolz und Hochmuth! Und welche Entdeckungen schuldet ihnen denn eigentlich unsere gegenwärtige Zeit?‘

‚Haben wir etwa neue Angaben in der Philosophie erhalten über die geheime Verbindung der geistigen Wesen unter einander oder über deren Wirkung auf die Sinnenwelt? Sind unsere Weisen von gestern her weiser als Bacon und als Newton? als Pascal und Fenelon? als Leibniz und Haller? Ehemals gewann das Reich der Philosophie gleichsam unter Folgen von Dynastien, wo der vollendete Jünger die Kenntnisse des Meisters und dessen Erfahrungen nützte und anwendete und gelehrige Jünger wieder bildete. Izt werfen sich Emporkömmlinge auf, sie verachten Alles, was die vorige Zeit uns gab, sie schmeicheln den Lüsten und der Eitelkeit einer unmündigen Menge, ein luftiges Lehrgebäude entsteht nach dem andern, der Baumeister wird vergöttert und erlebt es noch, daß man ihn vergißt. Diese Machtwalter im Reiche der Weltweisheit folgen schnell auf einander, wie die Kaiser Roms im dritten

Jahrhundert, werden heute ausposaunt und morgen ausgeklatscht.'

‚Ich möchte in meiner Religionsgeschichte,' wiederholte er kurz vor dem Erscheinen des ersten Bandes im Jahr 1806, ‚der von falscher Lehre trunken gewordenen Jugend unter Anderm auch die Erkenntniß des göttlichen Wortes: an ihren Früchten sollet ihr sie erkennen, predigen. Nur diejenige Religion kann die wahre sein, welche Liebe und Friede gebiert, sich auf Wahrheit und auf Liebe gründet.'

‚Wahrheit, Reinheit, Liebe ist das Wesen der Religion Jesu Christi, wie Licht, Reinheit und Wärme das Wesen des Sonnenstrahls.'

‚Die Religion, welche auf Reinheit dringt, Mittel zur Reinigung des Herzens darbeut und die Wirksamkeit dieser Mittel bewährt, muß die wahre Religion sein.'

‚Wer sich nur davon überzeugt, daß die Religion Jesu Christi die Menschen besser macht, als sie ohne dieselbe sein würden, der muß, wenn er an einen Gott glaubt, ein Christ werden, so wie er auch nicht anstehen darf, unter den verschiedenen christlichen Religionsparteien derjenigen beizutreten, deren Tendenz am richtigsten dahin geht, die Veredlung der Menschen zu befördern, und welche daher die besten Menschen bildet.'

‚Wir müssen eifrigst forschen nach der wahren Religion, und wer die wahre Religion und die wahre Kirche erkannt hat, darf nicht zweifelhaft sein über das, was zu thun ihm obliegt.'

‚Man liebt die Wahrheit nicht, wenn man ihr Alles aufzuopfern nicht bereit ist, wenn man, es sei in Absicht auf Glaubenslehren oder auf die Sittenlehren, der Erleuchtung ausweicht, weil sie uns in unserer Ruhe, in diesem oder jenem Genuß des Lebens stören, die Verhältnisse unseres

irdischen Lebens verrücken könnte.' „Heilige sie in Deiner Wahrheit!" So betete Jesus Christus, ehe Er in den Todeskampf ging, für die Seinen zum Vater. Wehe uns, wenn wir Sein Gebet an uns vereiteln! Wir vereiteln es, wenn wir irgend Etwas der Wahrheit vorziehen. Sie ist die „Eine köstliche Perle", deren keiner werth ist, der nicht bereit ist, Alles zu verkaufen, um sie zu erwerben.' ‚Wer im Besitze der Wahrheit des Glaubens ist, der ist auch im Besitze wahrer Freiheit.'

‚Mögen wir glückliche Kinder der katholischen Kirche mit demüthiger Anbetung es erkennen, daß die Richtschnur des Glaubens, welche der Sohn Gottes uns zurückließ, unsere Freiheit sichere wie unsere Ruhe! „Der Gehorsam des Glaubens" erhebt das Herz des wahren Katholiken. Frei fühlt er sich unter dem „Gesetze der Freiheit", unterwirft sich keiner andern Richtschnur des Glaubens, als derjenigen, von welcher er überzeugt ist, daß der Geist Gottes sie gezogen habe. Wer sich dieser entzieht und doch Christ sein will, der unterwirft sich entweder den Meinungen menschlicher Lehrer — und wie verschieden sind diese! wie schwankend über das Heilige und Göttliche! — er unterwirft sich einer menschlichen Autorität, von welcher er doch zugibt, daß sie irren könne, oder er vermißt sich, mit eigenem Senkblei die Tiefen der Religion ergründen zu wollen und verfährt entweder mit unverantwortlichem Leichtsinn oder mit noch ärgerem Stolze, wofern er sich weiser dünkt, als alle Lehrer aller Zeiten!'

Im September 1806 verfaßte Stolberg jene herrliche Zueignung des Werkes an seine Kinder, von der Freiherr von Stein sagte, sie sei ‚das schönste christliche Vermächtniß, so er je gelesen'.

‚Die Religion Jesu Christi,' heißt es im Eingange

derselben, ‚lehret uns Gott erkennen; durch sie ladet Gott uns ein, ihn zu lieben; durch sie ladet er uns ein zum ewigen Heil. Denen, die diese Einladung verschmähen, verkündet sie ewige Entfernung von ihm, daher ewiges Weh. Dieser Einladung folgen zu können, ihr folgen zu wollen, müssen wir die Religion Jesu Christi glauben. Die Wahrheit desjenigen, was wir glauben sollen, muß so einleuchtend sein, daß wir gewiß glauben, wofern nur unser Wille der Ueberzeugung nicht widerstrebt. In unserm kranken Willen liegt das Wehe unserer Natur. In der Genesung unseres Willens unser Heil.‘

‚Unser Wille ist in unserm Herzen. Darum redet Gott uns an's Herz. Die Religion Jesu Christi, lieben Kinder, ist eine Brautwerbung, eine Werbung um Liebe.‘ ‚Die ganze Religion ist nur ein Bund ewiger Liebe mit Gott in Jesu Christo; ein Bund ewiger Liebe der Gläubigen unter einander in Jesu Christo mit Gott.‘ ‚Auf ihn muß unser Blick mit Einfalt der Liebe gerichtet sein und gerichtet bleiben. Er, „die Sonne der Gerechtigkeit“, muß der Mittelpunkt sein, um den unsere, in Erde gehüllten, aber dem Himmel bestimmten Seelen sich bewegen, auf daß unser Verstand erleuchtet, unser Herz erwärmt und unser Leben fruchtbar werde an guten Werken.‘

‚Das ist das Eine Nothwendige! Alles Andere ist an sich nichtiges Gewölk; nur schön, in so fern es Theil nimmt an der Sonne Glanz.‘

‚Von diesem Einen Nothwendigen unsern Blick abzuhalten, es durch aufsteigenden Rauch unlauterer Gluten zu verdüstern, oder beim Schein blendender Fackeln uns auf nächtliche Abwege zu verleiten — das ist das emsige Bestreben jener zahlreichen Gesellschaft, welche Derjenige die Welt nannte, der „der Weg, die Wahrheit und das

Leben" ist. Sie verläugnet ihn, und wer ihm nachfolgen will, der muß sie verläugnen. Sonderbare Verblendung der Menschen durch Sinnlichkeit und durch Stolz, diese Tyrannen der Welt! Sinnlichkeit, die der Hölle trotzet, Stolz, der eine ewige Herrlichkeit verschmäht! Sie sind es, und nur sie, die den Unglauben erzeugen, so wie sie es waren, welche die erste Uebertretung durch Unglauben hervorbrachten. Die Geschichte jedes Augenblicks bewährt die Geschichte des ersten Falles.'

Am Schlusse heißt es: ‚Ich bitte und beschwöre euch, lieben Kinder, bei dem furchtbaren Gerichte Gottes und bei Gottes Erbarmungen durch seinen Sohn, beherziget anjetzt, was allein der Beherzigung werth ist, „das Eine Nothwendige", wählet das gute Theil. Verläugnet die Welt, deren nichtige Freuden selbst die irdische Weisheit verachten lehrt. Verläugnet die Welt, welche Jesum Christum verläugnet, bekennt ihn vor den Menschen, auf daß auch er dereinst euch bekenne vor seinem himmlischen Vater. Hütet euch vor falscher Scham, welche sich des Heiligen schämt. Sie ist ein Rost der Seelen, sie ist schändliche Feigheit. Bekennt ihn, den Gekreuzigten, vor den Ohren der Welt frank und frei mit dem Munde! Bekennt ihn kühn vor den Augen der Welt durch euren Wandel und lasset euer Licht leuchten! Bekennt ihn in eurem Innersten durch Gehorsam der Liebe, durch Wachsamkeit, durch rege Scheu! Erhebet euch nie in eurem Herzen über des Nächsten Fall, denn ihr seid gleicher Art mit ihm, hinfällig und gebrechlich von Natur, wie er! Dennoch dünke kein Ziel der Tugend euch zu hoch gestellt.'

‚Ich werde, früher oder später, den Weg unserer Väter gehen und vielleicht bald. Wenn in der ernsten Stunde mich die Besinnung nicht verläßt, so werdet ihr mir noch

vor den Augen des scheidenden Geistes schweben, lieben Kinder! Ein herzerschütternder Anblick dem sterbenden Vater! Wollet mir die ernste Verantwortung dieses Augenblickes erleichtern. Wollet, wenn der Allbarmherzige sich meiner erbarmt, mir die, durch seine Gnade und eure treue Mitwirkung zu erfüllende, Hoffnung auf den Weg mit geben, daß ihr „kämpfen werdet den guten Kampf, bewahren werdet den Glauben, kämpfen werdet eine kleine Zeit und loben und lieben werdet in Ewigkeit den, der allein unserer Liebe werth, der allein gut ist".'

An den Kaiser Franz überschickte Stolberg am 5. December 1807 den ersten Band seines Werkes mit den Worten: ‚Ew. Kaiserl. Königl. Majestät wollen allergnädigst erlauben, daß ich Ihnen den ersten Theil einer Schrift zu Füßen lege, deren Gegenstand Ihnen lieb und heilig ist. Ihre glücklichen Reiche verehren in Ihnen, Allergnädigster Kaiser, den Vater seiner Völker. Die Kirche Gottes segnet Sie als ihren zeitlichen Beschützer, der es weiß, daß alle irdische Größe hinfällig sei, der aber durch Thaten eine unvergängliche Krone zu erwerben sucht und dem der erhabene Kaiserthron zur untersten Stufe dienen soll, um zu einem bessern Reiche zu gelangen, welches der König der Könige Allen, die nach dem ihnen gegebenen Anlaß, jeder in seinem Wirkungskreise, für Seine Ehre und für das Heil der Menschen wirkten, von Ewigkeit her bestimmt hat. Daß Ew. Kaiserl. Königl. Majestät noch viele Jahre in dem unermeßlichen Kreise, den Gott Ihrer Wirkungskraft für das Wohl vieler Millionen geöffnet hat, fortwirken mögen, dazu vereinige ich meine Wünsche mit den Wünschen Ihrer zahllosen Unterthanen und mit den Gebeten der Kinder unserer heiligen Kirche. Sie, diese heilige Kirche, in deren mütterlichen Schooß die Erbarmung Gottes mich

geführt hat, lehrt mich meine Huldigungen dem erhabenen Kaiser darbringen, der den großen Beruf eines apostolischen Königs zu erfüllen strebt.'

Gleich bei seinem Erscheinen machte das Werk ‚ein ungewöhnliches Aufsehen in der glaubenslosen Zeit'. Im wissenschaftlichen Leben zu Heidelberg, heißt es im Leben Carl Passavant's, ‚war es ein Ereigniß, als Friedrich Schlegel für die eben erst begründeten Heidelberger Jahrbücher eine Recension des ersten Bandes von Stolberg's Religionsgeschichte schrieb'.

‚Friedrich Schlegel,' meldete Stolberg seinem Bruder, ‚hat mir geschrieben, um mir zu danken für die Freude, die ihm mein Buch, das ich ihm nicht geschickt, gemacht habe. Unter Anderm sagt er, wie auffallend wahr es sei, daß das alte Testament nur durch das Licht des neuen erhellt und verstanden werden könne. Das erkennt izt er, der ehemalige Pantheist, d. h. Atheist. Das freut mich sehr. Am schicksalschwangern Abende dieser Zeit wird Manchem, mitten im rasenden Taumel und in der Belagerungsangst, die schreibende Hand an der Wand sichtbar!'

‚Die schöne Art,' sagte Schlegel in seinem Briefe vom 30. Juli 1807, ‚wie Sie die Schriften des alten Testamentes durch das Evangelium erklären, muß jedem nicht mehr ganz Befangenen die Augen öffnen und ihm deutlich machen, daß jene Schriften nur durch dieses Licht erhellt und verstanden werden können. Zwar in einigen der bloß historischen Punkte fand ich mich noch nicht ganz durch Ihre Gründe überzeugt; desto vollkommener aber ist meine Zustimmung zu demjenigen, was das Wesentlichste ist. Jene Gottesfurcht, welche Sie in unserm Zeitalter verkün-

digen, und die Stimme des in der Wüste Rufenden ist wie der einzige sichere Leitstern im Leben, so auch allein Leitfaden auf der gefährlichen Wanderschaft durch die Wildniß alter Denkmale, in denen man entweder nur Spuren göttlicher Offenbarung findet, oder nichts, was sich der Mühe lohnte. Besonders freut mich auch noch die Kraft und einfache Schönheit Ihrer Sprache; wer sie mit dem vergleicht, was man jetzt Kunst der Darstellung nennt, wird leicht finden, wo auch für diese Schönheit die wahre Quelle fließt.

‚Die historischen Zweifel, die mir noch bleiben, rühren nicht sowohl daher, daß ich eine andere Erklärungsart bestimmt vorzöge, als daß ich überhaupt in dem historischen Gebrauch der ersten Capitel Mosis bis jetzt noch fast unüberwindliche Schwierigkeiten sehe. Besonders ansprechend und auffallend unter Ihren historischen Gedanken waren mir die über die moralischen Folgen des langen Lebens der Patriarchen und ältesten Menschen, die Andeutungen über Wein und Brod, und die Hypothese von der südöstlichen Wanderung Sem's und Noah's nach der Flut nach Persien, Indien und China, falls das Vorausgehende über den Ursitz des Menschen zur Gewißheit gebracht werden könnte.'

‚Ich las jetzt auch,' schrieb Friedrich Schlegel in einem spätern Briefe vom 28. Februar 1808, ‚den zweiten Theil Ihres Werkes und fand mich wie durch das Ganze gestärkt und bestätigt, so auch besonders durch die Excurse über den hebräischen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und über die mosaische Gesetzgebung belehrt. Möchten Sie doch in dem Fortgange des Werkes, so oft sich die Gelegenheit darbietet, auf die Unsterblichkeit der Seele zurückkommen. Auf diesem Wege, scheint es mir, ist den jetzigen Menschen zu Anfang besser mit dem Ernst der Wahrheit beizukommen, als durch alles, was man über die Gottheit lehren und

sagen mag. Es sind die Gemüther dermaßen mit halb pantheistischen Ansichten, halb skeptischen Grundsätzen erfüllt, daß, was man über die Geheimnisse der Gottheit auch für Ideen noch so strenge aufstellen mag, bei denen, die einmal vom Schwindel ergriffen sind, verloren geht. Denn sie nehmen Alles, auch selbst das streng Christliche bereitwillig an, wohl gar sagend, das sei auch ihre Meinung; aber unter der Hand verwandelt sich ihnen jeder Begriff der Gottheit, an der sie einmal irre wurden, in ein leeres Schattenbild. Anders ist es aber mit der Unsterblichkeit und nur wenige ganz Verlorene sind bis auf den Grad innerlich ausgehöhlt und vernichtet, daß sie den totalen Unterschied der reellen persönlichen Unsterblichkeit und der bloß metaphysisch eingebildeten ohne Fortdauer der Erinnerung, ja ohne ein Jenseits — wie sie aus dem Gefühl einer eingebildeten Ewigkeit des Augenblicks, eigentlich des Hochmuths hervorgeht — nicht mehr fühlen sollten. Man bringe nur wirklich den Begriff der wahren persönlichen Unsterblichkeit an sie und man wird selbst solche dadurch erschüttert sehen, die man für ganz entfernt und innerlich erstorben hielt. Mir ist die Lehre von der Dreieinigkeit Mittelpunkt des Christenthums, und zugleich aller meiner Ueberzeugungen, Ahnungen und Ansichten Grundquell. In diesem Geheimniß der Liebe wird mir alles klar, was ich irgend in der Schrift und im Menschen, in der Welt und Geschichte zu begreifen vermag. Nicht jene leere, die Wahrheit nur nachäffende Vernunftformel, mit der unsere Metaphysiker wohl auch spielen, wie schon zu sehr alten Zeiten und (nach Ihrer Bemerkung) selbst bei den Chinesen geschehen ist, sondern jenes Geheimniß aller Geheimnisse, das die ersten Protestanten zwar mit dem Munde noch bekannten, aber dabei fast in jedem Schritt, den sie thaten, in jedem Punkt, den sie lehrten, den vollsten Be-

weis gaben, daß sie den Sinn jener Grundlehre des Christenthums längst verloren hatten; da sie gerade dasjenige verwarfen, aus dem die Fülle der Liebe denjenigen anspricht, der das Licht jener Allwahrheit noch nicht verloren hat. Dieses Geheimnisses Entfaltung, Hülle und Darstellung fand ich in den Glaubenslehren, Grundsätzen und selbst Gebräuchen und Einrichtungen der katholischen Kirche durchgängig herrschend — wiewohl auch in ihr manche übrigens Wohldenkende weniger von dem göttlichen Geist des Ganzen durchdrungen zu sein, als an dem Buchstäblichen einer oder der andern eingetretenen einzelnen Bestimmung zu kleben scheinen. Dieses, verehrungswürdiger Freund, war der Punkt, von dem mir ein höheres und reineres Licht aufging, der ich seit den Jahren der Jugend mit unbeschreiblicher Anstrengung nach Wahrheit geforscht und gerungen hatte — aber lange auf ganz falschen Wegen. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen und zählen Sie mich vorläufig immer unter die Zahl derer, die Ihnen näher angehören. Die Zeiten sind sehr sonderbar und verwirrt, der Kampf wird groß sein: festhalten an dem Einen aber, was allein Ruhe gibt, ist auch schon hier Lohn.'

Wie Schlegel, so äußerte sich auch Johannes von Müller sehr rühmend über das Werk. ‚Es sei,' sagte er, ‚nicht eine unparteiische, laue Kirchenhistorie, wo man nicht recht erfährt, was es mit Jesu von Nazareth für eine Bewandtniß hat, sondern das Werk eines Mannes, der weiß, was er glaubt und Alle zur Annahme desselben Glaubens bewegen will. Nicht eine, den Messias Jesu aus dem alten, die Gottheit Jesu aus dem neuen Testamente heraus kritisirende Kirchengeschichte, sondern das Werk eines Mannes, welcher Den, der da war, ist und sein wird, und dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, durchaus

überall aufspürt und findet. Endlich nicht eine weltliche Darstellung der Akkommodationen, Täuschungen, durch die das Christenthum sich in die Welt hineingestohlen habe und als demüthige Dienerin der hohen Politik etwa selbst in unsern aufgeklärten Zeiten sich wohl noch erhalten könnte, sondern das Bekenntniß und die Ergießung der Seele eines Mannes, dem alle Welt nichts ist gegen den Weltheiland. Von diesem redet er so, daß wer Ihn liebt, auch dieses Buch lieben muß, und wer nichts von Ihm weiß, aus diesem Buch lernen mag, was Christen an Ihm haben. Also, Leser, bist Du ein Rohr, umhergetrieben von der gelehrten Windmacherei unserer Zeitschriften, sieh einmal diesen Fels, ob er nicht Grund hat in den Bedürfnissen der Menschheit und in der Liebe der Gottheit; der Du das Christenthum nicht kennst, siehe, das ist's, wie die Väter es gefühlt, wie es mächtig ist in der stillen kindlichen Seele; der Du glaubst — komme, höre, genieße und Dein Herz erfreue sich der Worte des Lebens.'

‚Große Freude' machte Stolberg auch das Urtheil von Claudius, der ihm wiederholt seine ‚volle Zustimmung' aussprach und ‚auf den Segen' hinwies, der aus seinem Werk, ‚das von Tausenden gelesen werde, für die Stärkung christlichen Glaubens im deutschen Volke unverkennbar hervorgehe'. ‚Von allen Seiten hört Perthes (der Verleger des Werkes, Claudius' Schwiegersohn) zustimmende Urtheile über Stolberg's Religionsgeschichte von ausgetrockneten Rationalisten, von denen man es am wenigsten erwarten sollte.' Nach dem Erscheinen des fünften Bandes dankte Claudius dem Freunde am 26. Nov. 1809: ‚Ich habe diese Tage in einem Athem den neuesten Theil Ihrer Kirchengeschichte durchgelesen und mich an dem durch das Ganze hingehenden christlichen Sinn erbaut, auch mich oft über Ihre Belesen-

heit gewundert. Der Stil in diesem Theil scheint noch lebendiger, als in den vorigen, und freilich kann der Inhalt dieses Theils mehr erheben und begeistern, als die Lumpenkönige von Israel und Gomorrha.'

‚Das Lob solcher Menschen, die es ehrlich meinen und die nur der Sache, nicht der Person wegen loben,' schrieb Stolberg im November 1809, ‚ist wohlthuend und ermuthigend zur weiteren Arbeit. Ich bekomme des Lobes so viel zu hören, daß ich daraus folgen darf: ein Werk dieser Art, wie ich es unternommen, war Bedürfniß, und trotz aller Mängel hilft meine Arbeit einigermaßen diesem Bedürfnisse ab.'

‚Absprechende Urtheile von Solchen, die überhaupt an keine Offenbarung glauben und in Bausch und Bogen verwerfen, werden mich nicht in meiner Ruhe stören, dagegen wünsche ich von Herzen, daß man die Mängel offen darlege und mich berichtige, wo ich geirrt, vornehmlich auch da berichtige, wo ich wider Willen auch nur durch ein Wort gegen die reine Lehre der Kirche gefehlt haben könnte.'

Aehnlich spricht er sich in der Vorrede zu dem fünften Bande aus. ‚Daß ich,' sagt er, ‚bei Bearbeitung dieser Geschichte der Erbarmungen Gottes gegen die Menschen mancherlei Fehler begangen, daran zweifle ich keineswegs: daß aber keine Irrthümer wider die heilige Lehre eingeschlichen seien, darf ich mit Freudigkeit hoffen, da ich als ein Laie und dazu als ein solcher, der am Abende seines Lebens in den Schooß der Kirche zurückkehrte, es mir zur Pflicht machte, meine Handschrift erleuchteten Gottesgelehrten mitzutheilen, deren Bemerkungen ich Vieles verdanke. Sollte dennoch irgend einem Leser scheinen, daß mir ein Irrthum entschlüpft wäre, so wolle er keinen Anstoß daran nehmen, sondern solchen meiner Unkunde zuschreiben oder einer Ueber-

eilung oder einem Mißgriff im Ausdruck oder etwa einem Mißverständnisse von seiner Seite. Ich bin herzlich bereit, jede Belehrung dankbar anzunehmen und jede Aeußerung zu widerrufen, welche mit den Lehren unserer heiligen Kirche nicht übereinstimmend befunden wird. Sie, „die Kirche des lebendigen Gottes, ist der Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit", wie der Apostel sagt, und an diesem Pfeiler hoffe ich durch die Gnade Gottes mich zu halten, auf dieser Grundfeste zu bestehen im Leben und im Tode.'

Joseph de Maistre hielt, gewiß mit Recht, diesen fünften Band, worin Stolberg mit inniger Liebe und Wärme die Geschichte des Heilandes behandelt, für einen der besten des ganzen Werkes. ‚Ich habe mich,' äußerte er sich im August 1811, ‚an Stolberg's Leben unseres Herrn und Heilandes bei wiederholter Lectüre wahrhaft erbaut. Es sollte das Werk des edlen Grafen in keiner gebildeten christlichen Familie fehlen; es sollte ein Führer und Leiter der Jugend sein. Neue Untersuchungen und Entdeckungen und die Fortschritte in der Quellenforschung werden in seiner Religionsgeschichte, die trotz ihrer gründlichen und umfassenden Studien doch keineswegs den Anspruch eines eigentlichen gelehrten Werkes erhebt, Manches berichtigen, Vieles ergänzen, Vieles auch unter andere Gesichtspunkte bringen, aber ich zweifle, ob man es in unserm Jahrhundert übertreffen wird an wahrer Gottes- und Menschenliebe, an Liebe zu Christus und seiner Kirche, an reinem und wahrhaft erbauendem Geist. Wie treffend sind auch seine Bezugnahmen auf die Zustände unserer Zeit, seine Aussprüche über die Verfolgung der Kirche durch den Geist der Welt, über die falschen Lehrer, über Ehe und Eid und dergleichen.'

De Maistre bezieht sich hier auf Stellen wie folgende: ‚Das Reich der Welt ist in beständigem offenbaren oder

verdeckten Kriege wider das Reich Jesu Christi. Das ist natürlich. Die Menschen können nicht wohl gleichgültig sein gegen eine Lehre, welche die Sinnlichkeit und den Stolz anficht, diese Zwingherren, Statthalter „des Fürsten dieser Welt", die im Raum und in der Zeit herrschen, unter deren Joch sie sich schmiegen. Wer die Lehre Jesu Christi bekennt und übt, dessen Leben ist — auch wenn er nicht spricht — eine beständige Rüge der Welt. Es gab Zeiten blutiger Verfolgung, und es wird Zeiten blutiger Verfolgung geben — wie denn auch wir schon erlebt haben. Die Zeit höhnender Verfolgung war immer; aber nie war ihr Hohn bitterer als anizt. In einem Zeitraum — ich mag nicht sagen Zeitalter, weil an der Idee von Alter eine natürliche Achtung haftet — in einem Zeitraum, wo Alles, was wahrhaftig, groß und edel ist, als lächerlich behohnlächelt und wo lächerlich zu erscheinen für die größte Schmach gehalten wird, wo die falsche Scham, dieser Rost der Seele, schon den Jünglingen die Afterweisheit des alten Höflings einflößt, den kein ernster Gedanke mehr stört, den keine Empfindung mehr beschleicht: in einer solchen Zeit muß des Heiligen gespottet werden, und je mehr diese Denkart zunimmt, desto schneller müssen auch die Zeiten offenbarer, blutiger Verfolgung kommen.'

Wiederholt kömmt Stolberg in verschiedenen Bänden seines Werkes auf die Verfolgungen zurück, auf die Gerichte Gottes über die Kirche in seiner Zeit und in der noch folgenden Zeit, und bezeichnet sie als Erbarmungen der Gnade.

‚Wenn Christen,' schreibt er, ‚die äußere Ruhe, die zur Ausbildung des innern Tempels ihnen verliehen wird, mißbrauchen und Gott vergessen, so schließt oder stürzt Er ihnen manchmal die äußeren Tempel, auf daß Sehnsucht

nach dem Heiligen in ihnen erwache. Er nimmt ihnen das Zeitliche, Er bedräut ihr Leben, auf daß sie des Ewigen gedenken mögen. Er läßt Verfolgungen zu, auf daß Einige des Heiles, Ihn in Schmach, in Banden, in Martern und im Tode zu bekennen, gewürdigt; Andere, die schon erlauten, durch das Beispiel der Bekenner und der Blutzeugen erwärmt werden, endlich, daß Andere durch äußeren Abfall den Verfall des Herzens offenbaren und daß der Leib Jesu Christi, der da ist Seine Kirche, durch Absonderung der faulen Glieder sich reinige und erstarke. Aus dem Feuer der Läuterung geht sie reiner wieder hervor und nach getilgten Aergernissen werden auch Ungläubige gewahr, daß die Hütte Gottes unter den Menschen stehe, kommen herbei und vermehren die Zahl derjenigen, die einer Kirche anhangen, deren Zerstörung sie vordem erwartet und gewünscht hatten.'

‚Am gefährlichsten für den Bestand der christlichen Lehre und Sitte sind die Verfolger im Innern,' nämlich jene ‚falschen Lehrer, die unter der Larve des heiligen Lehramtes das Wort des Lebens durch Deuteleien ihrer Afterweisheit zu entkräften suchen', und ‚unter dem Vorwande, den Aberglauben zu bekämpfen, Speer und Schild für den Unglauben erheben'. Sie läugnen ‚die Kräfte jener Welt, weil sie solche nicht erfuhren, und preisen die bloßen Kräfte der Natur, der unerleuchteten Vernunft als vermögend an, das natürliche Verderben des Menschen zu entwurzeln: Thoren, die es nicht einsehen wollen, daß eben das der verderblichste Aberglauben sei, wenn man mit Gefahr der unsterblichen Seele natürlichen Kräften beimißt, was die Kraft Gottes allein vermag.'

‚Die falschen Lehrer unterwühlen alle Grundlagen des Bestandes der menschlichen Gesellschaft, untergraben die Heilig-

keit und Unauflöslichkeit der Ehe, alle christliche Zucht und Erziehung in der Familie und im öffentlichen Unterricht.'

‚Nur in der christlichen Ehe kann die christliche Erziehung gedeihen, die in erster Linie Sache der Familie und der Kirche ist. Eine erleuchtete Staatsregierung fördert diese Familienerziehung und den segensreichen Einfluß der Kirche auf Schule und Unterricht.'

‚Wird im niedern und höhern Unterricht, wie es an unsern Lehranstalten nur zu häufig der Fall, die christliche Basis verlassen, so gewinnt ein verkehrter, alles Göttliche und Ewige bespöttelnder oder negirender Geist die Oberhand.'

---

Die Religionsgeschichte brachte Stolberg in vielfachen brieflichen Verkehr mit Katholiken und Protestanten, die sich, wenn auch ihm persönlich unbekannt, in religiösen und confessionellen Fragen um Belehrung, Rath und Hülfe an ihn wandten.

‚Ihr großes und schönes Werk,' schrieb ihm zum Beispiel Sulzer aus Constanz im Jahre 1811, ‚ist fast täglich in meinen Händen und ich gestehe, daß ich mich nicht leicht durch irgend ein anderes je in meinem Leben so belehrt und erbaut gefunden habe. Es regte mich zu schriftstellerischer Thätigkeit an und ich erlaube mir Ihnen beifolgende Schrift' — eine Schrift polemischen Inhaltes gegen die Protestanten — ‚mit der Bitte zu übersenden, mir Ihr Urtheil darüber offen sagen zu wollen.'

‚An Ihrem Buche,' erwiderte Stolberg, ‚erbaut und erfreut mich vorzüglich die Inbrunst der Liebe, verbunden mit heiligem Eifer für die Wahrheit, welche beide vereint Sie so dringend antreiben, für das Heil unserer irrenden Brüder zu sorgen. Sie haben sehr wohl gethan, nicht lange

bei den einzelnen strittigen Lehren zu verweilen, da Sie mit so vieler Stärke die Lehre, auf welcher das Ganze beruht, die Lehre von der Kirche und deren Einheit und Unfehlbarkeit, dargestellt haben. Alles was Sie darüber sagen, ist vortrefflich und wird, wie ich nicht zweifle, wahren Segen bringen. Sehr wahr und einleuchtend ist auch, was Sie vom eigentlichen Geiste des Protestantismus sagen, dessen Wirkung seinen Stiftern selbst entging, anizt aber, beim Lichte der Erfahrung, keinem denkenden Protestanten entgehen sollte. Indessen entgeht er manchen aufrichtig gesinnten frommen Protestanten, deren es wahrlich auch unter den Gelehrten gibt, Männern, welche bei vielem Verstande und großen Kenntnissen mit Vorurtheilen befangen bleiben, dennoch aber der Lauterkeit ihrer Gesinnung wegen in die Kategorien solcher gehören, die Sie selbst als Brüder in Jesu Christo lieben. Unter den Ungelehrten (und, wie gesagt, auch unter einigen der Gelehrten) gibt es sehr viele, welche vom Geiste des Protestantismus als solchem nicht angesteckt sind, nie unruhig wurden, weil sie in der heiligen Schrift volle Genüge finden und von Herzen an Jesu Christo hangend aus Liebe zu Ihm thun und lassen, was sie aus Liebe zu Ihm thun und lassen zu müssen glauben und mit demüthigem aber herzlichem Vertrauen an Jesum Christum hangen, mit reinem Vertrauen, welches Fleisch und Blut nicht können gewirkt haben. Pflanzen, die auf solcher Wurzel stehen und solche Früchte tragen, kann und darf ich nicht für solche halten, die der himmlische Vater ausreuten werde. Sie glauben, daß die Zahl solcher sehr gering sei. Und das thut mir wehe, weil ich glaube, daß ein solches Urtheil widrig wirken müsse. Sowohl solche harte Stellen, als auch zudringliche, in welchen Sie geradezu auf bestimmte Antwort dringen, scheinen mir zur Erbitterung zu führen. Ich rede

aus Erfahrung. Sieben Jahre habe ich mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit gesucht, nachdem ich auf eine Weise, die Gott fügte, zum Suchen veranlaßt worden. Nach siebenjährigem Suchen ward ich wieder auf eine Weise, die Gott fügte, durch zusammentreffende Umstände zur Erkenntniß der Wahrheit geführt. Andere suchten länger und besser wie ich, fanden noch nicht, was ich fand: aber sie dienen Gott in Einfalt des Herzens besser als ich und finden gewiß die Wahrheit dereinst im Reiche des Lichts und der Wahrheit.'

Eine adeliche protestantische Dame, durch die Lectüre der Religionsgeschichte der katholischen Wahrheit näher gebracht, bat ihn im Jahre 1812 um Rath und stellte ihm insbesondere die Gewissensfrage, ob sie auch im Geheimen katholisch werden dürfe. Stolberg antwortete am 6. October: ‚Ich säumte mit der Beantwortung Ihres Briefes, obschon ich versichert war: Ihre Frage auf beruhigende Weise beantworten zu können. Die Wichtigkeit derselben machte es mir zur Pflicht, meine Meinung dem Urtheile eines sehr würdigen Mannes, des Paters Schneider, apostolischen Vikarius, zu unterwerfen. Es versteht sich von selbst, daß ich bei Darlegung des Falles die Person ungenannt ließ. Das Urtheil des würdigen Geistlichen stimmt mit meiner vorgefaßten Meinung vollkommen überein. Er rathet zu ernster Prüfung Ihres Vorsatzes und zu vollständigem Unterricht in der katholischen Religion. Hierzu würde ich Ihnen Overberg's Handbuch der Religion vor allen anderen empfehlen und, wofern Sie mir einen Weg, es in Ihre Hände gelangen zu lassen, angeben können, Ihnen senden. Er empfiehlt Ihnen, durch Gebet nach vollkommener Reue zu trachten und zu bitten um Wachsthum im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe. Allerdings dürfen Sie, der von Ihnen angeführten Gründe wegen, im Geheimen katholisch

werden und katholisch sein. Aber schriftlich sein Glaubensbekenntniß einem entfernten Priester übersenden, das kann nicht stattfinden und wäre zwecklos. Mit dem ernsten Willen, ein Mitglied der Kirche zu sein, ist man es schon und wird es dann vollkommen durch den würdigen Gebrauch der Sacramente, deren freiwillige Entsagung irgend einer Ursache wegen gegen jenen ernsten Willen zeugen würde. Der Priester, dem Sie Ihr Geheimniß anvertrauen werden, darf es durchaus nicht verrathen, und gewiß wird er nicht von Ihnen fordern, daß Sie es kund machen. Thäte er es fordern — das ist meine Ueberzeugung — so können Sie ja statt seiner einen andern zum Beichtvater nehmen. Die erlaubte Bewahrung Ihres Geheimnisses schließt den einen Fall aus, daß Sie um Ihren Glauben befragt würden. Dann dürfen Sie die Wahrheit nicht verletzen, Ihren Glauben nicht verläugnen. Protestantische Religion wäre auch Verläugnung. Sie müssen, insofern es irgend möglich ist, wenigstens einmal des Jahres beichten und das heilige Abendmahl empfangen und zwar in der sogenannten österlichen Zeit, welche vierzehn Tage vor Ostern anfängt und vierzehn Tage nach Ostern aufhört, doch aber für Personen, die in Ihrem Falle sind, bis zum Sonntage Trinitatis verlängert wird. Frömmere Katholiken, denen es um die Religion ernst ist, pflegen wenigstens alle Monate zu beichten und zu communiciren.'

‚Ich weiß aus Erfahrung, meine edle Freundin, wie die Phantasie durch die Idee des ernsten Schrittes der Rückkehr in die Kirche geschreckt werde. Und für Sie wird dieser Schritt allerdings durch Ihre Lage weit schwerer, als er es für meine Frau und mich ward oder vielmehr zu werden schien. Sie werden sehen, wie Gott Ihnen Kraft und Freudigkeit geben und zu jeder Aufopferung Sie stärken

werde; Sie werden erfahren, daß die Beichte, vor welcher, ehe man je eine ablegte, der Natur graut, das Herz erleichtert und, sowie sie ein unerläßliches Religionsbedürfniß ist, auch zum wahren Bedürfniß des Herzens wird. Vom Genusse des heiligen Sacraments des Altars ahnen Sie gewiß mehr, als Worte sagen können, und gewiß gibt Jesus Christus, wenn Er Sich Selbst uns gibt, uns unendlich mehr als wir ahnen können. Meine theure, edle Freundin, diesen Gnaden dürfen Sie keiner Besorgniß wegen sich entziehen! Gehen Sie freudig, wohin der Sohn Gottes Sie führt, ohne rechts und links oder hinter sich zu schauen. Er schaut für Sie rechts und links und hinter Sie hin; Er leuchtet als Feuersäule Ihnen vor; Ihm ist es ein Leichtes, als Wolkensäule Sie den menschlichen Augen zu entziehen.'

‚Zum Beschlusse empfehle ich Ihnen das heilige Buch des Thomas von Kempen von der Nachfolge Christi. Gott sei mit Ihnen, edle Freundin, in der Fülle seiner Erbarmungen! Er sei gepriesen dafür, daß er Sie auf die heilige Betrachtnng der Einen von Jesu Christo Selbst gestifteten Kirche, die sich immer gleich bleibt, geführt hat. An diesem Felsen scheitern alle Zweifel.'

Nach Empfang eines weitern Briefes der Dame schrieb er ihr am 10. Februar 1813: ‚Gelobt sei Jesus Christus! Schon seit einigen Posttagen schob ich es auf, Ihren lieben Brief vom 21. Januar zu beantworten. Nicht aus Trägheit schob ich es auf, aber auch nicht aus Etwas, das besser wäre. Ihr Brief setzte mich in einige Verlegenheit, und es war mir, als dürfte ich Zeit gewinnen, indem ich doch nur Zeit verlor. Ich hatte um desto mehr Unrecht, indem ich eben dieses Versehen — erlauben Sie mir, es Ihnen offen zu sagen — an Ihnen rügen wollte. Sie, meine theure Freun-

bin, meinen noch ein Jahr gewinnen, noch diese Ostern, wofern ich Sie recht verstehe, mit der lieben Tante lutherisch communiciren zu können. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie dadurch ein Jahr verlieren würden, und wer vermag zu sagen, welchen Verlust ein mit Absicht verlorenes Jahr nach sich ziehen könne? Die Communion enthält ein feierliches Bekenntniß und das Bekenntniß des erkannten Irrthums ist Verläugnung der erkannten Wahrheit. Ich schreibe Ihnen das mit schwerem Herzen, mit dem vollen Gefühle der großen, Ihnen vielleicht indiscret scheinenden Forderung. Ich habe lebendiges Gefühl mit Ihrer Lage. Sie ist von der Art, daß sie, je erträglicher Sie solche zu machen suchen, desto beschwerlicher werden muß. Sie kommen mir vor wie ein Kranker, dem das Lager, worauf er ruht, beschwerlich wird, und ich gestehe es Ihnen, daß ich das Ihrige hart finde. Sie dürfen aber auch nicht darauf liegen bleiben. Jesus Christus ruft Ihnen zu: „Stehe auf und wandle!" Wäre nur vom Zeitverlust die Rede, so würde ich es doch für sehr bedenklich halten, den Gnaden der Sacramente aus menschlichen Rücksichten entsagen zu wollen. Aber Ihr Fall ist noch weit ernsthafter. Wofern Sie aus Menschenfurcht Jesum Christum verläugnen, obschon mit dem Vorsatze, Ihn zu gelegener Zeit zu bekennen, so übernehmen Sie selbst die Führung Ihrer Seele, die Ihm gebührt, und rechnen doch zugleich auf Gnaden von Ihm für die Zukunft, denen Sie izt aus Wahl entsagen. Wer verbürgt Ihnen diese gehofften Gnaden? Und welche Unruhe würden Sie im Gewissen fühlen! Glauben Sie es mir sicher, es kommt nur auf einen scheinbaren Salto mortale an, der aber ein Schwung zum Leben für Sie wird werden an Seiner Hand. Er verließ noch keinen, der sich auf Ihn verließ. Seine Gnade ist den Bekennern immer gegenwärtig. Es sei nun, daß Er

die Herzen der Personen, die Sie scheuen, sänftige, oder es sei, daß Er Sie von dieser der Natur so empfindlichen Seite mit Leiden heimsuche, so werden Sie Ihn ewig für dieses oder für jenes preisen. Vertrauen Sie Ihm, verwerfen Sie alles Vertrauen auf selbst gewählte, Zufällen ausgesetzte und — was die Hauptsache ist — nicht erlaubte Wege des Aufschubs. Es mögen noch so heftige Stürme von Außen über Sie ergehen, so werden Sie von Innen ruhig sein, geleitet an der Hand des Sohnes Gottes gleich dem Petrus auf den Wogen, gleich dem Petrus, der durch edles Bekenntniß Jesu Christi zu den höchsten Gnaden gelangte, die je einem Menschen widerfahren sind. Ich schreibe Ihnen mit Schamröthe, edle Freundin! Denn mir war es durch äußere Umstände leicht, den Schritt zu thun, den äußere Umstände Ihnen so schwer machen. Aber ich muß Ihnen doch meine innigste Ueberzeugung mittheilen. Gott wolle Sie leiten, Ihnen Kraft und Muth geben, so werden Sie schon hienieden überschwänglich getröstet werden. Bitten Sie im Glauben, Hoffnung und Liebe: Sie werden gewiß erhöret und sich selig auch im Leiden fühlen.'

Ebenso beachtenswerth zur Würdigung seines religiösen und confessionellen Standpunktes ist ein fast gleichzeitig geschriebener Brief an v. Kannegießer, der ebenfalls durch die Religionsgeschichte veranlaßt sich in Conversionsfragen an ihn gewendet hatte. ‚Es rührt und erfreut mich in hohem Grade,' antwortete Stolberg am 27. Januar 1813, ‚daß Gott Ihnen die Gnade erwiesen hat, Sie von der Wahrheit der katholischen Religion und, um mich Ihrer eigenen Ausdrücke zu bedienen, Sie davon zu überzeugen, „daß die katholische Kirche die wahre Kirche Gottes sei, der Er Seine Heilsgüter vor allen andern besonders in hohem Maße anvertraut, und welcher Er Seinen Geist vornehmlich

verheißen habe". Ist nun die katholische Kirche diese wahre Kirche Gottes, so ist sie ja für den, der diese Wahrheit erkannt hat, diejenige, in welche der, welcher ihm diese Erkenntniß gab, welcher diese Kirche stiftete und mit Heilsmitteln sie begabte, ihn einzutreten vornehmlich einladet. Seine Einladung erging an Sie, als er Ihnen diese Erkenntniß gab. Er stand, Er steht vor Ihrer Thüre und klopft an, auf daß Sie Ihm aufthun und Ihm folgen mögen, wohin Er Sie ruft. Da Sie meine Geschichte der Religion Jesu Christi und die Uebersetzung von zwei Schriften des heiligen Augustin gelesen haben, so bedarf ich wohl nicht, Ihnen zu sagen, wie sehr ich davon entfernt bin, die Protestanten, welche Gott aufrichtig, mit Demuth und mit Inbrunst suchen, und die Kirche, in welcher sie geboren sind, für die beste halten, zu verdammen. Unter solchen habe ich viele heilige Seelen gekannt, kenne deren auch noch und verehre sie desto mehr, da sie, großer Heilsmittel entbehrend, weil sie solche nicht kennen, dennoch zu solcher Gottseligkeit gelangt sind. Wenn aber ein Protestant zu dieser Erkenntniß gekommen ist, welche Ihnen einleuchtend ward, so muß er ohne Zweifel die zerrissenen Netze, an denen er flickte, schnell verlassen und dem nachfolgen, der ihm mit freundlichem Ernste ruft.

„Ich fürchte — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit — daß das Verlangen nach außerordentlichen Kräften eine Versuchung sei, die Ihnen gefährlich ist. Dieser bedürfen wir gewiß nicht, wenn Gott sie uns nicht gibt. Der Trieb nach ihnen kann täuschend sein, ja ich glaube, daß er immer täuschend sei, und daß diejenigen, denen Gott diese Kräfte verlieh, am wenigsten sie erwartet hatten. Diese Kräfte geben auch dem, der sie besitzt, kein Siegel des Heils. Nicht seinetwegen werden sie ihm gegeben, sondern, wie Paulus

von der Gabe, mit Zungen zu reden, ausdrücklich sagt, der Ungläubigen wegen, unter denen er die Heiden meint, welche durch auffallende Kraftverweisungen sollten zum Hören des Wortes angelockt werden. Wir wissen nicht, warum zu gewissen Zeiten Gott seinen Arm — der nie verkürzt, aber manchmal mehr, manchmal weniger umwölkt ist — mehr als zu andern Zeiten offenbart; doch dünkt mich, es lasse sich mit großer Wahrscheinlichkeit erklären, warum Jesus Christus, der da, wo Juden, die vom erwarteten Messias wußten, Ihm doch nicht glaubten, ihres Unglaubens wegen keine Zeichen that — in Nazareth, wo die Einwohner so viel mehr Verantwortung als andere hatten — warum, sage ich, Jesus Christus unter den getauften Ungläubigen unserer Zeit auch selten Wunder thue, da solche so oft nur ihnen zur Verdammniß geschehen würden. Gott wolle Ihnen ferner vorleuchten mit Seiner Leuchte und Ihnen Ruhe und Seligkeit gewähren, schon hier auf Erden!'[1]

‚Wie viele Seelen,' schrieb Friedrich von Schlegel im Juli 1816, ‚durch Stolberg's Geschichte der Religion Jesu Christi zur Erkenntniß der katholischen Wahrheit gelangt sind, wird erst an jenem Tage offenbar werden, an welchem Alles offenbart wird. So oft ich mich bei Conversionen, die Gottlob zahlreicher werden in unserer Zeit, nach den Gründen erkundigte, so hörte ich fast stets den Namen Stolberg's und seiner Geschichte nennen. Was wir, ich und

[1] Stolberg's Religionsgeschichte übte auch auf die Conversion von J. N. Böhl von Faber ihren Einfluß aus. Vergl. Rosenthal, Convertitenbilder (Schaffhausen 1866), Bd. 1, 198. In Ermeland ausgesprochenermaßen auf die Conversion des letzten Landvogteidirectors A. Olszewski. Vergl. Danziger Kirchenblatt 1867, S. 131 ff. Ueber die Einwirkung Stolberg's auf die Diöcese Ermeland überhaupt vergl. Hipler im Ermeländer Pastoralblatt 1877, Nro. 7.

meine Frau, für unsere Rückkehr zur Kirche sowohl dem Beispiele des Mannes, als seinem Werke schulden, das können wir mit wahrem Dank nur dort aussprechen, wo man in stiller Andacht dem Allbarmherzigen für Seine Gnaden dankt und Ihn um Segen für diejenigen anfleht, die Er als Werkzeuge für diese Gnaden gebrauchen wollte.'

‚Es ist hier in Wien,' heißt es in einem Briefe Schlegel's an Stolberg, ‚ein großer Prediger aufgestanden, Pater Bernardinus bei den Serviten, ein wahrhaft katholischer und apostolischer Verkündiger Gottes und seiner Herrlichkeit, wie es deren izt so wenige gibt. Dabei ein Redner, der selbst weltlich Gesinnten Ehrfurcht einflößt. Es hat mich gerührt und erfreut, daß er Ihnen und Ihrem Werke am meisten schuldig zu sein glaubt von dem, was er etwa leistet.'

Wie für Schlegel und seine Frau, so wurde Stolberg's Geschichte auch für den Prinzen Adolf von Mecklenburg ein Werkzeug der Bekehrung. Der Prinz wandte sich nach seiner Conversion im Jahre 1818 brieflich an ihn, ‚um Ihnen', sagt er, ‚den innigsten Dank darzubringen, den eine Seele fühlt, die lange nach Beruhigung und einer festen Ueberzeugung sich gesehnt, und dieselbe endlich gefunden durch Lesung Ihres herrlichen Buches der Religion Jesu.' ‚Der Himmel vergelte Ihnen all' den Segen, den Sie durch Ihre Schriften verbreiten, in einer Zeit, wo es der guten Arbeiter so wenige gibt, und wo der Geist des menschlichen Wissens sich so sehr in seiner Einfalt über die göttliche Weisheit erhoben hat, in einer Zeit, wo so Viele glauben, es bedürfe des ersteren nur, um den Zweck unseres Lebens hier auf Erden zu erreichen. Doch dieser alles Gute untergrabenden Philosophie ist ein überzeugender Beweis in Ihrem herrlichen Werke entgegengesetzt, welcher nicht unterlassen wird, tausendfältige Früchte zu tragen. Gegen solche von Jahrhundert

zu Jahrhundert durchgeführte Beweise muß alle Afterweisheit verstummen. Ewig werde ich dem Geber alles Guten danken, das Buch der Religion Jesu in meine Hände geführt zu haben. Auch soll es von nun an mein einziges Bestreben sein, diesen Glauben durch Wort und That öffentlich vor der Welt zu bekennen, da er der einzige sichere Weg ist, um dahin zu gelangen, wohin all' unser Hoffen geht.' ‚Ew. Durchlaucht Schreiben,' entgegnete Stolberg, ‚beschämt mich so sehr, wie es mich erfreut. Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen Glück zu dem Lichte, das Ihnen aufgegangen, und zu der Treue des Herzens, mit welcher Sie diesem Lichte gefolgt sind. Diese Treue ist eine Gnade Gottes, welche Ihnen für mehr Gnade bürgt, die der Allbarmherzige denen schenkt, welche der ersten treu bleiben. Ich kann aber nur mit Beschämung sehen, daß Sie meiner Geschichte der Religion Jesu Christi die Ihnen von Gott geschenkte Ueberzeugung zuschreiben wollen. So wie im Reiche der Natur Gott einem kleinen Samenkörnlein, das er auf guten Boden fallen läßt, überschwängliches Gedeihen gibt, so und noch viel mehr thut Er es im Reiche der Gnade.'

Selbst auf Steffens machte das Werk einen tiefen Eindruck. Er wurde durch dasselbe der katholischen Kirche näher geführt. ‚Ich weiß recht gut,' schrieb er mit Bezug darauf an den Convertiten Nikolaus Möller, ‚daß ich mich der Kirche mehr nähere, als die Protestanten ahnen, und es hat mich ergriffen, daß der herrliche Stolberg, den ich wahrlich höher schätze, als er es selbst zu ahnen scheint, das auch meint. Tief rührt es mich, daß die Guten für mich beten, daß sie mir, dem Unbekannten, theilhaftig machen möchten das Heiligste, was sie anbeten. O möchten sie unabläßig beten, ich bedarf der Erleuchtung nicht allein, auch der Besserung nur zu sehr. Und wenn ich sagen darf, daß,

so viel ich es weiß, Gott meine Feder bewahrt hat vor groben Mißgriffen und rein erhalten vor absichtlicher Verstellung und Lüge, so ist das Alles — aber wie oft, wenn meine Worte die Menschen bewegen, so fühle ich, daß es nur der Schall eines gedämpften Instrumentes ist — und könnte ich mit Gottes Gnade die schwarze Last abwälzen, dann würde der helle Klang und der donnernde Ruf hereinbrechen und ich würde nicht stolz, aber mächtig, nicht durch mich, aber durch Ihn sein.' [1]

‚Wegen des großen Einflusses', den er ‚auf Tausende ausgeübt und fortwährend ausübe', wurde Stolberg wiederholt von Freunden mit der Bitte angegangen, sein eigenes Leben zu beschreiben. Aber er lehnte diese Bitte jedesmal ab. Als Schlosser in Frankfurt ihn für seine ‚Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelehrtheit' um biographische Mittheilungen ersuchte, antwortete er ihm am 20. Februar 1816: ‚Sein eigenes Leben und Sein öffentlich darlegen,

---

[1] Goethe, der den hohen geistigen Adel Stolberg's richtig würdigte mit den Worten: ‚In Stolberg war die Fülle der Menschheit, das Gemüth des Großen', wurde von dessen Religionsgeschichte eigenthümlich bewegt. ‚Man fragte ihn einst in Jena,' berichtet von Binzer in Goethe's Briefen an die Gräfin Auguste Stolberg, ‚als die Kirchengeschichte sehr gepriesen ward und Damen sie lasen, was er davon halte? Goethe verfiel sofort aus einer heitern Laune in eine sehr ernste, wurde zurückhaltend in seinen Aeußerungen und sprach nur mit wenigen Worten die Ansicht aus: „Man müsse sich von solchen Büchern nicht führen lassen, man urtheile danach über menschliche und göttliche Dinge und am mehrsten über eigene Zustände befangen". Er wurde dann, obgleich er im Kreise schöner Frauen war und lange weilte, immer stummer, und saß wohl zwei Stunden, nur einzelne halbdeutliche Laute sprechend, fast unbeweglich auf seinem Stuhle, wobei die Augen häufig rollten. Ich sollte meinen, es ging damals an seiner Seele viel vorüber.'

darf, meine ich, nur Einer, den Gott selbst dazu beruft. Die Stimme, welche dem Augustin das tolle et lege zurief, flüsterte ihm ohne Zweifel den Befehl ein, seine Bekenntnisse zu schreiben. Um das zu dürfen und auch nur auf gewissen Grad es zu können, muß einer den alten Menschen ganz ausgezogen haben und mit dem großen Apostel sagen können: Christus lebet in mir. Augustinus' Bekenntnisse — d. h. den eigentlich biographischen Theil derselben — möchte ich, wofern ich dem hehren Büchlein eine andere Benennung geben dürfte, eine dramatische Ascetik nennen, wie sie nicht ihres Gleichen hat.' ‚Um aber,' fügte er hinzu, ‚in Absicht Ihres Begehrens biographischer Mittheilung nicht mit ganz leeren Händen vor Ihnen zu erscheinen, bringe ich Ihnen folgende Geschichte, von der ich Augenzeuge war und die ich sowohl ihres innern Werthes als des großen Mannes wegen, der mein ältester Freund war und dem ich unendlich viel verdanke, gern erhalten möchte. Klopstock ruhte eines Nachmittags auf seinem Lehnstuhle; ich war bei ihm. Nach und nach kamen Besuche, es waren auch junge geistreiche Weiber darunter. Ich weiß nicht, wie das Gespräch auf das Gebet kam, es ward darüber Einiges gesprochen und Vieles geschwatzt. Alle glaubten, Klopstock schliefe. Das Geschwätz mochte ihm weh gethan haben; er richtete sich auf, ward blaß, wie ihm zu widerfahren pflegte, wenn er recht innig von einer Empfindung ergriffen war, sagte mit seiner leisen, feierlichen Stimme: „Das Gebet ist das Leben der Seele", und sank wieder nieder in seinen Lehnstuhl.'

Auch Ludwig von Haller, der Stolberg mit Hinweis auf Goethe's Wahrheit und Dichtung zur Abfassung seiner Biographie ermunterte, erhielt im Jahre 1818 eine abschlägige Antwort. Auch ihn verwies er auf die Bekenntnisse des

hl. Augustinus. ‚Ich kann Ihnen darüber nur sagen, was ich in meinem Geschichtswerk über dieses herrliche Werk und mit Bezug darauf gesagt habe.‘ ‚Sich selbst, nicht nur in Erzählung äußerer Schicksale und Handlungen, sondern in seiner Denkart, mit all' seinen Schwächen und Sünden in Entfaltung des Herzens darlegen und mit dankbarer Anerkennung der Erbarmungen und Gnaden Gottes, das kann wohl Keiner ohne große Gefahr der Selbsttäuschung und der Unlauterkeit unternehmen, wenn er nicht gleichsam von seinem eigenen Selbst entkleidet worden, das heißt, wenn ihm sein natürliches Selbst nicht so sehr in seiner Nichtigkeit und die Gnade Gottes so sehr in ihrer Herrlichkeit fühlbar geworden, daß er — man erlaube mir den Ausdruck — nicht sowohl der Erdbeschreiber seines Wesens, sondern der Geschichtschreiber der ihm widerfahrenen Erbarmungen der ewigen Liebe wird. Ohne zur tiefsten Selbsterkenntniß durch Demuth gelangt zu sein, wird dazu Niemand sich ungestraft erkühnen dürfen, noch auch dazu sich erkühnen wollen, wenn nicht Gott ihn dazu beruft. Und beruft ihn Gott dazu, so wird auch seine Schrift ein eigenes Siegel freimüthiger Demuth und demüthiger Freimüthigkeit haben, welches von der Selbstvergessenheit des Schriftstellers und von seinem einzigen Zwecke der Verherrlichung Gottes im Heile der Menschen sichern Beweis gibt. Augustin und Teresa konnten und durften die Geschichte ihres Herzens schreiben, weil sie die Geschichte ihres Herzens schreiben mußten und sollten.‘ ‚Wir sehen Augustinus, wenn wir das Büchlein lesen, im Staube liegend sich unterhalten mit Gott, sich sonnend in Seiner Liebe. Die Leser schweben ihm nur wie Schatten vor. Und das eben gibt diesen Bekenntnissen den höchsten Werth, auch für uns. Denn es ist schwer, daß ein Verfasser seiner eigenen Lebensgeschichte, der seine

Leser gleichsam um sich selbst versammelt, um sich mit ihnen darzustellen, mit lauterer Unbefangenheit erzähle, wenn er auch die Absicht hat, wahrhaft zu sein. Für den Gegenstand seiner Erzählung wird der Erzählende leicht eingenommen, und ist er nun selbst der Gegenstand, wie groß ist dann die Gefahr! Wie groß! Ob wir uns selbst, oder ob wir Gott zum Mittelpunkt, zum Endzweck unseres Bestrebens machen, das entscheidet nach der Wage des Heiligthums unsern Werth! Augustinus macht nicht sich zum Mittelpunkt seiner Erzählung. Gott ist ihm Alles und in Allem! Wie ein frommer Beobachter der herrlichen Natur in den Blumen des Gefildes die Güte Gottes sieht, der Seine Kinder, die Menschen, erfreuen will, so sah Augustinus in sich nur die Erbarmungen Gottes. Und weil er in diesem Gefühle der tiefsten Demuth den Allwissenden Selbst anredet, so wird eben dadurch seine Erzählung für uns desto lehrreicher, weil unsere Belehrung nicht sein nächster, nicht sein Hauptzweck ist.'

Statt seines eigenen Lebens schrieb Stolberg ‚dem deutschen Clerus als ein hohes Musterbild zur Nachahmung': das Leben des hl. Vincentius von Paul, ‚dieses Apostels der Liebe', sagt der Protestant Nicolovius, ‚der zuerst den Gedanken der Stiftung des Ordens der barmherzigen Schwestern faßte, welcher Orden das große Dogma der katholischen Kirche von der rechtfertigenden Liebe in seiner ganzen Herrlichkeit und Lebensfülle vor die Augen der Welt hinstellt'.

‚Vincenz war ein Mann von Kraft und Leben,' schrieb Stolberg an seine Schwester Catharina, ‚Eifer und Liebe, wie man sie selten sieht, die Gott aber von Zeit zu Zeit als lebende und belebende Lampen Seines Tempels gesandt hat, und senden wird bis an's Ende der Tage.' ‚Es ist zum Erstaunen, wie viel der Mann, oder wie vielmehr Gott

durch ihn in Frankreich gewirkt hat zu einer Zeit,' sagte er am 11. November 1816 in einem Brief an den Bruder, ‚da es wahrlich sowohl in physischer als moralischer Hinsicht dort nicht besser stand, als izt. Ich glaube noch viel schlechter. Ich habe mich entschlossen, das Leben dieses apostolischen Weisen zu schreiben.'

Die Lebensbeschreibung erschien im Jahre 1818, gewidmet dem Münsterischen Weihbischofe Caspar Max von Droste-Vischering, ‚der in einer Versammlung von hundert Kirchenhäuptern, Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen, wiewohl er keiner Kirche vorstand, das Beispiel heldenmüthiger Kühnheit gab, des mit Banden drohenden Tyrannen nicht achtete, weil die Wahrheit ihn frei machte, und er nur Gott fürchtet, daher auf Befreiung des gefangenen heiligen Vaters drang und Anlaß gab zur Vereitelung der arglistigen Anschläge des Afterkaisers gegen die Kirche Gottes'.

‚Das Werk diente,' sagt Perthes, ‚zur Erbauung auch unter den Protestanten, denen doppelt und dreifach Noth thut, solche lichte Gestalten selbstopfernder Liebe und Barmherzigkeit lebendig vor Augen zu haben.' Stolberg's Bruder wurde ‚von dem Werk mächtig ergriffen'. ‚Deinen Vincentius,' dankte er am Pfingsttage 1818, ‚habe ich in den Morgen- und Abendstunden mit hohem Genuß, großer Freude und Bewunderung und, ich mag wohl sagen, ächter Erbauung gelesen. Welch' ein Mann! Mit welcher tiefen Beschämung läßt sich durch sein Beispiel lernen, was der Mensch zu thun vermöge. Denn obgleich er ein auserwähltes heiliges Rüstzeug war, der über alle Vergleichungen und Nacheiferung weit erhaben war, so sehen wir doch, was die menschliche Natur thun könne, wenn ein höherer Segen ihre Kräfte heiligt. Oftmal hat mich, selbst bei den oft empörenden Künsten der Gaukler, der Gedanke mächtig ergriffen,

wie demüthigend es sei, daß wir, indeß verworfene Menschen ihren Leib durch fortwährende Anstrengung zu unglaublicher Geschicklichkeit abrichten können, so wenig für die Veredlung, Reinigung und Erhöhung unseres Geistes, es sei durch unsere Bemühungen oder durch die beständige Anrufung einer höhern Unterstützung, thun. Der rege Trieb und die geheiligte Wirksamkeit unseres ehrwürdigen heiligen Vincentius, sowie die fromme Demuth, mit der er den über alle Erwartung gekrönten Erfolg seiner Bemühungen anerkannte, den er nicht zu verkennen vermochte, machen ihn zum wahren Apostel. Auch bin ich gewiß, daß sich der Segen aller Art, den er um sich in dem weitesten Kreise verbreitete, noch immer mehr und mehr ausdehnt, ja daß die heilsamen Folgen dessen, so er gethan hat, nur mit unserer Erde ein Ende nehmen werden. Hier ein Ende nehmen werden, denn dort oben haben sie eine ewige Fortdauer. Und welche kindliche heilige Einfalt hatte er! Du hast durch diese Lebensgeschichte einen großen Segen unter so viele gebracht, die es Dir danken, den großen Mann und die Wunderwerke seiner Liebe kennen gelernt zu haben.' ‚Es thut mir wohl,' erwiderte Stolberg, ‚daß mein Vincentius Dir so lieb geworden. In der That hat Gott große Wunder der Erneuerung eines auch zu jener Zeit tiefverfallenen Volkes durch diesen in Kraft der Demuth und des Vertrauens mächtigen Mann gethan.'

---

Während Stolberg ‚aus der Fülle des Herzens mit bester Kraft' für die Erhaltung und Wiederbelebung christlichen Sinnes wirkte, beförderte er hierdurch zugleich die sittliche Erhebung des Volkes in den Jahren vaterländischer Schmach und Knechtschaft und ‚den nationalen Aufschwung', der nur aus innerer Läuterung hervorgehen konnte. Wie

als christlicher Apologet, so gehörte er als begeisterter Freund des Vaterlandes zu den edelsten und opferfreudigsten Männern der Zeit.

‚Die wahre Liebe des Christen, die Liebe zu Gott und Seiner heiligen Kirche, weiht und heiligt auch,‘ schrieb er an seinen im kaiserlichen Heere dienenden Sohn Ernst, ‚seine Liebe zum Vaterlande: sie ist wie eine Sonne, welche diese Liebe erleuchtet und wärmt. Darum sei unser Wahlspruch: Mit Gott für Kaiser und Vaterland!‘

‚Gott helfe dir,‘ rief er im Jahre 1813 aus, ‚Er lasse dich neu gesunden und erstarken, du großes, gutes Vaterland, dem von Jugend auf meine Liebe gehörte, in Leid und Freud, in Schmach und Ruhm.‘

‚Ich kenne und kannte in meinem langen Leben,‘ schrieb Franz von Fürstenberg während der Zeit der schmachvollen Erniedrigung Deutschlands unter dem Napoleonischen Joch, ‚Viele der Edelsten der Nation, Keinen aber sah ich Stolberg an ächter Vaterlandsliebe übertreffen. Sein deutsch und kaiserliches Herz ist rein wie Gold und glänzt wie Demant.‘ ‚Stolberg's vaterländische Gesinnung und Bewährung,‘ sagte Freiherr von Stein, ‚war mir allzeit ebenso ehrwürdig wie sein herrlicher Christenglaube und seine demüthige Frömmigkeit: sie floß aus diesem Christenglauben und dieser Frömmigkeit.‘

## VIII. ‚Mit Gott für Kaiser und Vaterland'.

‚Die wahre Vaterlandsliebe,' schrieb Stolberg wenige Wochen nach seiner Conversion aus Carlsbad an die Fürstin von Gallitzin, ‚faßt in Allem das höhere Wohl des Volkes, dem man angehört, in's Auge: die Güter des Glaubens, die des Rechtes, der Freiheit und Sitte. Sie kann nie wandeln auf den Wegen des gewaltsamen Umsturzes und der Revolution, nie pactiren mit einem äußern Feind und nie sich in den Dienst des Unrechts begeben, auch wenn scheinbar ein augenblicklicher Vortheil sich aus diesem Dienste ergeben sollte. Welch' eine Schmach für uns Deutsche ist der unter uns herrschende Franzosengeist, die Dienstbeflissenheit gegen den gewaltsamen corsischen Abenteurer, der mit seinen Horden Schrecken und Verheerung verbreitet und kein anderes Recht kennt als das der Macht und des Schwertes.'

‚Was all' unsere Kräfte lähmt und uns immer tiefer erniedrigen wird,' äußerte er sich am 18. September desselben Jahres 1800, ‚das ist nicht bloß die Scheelsucht und Vergrößerungssucht deutscher Staaten gegen Kaiser und Reich, das Buhlen mit den Franzosen und die Hoffnung, mit ihrer Hülfe neue Gebiete zu gewinnen, sondern viel mehr noch die durch eine ungläubige Philosophie und sittenlose Literatur geschwächte Charakterkraft des Volkes, dessen Mangel an sittlicher Energie und an Rechtsgefühl.'

‚Dringen einmal,' prophezeite er am 17. October, ‚die Franzosen in's Herz von Deutschland vor und bleiben sie

Sieger, so werden sie bald unter uns ihre Lobredner finden und es wird nicht an Stimmführern fehlen, die schamlos genug sind, sie als Befreier zu begrüßen. Hoffend richte ich meine Augen auf England als einen Hort der Freiheit.'

‚Aber,' sagt er weiter nach den fürchterlichen Verheerungen und Brandschatzungen der Franzosen im südlichen Deutschland am 2. December 1800 in einem Briefe an seinen Bruder, ‚die Mächte, welche die Arme in den Schooß legten und legen, so nahe ihnen auch des Nachbars Haus brennt, scheinen sich gegen England verbünden zu wollen. Preußens Benehmen gegen Hamburg ist empörend. Im Wahnsinn des Neides gegen England, welches nebst Oesterreich allein Europa schützt, wird man sich noch mit den Franzosen verbünden, denen man sich schon lange knechtisch unterwirft.' Preußen, hieß es, unterhandele bereits mit Bonaparte. ‚Man meint, die Lausitz solle preußisch werden. Das würde mir leid thun sowohl wegen Sophiens Gut[1], als auch der Herrnhuter wegen, welche sich unter sächsischer Regierung sehr glücklich in ungestörter Ruhe finden, da hingegen der Schafspelz berlinischer Toleranz von der Art ist, daß ich immer besorge, es springe, ehe man es sich versieht, wie durch die Revolution in Frankreich geschah, ein reißender Wolf hervor.'

‚Mir scheint Bonaparte der Schlange ähnlich, von welcher gefabelt wird, daß sie durch ihren starren Anblick die kleinen Vögel so bezaubere, daß sie — aus Furcht ihr in den Rachen fliegen.' ‚Es ist sehr wahrscheinlich (nach ziemlich zuverlässigen Nachrichten), daß Preußen sich noch zurückhält, um England sich in den Krieg mit den übrigen Mächten verwickeln zu lassen und dann Hannover zu nehmen, welches

[1] Brauna bei Kamenz in Sachsen.

ihm Bonaparte schenken will. Daß der König von Preußen, dem Bonaparte so viel Dank schuldig ist, nicht umsonst die schönen rheinischen Provinzen fahren lassen wird, ist wahrscheinlich.' ‚Auch Rußland ist von den Banden des Corsen umstrickt und Kaiser Paul gleicht mir einem Wahnsinnigen.' ‚Ich kann mir seine Freundschaft mit Bonaparte und sein schändliches Betragen gegen Ludwig XVIII. nicht anders als dadurch erklären, daß jener ihm für seinen zweiten Sohn Constantin den Thron des orientalischen Kaiserthums zeigt. Aber hinter dem Schleier, der sie umwölkt, hat die Hand, welche dem Belsazar sein Urtheil schrieb und in deren Wage die Götter der Erde izt so sichtbar leicht erfunden worden, ohne Zweifel Worte furchtbaren Inhalts geschrieben.'

Mit den Sorgen ‚für das große gemeinsame deutsche Vaterland und die Ehre der Nation' verband sich bei Stolberg ‚im Speciellen die Sorge für das Hochstift Münster und dessen treue, biedere Bewohner, die mir,' sagte er im August 1801, ‚schon jetzt so lieb geworden, als hätte ich zeitlebens unter ihnen gewohnt. Was aus dem verwaisten Lande werden wird, ist ganz ungewiß und ich sehe mit banger Ahnung in die Zukunft.' In Folge des in dem unseligen Lüneviller Frieden aufgenommenen ‚Entschädigungsartikels für weltliche Fürsten' mußte das Hochstift ‚jeden Augenblick die Säcularisirung befürchten'.

‚Ich begreife sehr,' schrieb Stolberg im September 1801 an den Bruder und die Schwägerin, ‚daß Ihr die Säcularisirung von Münster für ausgemacht haltet. So viele Fürsten wollen Entschädigung und unter diesen Preußen, welches auf so schnöde Weise das Clevische den Franzosen, man begreift nicht warum, verrätherisch schenkte, oder wie Einige behaupten, verkaufte. Oesterreich ist mit Frankreich

in den Entschädigungsplan eingegangen. Alle Bisthümer sind kaum hinreichend, ihn in's Werk zu setzen.' ‚Nicht nur der äußere Wohlstand der Einwohner dieses bisher glücklichen Landes,' sagte er in einem andern Briefe, ‚würde gefährdet werden, wenn es statt eines unabhängigen Staates die Zahl zerstreuter Provinzen einer großen Monarchie vermehren sollte, auch die Sitten, welche vergleichungsweise rein und auf erleuchteter Religiosität gegründet sind, würden mit abnehmender Religiosität einer so schnellen als gewissen Entartung unterworfen sein. Ich kenne Deutschland ziemlich genau und kann wohl mit Wahrheit sagen, daß kein Land im deutschen Reiche so rein an Sitten, daß in keinem die Religion so lauter gelehrt und so treu befolgt werde, als im Hochstifte Münster. Die Regierung des verstorbenen Fürstbischofs, welcher, selbst sehr thätig und weise, die Einsichten und den erleuchteten Eifer des Freiherrn von Fürstenberg benutzte, hat zum Wohlstande, zur wahren Aufklärung, zu ehrwürdiger Sittlichkeit und Religiosität unglaublich viel beigetragen.' [1]

---

[1] Ganz übereinstimmend mit Stolberg urtheilte Freiherr von Stein am 13. November 1802 in einem Briefe aus Münster an die Frau von Berg:

‚Herr von Fürstenberg hat eine große Masse gründlicher, gemeinnütziger Kenntnisse unter die hiesigen Menschen verbreitet; er hat beträchtliche Einnahmequellen den Erziehungsanstalten zu verschaffen gewußt ... Man findet mehr äußere Achtung für Religion, mehr Menschen von frommen und andächtigen Gefühlen, als ich anderwärts gefunden. Er erhält seinen Mitbürgern den Besitz eines gewiß unschätzbaren Kleinods, dessen Verlust alle unsere Philosophismen nicht ersetzen. Der Münsterländer ist ein ernsthaftes, nachdenkendes, redliches Volk, das seine Verfassung liebt, weil es sich wohl darunter befand, ruhig, unabhängig lebte, wohlhabend ward.' Pertz, Leben Stein's 1, 241—242.

‚Das Münsterland fiel dem schmachvollen Theilungshandel zum Opfer.‘

‚Heute sind die Preußen,‘ meldete Stolberg am 3. August 1802, ‚in die Stadt eingerückt. Obgleich der König bei Beantwortung der kaiserlichen Beschwerde über voreilige Maßregeln sich erklärt hat, als wolle er nur vorläufig sich in Besitz setzen mit gebührender Rücksichtnehmung auf fernere Bestimmungen der Reichsentschädigungsdeputation, so zeigen seine Schritte doch den Vorsatz, sich des Landes auf immer zu bemächtigen. So lautet ein Brief von Haugwitz an's Capitel und in diesem Geiste hat man schon heute das sämmtliche Münster'sche Kriegspersonal in preußische Eid und Pflicht genommen. Der Wachsamkeit und Thätigkeit des Capitels muß man es verdanken, daß das Volk, welches in höchstem Grade erbittert ist und laut um Erlaubniß, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, schreit, zurückgehalten wird.‘

‚Wird,‘ fragt er nach einigen Wochen, ‚die neue Regierung ihrem neuen Landestheile denselben Segen bringen können, den diesem die vorige brachte? Wird sie den Münsterländer ungeschmälert in dem Besitze seiner religiösen Güter, des katholischen Erbes seiner Väter belassen? wird sie ihm zeigen, daß sie ihn nicht als Stiefkind betrachtet? ihn in seiner Biederkeit zu schätzen wissen, seine Eigenthümlichkeiten schonen, kurz, wird sie fortwirken in dem Geiste, in welchem Fürstenberg gewirkt? Kein deutsches Land kann einen trefflicheren Staatsmann, einen edleren Volksfreund aufweisen.‘

‚Als die Last der Versorgung mehr als eines Heeres auf dem Lande lag, da trat der junge Mann auf, im achtundzwanzigsten Jahre weise wie ein Greis, wie er izt liebenswürdig in blühender Jugend des Geistes ist. Er trat auf, ordnete, versah, sänftigte, schlichtete, wehrte ab, Allen unent-

behrlich, denen redliche Beförderung ihrer Sache am Herzen lag, allen Guten willkommen, Aller Augenmerk, weil das Ganze nur sein Augenmerk war und an ihn nur er nicht dachte. Jedem Dienste des Vaterlandes widmete, erbot er sich, unermüdet, unverzagt. Ohne nach der Gunst des Volkes zu streben, dessen Wohl ihm so heilig war, ohne Ehrsucht, riß er durch Weisheit, Thätigkeit und Tugend den Willen der Menschen seinen Maßregeln nach, mächtig im Rathe des Landes und in Verhandlungen mit Fremden glücklich durch selbstgelenkten Erfolg, insoweit einem Sterblichen die Lenkung des Erfolgs vergönnt wird. Im Getümmel jener Zeit entwarf er den weit aussehenden, nicht chimärischen Plan der Veredelung seines Volkes. Allmählich und ohne Unterlaß wirkend wie die Natur führte er aus, was er entworfen hatte, und in jeder Frucht der Ausführung lag schon der Kern des zu seiner Zeit auszuführenden neuen Entwurfes. In diesem Lande that man nichts für den Schein; man wollte nicht scheinen, sondern sein. Während jede Anstalt, jede Fabrik im übrigen Deutschland ausposaunt ward, beachtete fast Niemand den wachsenden Zustand des Fleckens Papenburg, welcher durch Canäle in die Ems, durch diese in den Ocean, bis hin nach Amerika die Früchte des emsigen Münster'schen Handels absendet. Wie hätte man in dieser sinnlichen, nährigen, lungernden Zeit die stillen Fortschritte der Erkenntniß, der Sittlichkeit, der erkannten und geübten Religion nach Verdienst bemerken sollen? Doch blieben sie nicht unbemerkt. Der segensvolle Einfluß einer Schulordnung, nach welcher jeder einzelne Schullehrer nach Einer Norm gebildet, geprüft, gewürdigt, angestellt, belohnt wird, ward auch von Fremden anerkannt, und das treffliche Lehrbuch dieser Anstalt findet selbst in protestantischen Ländern Eingang. Wer Sinn für

das Gute hat, dem können die Früchte der Volksbildung in diesem Lande nicht entgehen. Und diese erweckten, nährten, belohnten den stillen, männlichen Patriotismus der Münsterländer, unter den glücklichen Landleuten — denen Schutz wider Beeinträchtigung und wider Willkür gesichert war — wie unter den Bürgern, welche den dritten Landsstand ausmachten und ohne Neid auf die beiden ersten Stände sahen, weil Ein Patriotismus Allen gemein war. Und bei dieser so gegründeten Gesinnung, in diesem wachsenden Zustande bescheidenen, sich von Innen entwickelnden Gemeinwohls sollten die Münsterländer gleichgültig geblieben sein, wenn ihr Vaterland auf einmal mit fremder Heeresmacht überzogen, unterwürfig gemacht ward? Zersplittert — wer weiß in wie viel Theilchen — sieht der verhältnißmäßig ansehnliche, durch schöne Harmonie gerundete, bisher unabhängige Staat sich zersprengt gleich einer himmlischen Sphäre, welche einem flammenden Kometen plötzlich in die excentrische Bahn zu treten die unerwartete Ehre gehabt hätte.'

‚Nichts ist so sehr unser Eigenthum, ja nichts Anderes verdient eigentlich diesen Namen — da alles Andere, wenn es auch von Menschen unangetastet bleibt, doch wie Well' auf Welle vom Erben zum Erben im schnellen Zeitstrom hingerissen wird — nichts verdienet im höheren Sinne den Namen Eigenthum, als unsere Gedanken, unsere Gesinnung, unsere Religion! Dieses Eigenthum wollen wir auf unsere Kinder vererben und dieses Eigenthum folget uns hinüber über's Grab. Geraubt kann es uns wider unsern Willen nicht werden, aber gekränkt, aber gefährdet! Die preußische Regierung weiß, daß wir nicht etwa nur auf Toleranz, daß wir auf uneingeschränkten Vollgenuß aller Rechte in Absicht auf unsere katholische Religion in diesem ungemischten katholischen Lande das heiligste Recht haben.'

‚Weit schlimmer aber, als die Occupation durch die Preußen, wäre für das Land,‘ schrieb er im Mai und Juni 1803, ‚die Unterjochung durch irgend einen Frohnknecht Bonaparte's, wie ich eine solche für die Zukunft befürchte. Was wird geschehen, wenn einmal Hannover und die Hansestädte sich in Frankreichs Händen befinden?‘

‚So weit ward die erhabene Kunst, neutral zu bleiben, doch noch nie getrieben als von der hannöverschen Regierung, welche sich gegen, oder vielmehr für die Horden, die das Land überschwemmen und berauben, neutral erklärt. Bei dieser immer allgemeiner werdenden Verkehrung aller Worte, Begriffe und Gefühle wandelt mich unaussprechlicher Ekel an.‘ ‚Die alles Völkerrecht verletzende Invasion des neutralen Kurfürstenthums, die Todesruhe, mit welcher Deutschland das ansieht, die schmähliche Capitulation, das alle Rechte mit Füßen tretende Manifest von Mortier, in welchem die Hannoveraner zum Aufruhr eingeladen werden, sind, dünkt mich, kräftige Beweise, wie weise und edel England handelt, allein vor den Riß zu treten. Handelten Alle noch izt so, Europa würde noch izt gerettet, so aber scheint mir die schmählichste aller Unterjochungen, welcher theils feige Furcht, theils lang angelegter Verrath entgegeneilen, unvermeidlich.‘

---

‚Die zerstörenden Grundsätze‘, welche Deutschland untergruben, leitete Stolberg vorzugsweise aus den geheimen Gesellschaften her. Es war und blieb bis an sein Lebensende seine festeste Ueberzeugung — ‚und wahrlich,‘ sagt er, ‚eine auf evidenten, mir genau bekannt gewordenen Thatsachen beruhende Ueberzeugung‘ — daß insbesondere die Illuminaten in allen Ländern Europa's, England ausgenommen, mit den französischen Revolutionsmännern von

Anfang an in Verbindung gestanden und gemeinsam mit diesen die Revolutionirung unseres Welttheils betrieben. Die europäischen Cabinette, glaubte er, würden ‚als Werkzeuge dieser im Verborgenen wirksamen Partei benützt'.

Unzähligemal kommt er in seinen Briefen an den Bruder auf diese ihm ‚evidente Thatsache' zurück. Aus ihr erklärte er sich auch ‚zum guten Theil, daß in Wien, bei dem besten Willen des Kaisers, so viele unfähige Creaturen in der Armee wie in der Regierung bedeutsamen Einfluß ausübten, und daß Preußen im Jahre 1805 in den Tagen der Noth den Kaiserhof im Stiche ließ, und dann selbst im Jahre 1806 dem corsischen Eroberer unterlag'.

Lütjenbeck, 19. Juli 1803.

Die politische Ungewißheit oder vielmehr die Ungewißheit im Politischen mag wohl daher kommen, daß die Cabinette selbst nicht wissen, was sie wollen. Und sie wissen nicht, was sie wollen, weil sie nicht wissen, was sie können. Und sie wissen nicht, was sie können, weil sie blinde Werkzeuge in Händen argusäugiger, nicht gesehener, aber desto mächtigerer Machthaber sind. In England will und kann man und weiß, was man will, und daß man kann. Und darum wird England auch Europa retten oder zuletzt hinstürzen.

Am 29. Juli 1803.

Ich sehe in England nichts von der so unbegreiflichen als schmählichen Bethörung, welche ganz Europa in Furcht und in einer Art von Bezauberung hält. Ich wette, daß dem schamlosen Corsen dort die Larve abfallen, er in seiner Blöße erscheinen und scheitern werde an dem Unternehmen. Indessen wird ja wohl das übrige Europa dem erhabenen Beispiel von Hannover und der Universität

Göttingen folgen und sich für neutral erklären, so handgreiflich es auch ist, daß wenn England besiegt würde, die immer von Frankreich beabsichtigten Plane zur Zerrüttung von ganz Europa ausgeführt werden würden. Freilich nicht ohne mächtigen Vorschub der Verräther, welche schon so lang Europa an den Rand des Verderbens führten. So sehr als je sinnen eben izt die Franzosen und ihre in der Welt verstreuten Helfershelfer darauf, ganz Europa bis Petersburg inclusive zu revolutioniren. Ich weiß es aus guter Quelle, und wer sieht es nicht?

Am 4. October 1803.

Für Fürsten und Völker wird seit vierzehn Jahren ein lehrreiches Collegium gelesen. Aber man sieht nicht, daß es fruchtet. Evidenz und Erfahrung zu morden war gleich anfangs ein Hauptmittel der Revolution, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Der Mörder von Anfang ist auch Vater der Lügen. Es frappirt mich oft, wie ohne Talent die französischen Lykurgen, durch bloße Lügen und Mord (moralischen wie physischen) unterstützt, durch ihre verborgenen Helfershelfer in allen Ländern, die Welt zerrüttet haben. England allein ließ den Taumelbecher vor sich übergehen und aus England wird auch, wofern Europa noch der Rettung fähig ist, die Rettung kommen.

Von Lafayette[1] haben wir lange nichts gehört. Diesseit des Grabes wird er seine Nichtigkeit schwerlich erkennen. Er zappelt wie ein Fisch im Sande und weiß nicht, daß die undae civiles, wie unser Horaz sie nennt, nicht sein Element seien, sondern nur der Strudel der Zeit ihn

[1] Mit dem die Stolberg'sche Familie durch dessen Schwägerin Marquise von Montagu aus früheren Jahren bekannt war.

einen Augenblick da hineinriß und ſcheinen machte. Ich glaube, daß das allgemeine Urtheil auch von Bonaparte ſagen werde, daß nur Umſtände ihn hoben, und daß er fallen mußte.

Am 15. November 1803.

Wir leben in Zeiten, welche doch das Gute haben, daß ſie uns wenigſtens durch Ekel und Unwillen die Flüchtigkeiten dieſer Zeit verleiden und dadurch unſern Blick auf's wahre Vaterland heften! Wir werden uns wohl durch die Strudel des Wahnſinns unſerer Zeit, in welcher jede Tollheit in Theorie gebracht und praktiſch geübt wird, hindurcharbeiten. Für das aufgehende Geſchlecht würde ich zagen, wenn ich nicht wüßte, daß jenen wilden Fluthen Maß und Ziel von Oben her geſetzt wird und daß ſie doch nur Etwas über's Schiff, nichts über den unſterblichen Paſſagier vermögen, wenn er nicht will. Der Weſthunnenſtrom wird ſich ergießen. Da die Machthaber Europens, durch göttliche Gerichte geblendet, ihnen nichts entgegenſetzen, ſo bleibt uns nur Eins übrig, aber das Eine enthält Alles: dieſem Strom den moraliſchen, chriſtlichen Damm entgegenzuſetzen, wider den alle Macht der Finſterniß nicht mehr vermag, als wir ihr einräumen wollen. In Berlin will man ſich von der Stärke der Franzoſen im Hannöverſchen nicht überzeugen laſſen, oder belächelt die Berichte, welche unſer General Blücher darüber gibt. Ob ſonnenhelle Evidenz oder Illuminatenblendwerke in Petersburg und Wien obſiegen werden, davon hängt, wie es ſcheint, das Schickſal von Europa ab.

Am 6. December 1803.

Was man izt in Berlin will oder zu wollen wähnt, darüber liegt tiefe Nacht, dumpfe ekelhafte Nacht eines

Kerkers! Furcht vor den Russen, eine Furcht, die dort unbeschreiblich groß ist, würde wohl nicht erlauben, daß man ihnen den Durchzug weigerte, wenn die geheime unnachlassende Kraft jener ganz Europa außer England umschlingenden Hydra nicht zu wirkend wäre.

Wie war es doch mit der allgemeinen Denkart so ganz anders, als Dänemark Anno 62 sich mit entschlossenem Muth einem mächtigen Heere widersetzte! Jetzt kommt es auf die Erhaltung von ganz Europa, auf Erhaltung der ganzen bürgerlichen, sittlichen, religiösen Existenz, es kommt auf's To be or not to be an, und man läßt ruhig Hannover verschlingen, zieht die Truppen, welche die grenzenden Länder deckten, und in Verbindung mit den hannöverischen beide Länder erhalten hätten, zurück, und muß zittern für den Retter aus Norden, weil man fürchten muß, verschlungen zu werden, ehe er kommt. Der weise Odysseus ließ sich nicht an der gnädigen Verheißung des Cyklopen, zuletzt nach den Genossen gefressen zu werden, begnügen, sondern ermunterte die Genossen, welche sich in den Winkeln verborgen hielten, bohrte dem ekelhaften Unholde mit ihrer Hülfe das Auge aus und rettete die, welche noch übrig geblieben waren und sich selbst!

Wer kann sich des bittern Lachens enthalten, wenn man liest, daß die offizielle Zeitung in Paris, der Moniteur, izt fragt: wann je Bonaparte gesagt habe, daß er in England landen wolle? und wenn dem englischen Ministerium vorgeworfen wird: es habe der englischen Nation mit solchen Absichten der Franzosen nur einen Schrecken machen wollen. Wie Recht hatte der Erzböswicht, der Uranstifter alles dieses Unfuges, Weishaupt, zu sagen: O Menschen, was kann man Euch nicht Alles weiß machen! Sein und seiner Helfershelfer größter Mord ist der, daß sie die Evidenz

unter den Menschen erschlagen haben, wodurch sie denn unter Anderem bewirkten, daß ihre wirkungsvolle Existenz noch heute bezweifelt wird.

In graues Gewölk legt sich dieses Jahr zur Ruhe. Stilles und festes Vertrauen wird immer jeden kleinen Nachen, dessen Steuer es führt, in den Hafen bringen; aber welchen Stürmen müssen nicht die großen Staatsschiffe entgegensehen!

Am 17. Januar 1804.

Wenn sich das Jahr, dem Ohre zwar unhörbar, in leisen Angeln umdreht, so ergreift uns doch der Schauer der Flügelthüren, die sich hinterwärts schließen und vorwärts eröffnen. Das vorderste Antlitz des Janus hat schon den Schleier, der dem anderen entsank, und wir sehen in das noch weiße Blatt des jungen Jahres hinein. Dieses möchte wohl ohne Zweifel mit merkwürdigem Inhalt beschrieben werden. Noch immer dauert die tiefe sturmweissagende Stille!

Bonaparte's Küstenreisen werden Dich an Caligula erinnert haben, der nach ungeheurer Rüstung wider Albion am gallischen Gestade — Muscheln sammeln ließ.

Am 17. Februar 1804.

Stein's Brief an den Fürsten von Nassau[1] müßte uns

[1] Vom 10. Januar 1804. Der Brief bezieht sich auf die vom Herzog Friedrich August von Nassau verfügte rechtlose Besitzergreifung der seit Jahrhunderten der Stein'schen Familie zugehörigen Dörfer Früchte und Schweighausen. ‚Schutz erwarte ich,' schreibt Stein, ‚von denselben Reichsgesetzen, worauf die persönlichen Rechte und die Landeshoheit der Fürsten beruht, und von dem Reichsoberhaupt, das seinen Willen denen Fürsten, welche Eigenmacht und Gewaltthätigkeit gegen Schwächere sich zu Schulden kommen ließen, deutlich

Freude machen, wenn nicht der sonderbare Wunsch, Deutschland in die beiden Hauptmonarchien desselben getheilt zu sehen, so seltsam als empörend wäre. Stein ist ein Feind der Illuminaten, gleichwohl sind bekanntlich sie es, welche diesen Plan haben und als nöthige Vorbereitung zu ihren ferneren Plänen ihn hegen.

Am 30. März 1804.

Weniger als je kann ich den Frieden wünschen, vor dem mir immer so graute, seitdem man die schnödeste Unterwerfung unter das Joch des verabscheuungswürdigsten Mörderhaufens Frieden nennt. Die ganze Geschichte kennt keine Unthat wie die, welche zugleich wider den Kurfürsten von Baden und den Herzog von Enghien verübt worden. Aber

---

genug eröffnet hat.' Bitter, aber verdient war die Apostrophe an den Herzog: ‚In dem harten Kampfe, von dem Teutschland sich jetzo momentan ausruht, floß das Blut des teutschen Adels. Teutschlands zahlreiche Regenten, mit Ausnahme des edlen Herzogs von Braunschweig, entzogen sich aller Theilnahme und suchten die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer durch Auswanderung, Unterhandeln oder Bestechung der französischen Heerführer. Was gewinnt Teutschlands Unabhängigkeit, wenn seine Kräfte noch in größerer Masse in diese Hände concentrirt werden?' ‚Es ist hart,' heißt es am Schluß des Briefs, ‚ein erweislich siebenhundertjähriges Familieneigenthum verlassen und sich in entfernte Gegenden verpflanzen zu müssen; die Aussicht aufzugeben, nach einem arbeitsamen und, ich darf es sagen, nützlichen Geschäftsleben im väterlichen Hause, unter den Erinnerungen seiner Jugend, Ruhe zu genießen und den Uebergang zu einem besseren Segen zu erwarten. Es ist noch härter, alle diese Opfer nicht irgend einem großen, edlen, das Wohl des Ganzen fördernden Zwecke zu bringen, sondern um der gesetzlosen Uebermacht zu entgehen, um — doch es gibt ein richtendes Gewissen und eine strafende Gottheit.' Pertz, Leben Stein's 1, 257 bis 259.

wer achtet auf diese Greuel? auf diese niederträchtigste aller Erniedrigungen? Wer wird des Zischens der Schlange am Gorgonenschilde gewahr, welches fast ohne Ausnahme alle Menschen versteinert! Uebrigens, man sage, was man wolle, ich möchte meine Hand in's Feuer für den Kurfürsten von Baden legen, daß er sich werde rechtfertigen können und von der Unthat, die er gewiß tief empfindet, nichts wußte. Erheben sich aber izt die Fürsten nicht, schreien alle die nicht, welche so laut schreien, wenn ein englischer Schiffskapitän, durch zahllose Meineide neutraler Schiffer gereizt, einen solchen mit sich führt, so läugne den Illuminatismus wer da kann!

Das Leben des Vogels auf dem Zweige ist izt das Einzige. Ich würde immer gern Bäume pflanzen, aber auf's Gerathewohl, nicht daß sie meinen Kindern schatten sollten. Auch darum ist mir Lütjenbeck lieb. Es ist der Zweig, auf dem ich eben darum ruhig sitze und mein Liedchen singe, weil ich ihn gleich verlassen kann. Ehemals konnte man für seine Kinder pflanzen und da sehnte ich mich manchmal nach einem freien eigenen Plätzchen. Izt nicht. Izt muß man im eigentlichen und edelsten Sinne ein omnia sua secum portans zu sein suchen und nach dem Schatze streben, nach dem Diebe nicht graben, den Motten nicht benagen, wohin Bonaparte und seine im Finstern schleichende Europa beherrschende Lotterbubenbande nicht die Hände ausstreckt. Zwar möchte sie auch das, aber es ist unsere eigene Schuld, wenn wir uns den rauben lassen. Die neuesten Frevel sind die ärgsten und prangen saubere Frucht verheißend auf der Alles umschlingenden Pflanze, deren Gedeihen mir seit vierzehn Jahren die Haare bleicht.

Dein Reich komme! Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!

Am 17. April 1804.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Bonaparte in die jacobinischen Maßregeln besonders in Absicht auf Enghien von den Jacobinern ist mit Gewalt hineingestoßen worden; er sollte ihres Gelichters sein! Er sollte den Vortheil anscheinender Mäßigung nicht vor ihnen voraus haben, sondern durch ganze Mitschuld — das einzige Band der Bösewichter — mit ihnen verbunden sein, mit ihnen stehen und fallen.

Bei dem ungeheuern Zauber, den vereintes Glück und Macht haben, würde Bonaparte sich mit der Zeit von der Bande losgewunden und selbstherrschend regiert haben. Man hätte sich an ihn gewöhnt und er hätte sie, deren Scherge er nun ist, zuletzt entbehrt. General Graf Meerveldt, welcher Feldzüge mit Enghien gemacht hat, sprach mit der größten Achtung von seinen kriegerischen Talenten, seinem Geist und Charakter. Die Franzosen sagen qu'il recommençait le grand Condé, dem er auch ähnlich gewesen sein soll. Madame Bonaparte hat kniefällig, ihren Mann durch drei Zimmer verfolgend, gebeten und beschworen, Enghien zu schonen. Er hat kalt geantwortet: il faut qu'il meure. Andere setzen hinzu: c'est un Bourbon! Wißt ihr die schöne Erfindung der englischen Pestverbreitung? Bonaparte befiehlt, daß allen Armeen und allen Gemeinen, diesen von der Kanzel, jenen auf Befehl der Generale eine Bekanntmachung dieses Inhalts vorgelesen werde: die englische Regierung habe ganz Frankreich verpesten wollen und dazu große Ballen von wollenen Zeugen aus der Türkei kommen und das damit beladene Schiff an den Strand scheitern lassen; die Wachsamkeit der französischen Regierung sei aber unterrichtet gewesen, man habe die Ballen untersucht, den miasme pestilentiel gefunden und dann

die Ballen verbrannt. Wenn Weishaupt einem seiner Bundesbrüder triumphirend schrieb: O Menschen, was kann man Euch nicht Alles weiß machen! so gilt das von den Franzosen im höchsten Grade.

Am 20. Juni 1804.

Du wirst Dich mit mir herzlich gefreut haben, daß der biedere Wilberforce den Eintritt Pitt's in's Ministerium so wohl benutzt hat, um seine menschenfreundliche Bill[1] wieder vorzuschlagen, und noch mehr, daß der Greuel aller Greuel, dieser Menschenhandel und dieses blutige Joch nun aufhören. Auch ist es sehr gut zur Dämpfung des so absichtlichen als sinnlosen Geschreies der Illuminaten, Kantianer u. s. w. wider England, daß eben dort izt diese große Maßregel ergriffen wird. Als im Jahre 91 die Afterlykurgen in Frankreich ihr Phantom von Menschenrechten in die Welt schickten, verbot eines ihrer Gesetze zu gleicher Zeit, die Freilassung der Neger in Vorschlag zu bringen. Daß Dänemark mit so schönem Beispiel vorangegangen, gereicht ihm gewiß zu großen Ehren, und ich hoffe, auch zu wahrem Segen.

Am 20. Juli 1804.

Die endlich erschienene Erklärung von Baden über den in seinem Lande verübten Greuel wird Dich so wie mich geärgert haben. Was hat der alte Kurfürst davon, daß er sein graues Haar mit Schande in die schon offene Grube legt? Während seines ganzen Lebens hat er sich einen Ruf, der über sein Verdienst war, zusammengestümpert und nun geht Alles zum — Napoleon! Daß Pitt carries all before him, gibt mir ein Labsal, dessen man in dieser

[1] bezüglich des Sklavenhandels.

politisch schwülen Zeit so sehr bedarf. Es scheint mir unmöglich, daß seine Festigkeit und Weisheit, in Verbindung mit dem erleuchteten und hohen Nationalgeist der Engländer, nicht Europa trotz Europa retten sollten.

Am 16. November 1804.

Wahrscheinlich weißt Du, daß Lombard[1] nicht mehr im Dienste ist. Nach Einigen ist er verabschiedet worden, nach Andern ist er mit Illuminatenpapieren entwichen. Wahrscheinlich fand er sich verwickelt in der Illuminaten-Correspondenz von Montgelas, die dem Kaiser Alexander zu Händen gekommen und die dieser dem Kurfürsten von Baiern mitgetheilt, zugleich auf Entfernung von Montgelas angetragen, solche aber nicht vom verblendeten Kurfürsten erhalten hat. In dessen Namen ist izt Montgelas nach Paris gereist.

Die kleinen, neuen Herren dieses zerstückelten Hochstiftes treiben zum Theil mancherlei Unfug. So hat die fürstlich Salmische Regierung ein Rügetribunal errichtet, welches aus Einem Richter besteht, der auf jede von dazu bestellten Menschen an ihn geschehene Anzeige irgend eines Frevels wider die Beschuldigten ungehörter Sache erkennt und verfährt. Ist ein solcher Unfug denkbar!

Am 23. Juli 1805.

Krieg in Italien scheint entschieden, da die österreichische Armee sich dort immer mehr verstärkt. Der ganze Himmel umzieht sich und man muß ein Gewitter wünschen, welches die Luft reinigen und nach dieser schwülen Zeit, unter deren Einfluß Alles zu Grunde geht, bessere Zeiten bringen kann. Selbst gewaltsame Unterjochung würde kein so großes Uebel sein als dieses feige Stillsitzen und Erwarten, bis auch uns

[1] der preußische Diplomat.

das Joch gereicht wird. Auch der Freie und Edle kann in Eisen gelegt werden, aber nur der Feige oder Mißleitete bleibt ruhig sitzen, wenn ein Nachbar nach dem andern vom Räuber ausgeplündert wird.

Am 27. August 1805.

Nach menschlicher Ansicht setze ich meine größte — ich hätte fast gesagt letzte Hoffnung — auf die wahnsinnige Landung[1], an welcher der Stolz des Menschen, der mein Verachtungsvermögen erschöpft, gewiß scheitert, wofern er sie unternimmt. Aber er wird sie nicht unternehmen, und man wird auch dann noch ihn groß finden, und er wird von Neuem drohen und prahlen und wieder Glauben finden. Seine ganze Größe ist aus gediegener Feigheit Europens zusammengeknetet und darum kann ich nie unterlassen, England zu ehren und ihm dankbar zu sein, daß es allein vor dem Risse steht, so lange schon steht vor dem Riß und — wofern Alles einstürzen soll — doch gewiß zuletzt einstürzt.

Daß diese Politik den Engländern selbst nützlich ist, wie kann ihnen das von den Ländern, die durch Englands Muth noch stehen, zum Vorwurf gereichen? Wer warf es je den Spartanern vor, daß sie, wenn sie sich in Thermopylä den Persern entgegenstellten, auch für ihr Land fochten? Muth, Weisheit und Tugend sind dem, der sie hat, immer zunächst nütze.

Welchen Aberwitz geifert das ekelhafte französische Volk seit 16 Jahren aus! Und dieses Volk will Europa in Ketten legen! Und hat schon das Beste von uns, die Gesinnung so Vieler, in Ketten gelegt!

Hast Du die niederträchtige Rede des schweizerischen Land-

[1] in England.

ammanns gelesen, welcher Fortdauer der Freiheit ankündigt, ‚weil der Corse sie werde frei sein lassen, weil er sein Werk nicht zerstören, nicht einem Uhrmacher werde gleichen wollen, der eine Uhr zusammengesetzt hätte, die nur einige Minuten gehen sollte?' Ach, es sieht erbärmlich aus!

O du Land des Wesens und der Wahrheit,
Unvergänglich für und für,
Mich verlangt nach dir und deiner Klarheit,
Mich verlangt nach dir!

Am 10. September 1805.

Du weißt, daß ich lange den Krieg mit Frankreich für unvermeidlich hielt, wenn nicht das Netz über das ganze feste Land von Europa soll gezogen werden und wir Deutsche nicht das Schicksal von unsern Brüdern in der Schweiz, Holland, Italien, wozu man auch die izt in der That abhängige Nation der Spanier rechnen kann, theilen sollen. Diesen Krieg mit Oesterreich hat übrigens Bonaparte offenbar angesponnen, um einen Vorwand zu haben, nicht zu landen. Aus sehr sicherer Quelle weiß ich, daß er Venedig und das wallisische Tirol fordert und dafür zur Entschädigung will geschehen lassen, daß unser Kaiser sich in Serbien entschädige. Er besteht darauf, und schlägt man es ab, so will er Krieg. Oeffentlich erklärt er izt, er werde mit der Armee der Küste in's Herz der Erblande eindringen, wenn Oesterreich nicht das Heer bei Italien auseinandergehen lasse. Alexander ist nicht eroberungssüchtig und kann in diesem Kriege nichts gewinnen. Keine Regierung thut izt so viel Thaten des Friedens als die russische, aber Alexander, so viele und große Eisen er im Feuer hat, greift zu, ehrt den europäischen Verein und tröstet sich über den Einsturz der südlichen Reiche nicht mit der Cyklopenverheißung, zuletzt von allen gefressen zu

werden. Der Ausgang des Krieges ist freilich verborgen, aber lehrt nicht die ganze Geschichte, was auch Montesquieu sehr schön ausführt, daß feiges Stillsitzen, wo Alle bedroht werden, Alle gefährdet sind, nicht minder verderblich als schädlich sei?

Am 15. October 1805.

Wie empörend ist die Felonie dreier unserer Kurfürsten![1] Der alte von Baden, der so spät sein graues Haar, das schon seit Jahren seinen Ehrenglanz verloren hatte, von dem es zweifelhaft blieb, ob von Enghien's Blute daran war, so schändet! Von der großen Sensation, welche die Verletzung des Anspach'schen Gebietes, erst durch die Baiern, dann durch die Franzosen, welche sogar Requisition ausgeschrieben haben, in Berlin gemacht hat, wirst Du gehört haben. Die hiesigen Officiere glauben, daß Preußen mit Frankreich brechen werde. Ich zweifle.

Am 25. October 1805.

Von Ernst weiß ich nichts und werde in dieser mich folternden Ungewißheit vielleicht noch lange bleiben. Denn, wofern er schreiben darf, so laufen die Briefe erst mit der Feldpost durch lange Umwege nach Wien. Ich sehe mein Kind im Geiste bald als flüchtig, bald als gefangen, bald als verwundet, bald als todt, aber auch als wieder verjüngt im neuvereinten Heere, welches für Religion und Vaterland kämpft. Auf jeden Fall ist er da, wo ihm zu sein geziemt, und alle diese Lagen schwebten mir vor, als ich ihn mit Thränen, aber in Gottes Namen ziehen ließ. Und so lange dieser Kampf währt, welcher mit Unterbrechungen lange dauern kann, stehen, so viel an mir liegt, alle meine Söhne

[1] Karl Friedrich von Baden, Friedrich von Würtemberg und Maximilian Joseph von Bayern, die sich mit Napoleon verbündeten.

Gott und dem Vaterlande zu Dienst; alle die lieben Kinder, in deren Leben mein eigentliches Leben lebt; doch nicht mit Ausschluß ihrer guten Schwestern. Diese und meine gute Frau theilen meine Sorgen um Ernst, ohne meinen Trost so theilen zu können.

Am 19. November 1805.

Der herrliche Sieg[1] des verewigten Nelson ist mir ein stärkender Trunk in großer Hitze. Welch' ein ehrenvoller Tod und Sieg! Ihn verloren zu haben ist freilich ein großer Verlust, aber sein Geist, der Genius des Siegs, der nie lauter die goldenen Fittiche über die immer siegreichen Flotten dieser edeln Nation schlug, wird sie zu neuen Siegen beleben. Ce sont des vaisseaux que je veux, du commerce, des colonies, sagte der Prahlhans zu den gefangenen österreichischen Generalen! Damit hat es gute Weile!

Am 28./31. December 1805.

Also Austerlitz hätte wieder einmal unsere Hoffnungen zertrümmert — und Preußen unterhandelt mit dem Feind und schließt, wie ich höre, Verträge mit ihm, tritt deutsche Länder ab und läßt sich Hannover abtreten[2]. O Schmach über alle Schmach — und wie rasch wird die Nemesis folgen!

Auch in Euren Seelen, Ihr Geliebten, fühle ich gli rimbombi der Donnerschläge, welche diese grauenvolle Zeit

[1] bei Trafalgar am 21. October.

[2] Am 15. December 1805 schloß der preußische Gesandte, Graf Haugwitz, einen Angriffs- und Vertheidigungsbund mit Napoleon und nahm von diesem das Kurfürstenthum Hannover gegen Abtretung von Neuenburg, Anspach und Cleve an. In Folge dieses Bündnisses sah sich Oesterreich am 26. December zum Frieden zu Preßburg genöthigt.

um uns her erschallen läßt. Meine ganze Politik besteht diesen Augenblick in Einem — Fragezeichen. Gott steuere dem Bösen und bessere die Bösen und lasse Glaube, Hoffnung und Liebe nicht erlöschen!

Der lang entworfene Plan der Illuminaten wird sich nun überall entwickeln. Ihnen entgeht man in Europa nicht. Der Erfolg setzt sie über jede Bedenklichkeit hinweg. Gott erhalte die Gesinnung derer, welche noch im politisch-moralischen Schiffbruch dieser Zeit Gesinnung haben! Für andere Wünsche ist die Noth zu dringend, das Leben zu kurz! Aus den Armeen erhält Niemand Briefe. Ich vermuthe, daß das Regiment von Ernst izt beim Erzherzog Carl sei. Die wackeren drei Erzherzoge, wie muß ihnen das edle Herz bluten! Wir stehen an der Schwelle eines Jahres. Es sei der Welt ein Jahr der Schonung! Uns und der Welt ein Jahr der Schonung und des Segens!

Am 10. Januar 1806.

O des schmachvollen Friedens[1], mit dessen ganzem Inhalt wir wohl bald werden beschämt werden! Ist es wahr, daß Alexander innerer Unruhen wegen nach Rußland eilen mußte? Das allein würde mir diese Rückkehr begreiflich machen, zu welcher Franzens Waffenstillstand, selbst Friede, keinen hinlänglichen Grund gibt. Denn Alexander kriegte proprio Marte.

Bonaparte hat Haugwitz gefragt, warum Preußen, da es sich izt so gesinnt zeige, denn die Franzosen in Hannover habe einrücken lassen. ‚Ah, Sire, on l'a souffert par un abandon de confiance en Votre Majesté.' ‚Bah, c'est une école que je n'aurais jamais faite!'

[1] zu Preßburg.

Ach, combien en a-t-on faites! Vorzüglich in Oesterreich! Aber die größte war und bleibt das lange sich Einlullenlassen durch Geschwätz derjenigen, die Europa's Untergang und Schmach sichtbar vorbereiteten!

Am 17. Januar 1806.

Welches Netz von Verrath muß bei dem schnöden Waffenstillstand den guten Kaiser Franz umgeben haben, daß ihm, der an Ungarns Grenze stand, ein solcher tödtlicher blauer Dunst konnte gemacht werden!

Wie das große Weishauptische Drama sich izt rings in Europa entwickelt! — Feuerbach Minister in München mit Montgelas. Spittler in Stuttgart. Lombard hat auch nicht gefeiert! Ja wohl zehrt diese Zeit an unserm Leben! Aber es mußte so kommen. Das hat die aphilosophische Zeit unserer seichten, aber angebeteten Sophisten herbeigeführt!

Am 11. Februar 1806.

Pitt's Tod scheint mir den politischen Tod von Europa anzukündigen und ganz Europa sollte ihn betrauern. Hast Du den schönen Artikel im Correspondenten gelesen, wo sein Ende erzählt wird? Hier glauben Viele, und auch in Berlin, dieses Land werde nebst andern ein Kurfürstenthum, vielleicht gar Königreich für den Herzog von Braunschweig werden, dessen väterliches Erbland preußisch werden soll. Ich weiß nicht, ob ich es glauben soll oder nicht. Eher glaub' ich's. Daß die drei Hansestädte preußisch werden sollen, wird allgemein geglaubt.

Am 8. August 1806.

Rings um uns her wird für neue Besitzer von fremden Ländern Besitz durch französische Commissarien und Soldaten

genommen. Auf der Parade ist auf Befehl von Berlin bekannt gemacht worden, daß man mit Frankreich im besten Vernehmen stünde. Unglaubliche Gerüchte laufen umher oder vielmehr solche, die ehemals unglaublich geschienen hätten, deren Bewährung oder Nichtbewährung man mit stumpfer Gleichgültigkeit erwartet.

Am 5./19. August 1806.

Die Anspach'sche Bittschrift[1] nebst den Bemerkungen habe ich gelesen. Erste ist sehr bescheiden und durch edle Bescheidenheit sehr stark. Die Bemerkungen sind sehr scharf, aber sehr wahr. Hat sie wirklich ein Anspacher geschrieben, so rechtfertigt sie der justus dolor. Uebrigens leben wir in einer so erbärmlichen Zeit, daß, der Gefahr falscher Anwendung wegen, auch theure politische Wahrheiten nicht erörtert werden dürfen. Ganz anders war es, als ein tiefer, ernster religiöser Denker, Hugo Grotius, vor dessen Namen ich mich immer beuge, und gegen den mir Montesquieu ein Knabe, sowie Mably gegen diesen ein Junge scheint, in philosophischer Wage Fug und Pflicht abwog und lateinische Orakel gab.

Daß man hier kriegerische Vorkehrungen trifft, ist wahr, und sehr kriegerische; aber wir leben in einer Zeit der Demonstrationen und des Nachgebens von Einer Seite, des frechen Hohns und des Gelingens von der andern; darum glaube ich nicht an Krieg, wünsche ihn auch nicht, weil seit vorigem Herbst nach menschlicher Ansicht Alles verloren

[1] Die Franzosen hatten das neutrale preußische Anspach überschritten und rücksichtslos behandelt. Die Patrioten, unter anderen auch Freiherr von Stein, stellten dem König die unvermeidliche Nothwendigkeit vor, jetzt das Schwert in die Wagschale zu legen. Vergl. Pertz, Leben Stein's 1, 302.

ging, und Gott, wenn Er will, Alles noch ohne Krieg retten kann. Von einem Kriege zwischen Frankreich und Preußen sehe ich nichts als Unheil, siege der Eine oder der Andere. Von dem Augenblicke an, da Anno 93 das nördliche Deutschland, nach Frieden lungernd, sich zum Verrath am südlichen Deutschland bereden ließ, war Alles, Ehre und Existenz verloren. Darin hat der elende Dalberg nicht Unrecht, so sehr ihn auch sein im Trüben Fischen als Hallunken und als Bruder Crescens bewährt. Wir werden noch Vieles erleben, wahrscheinlich in den nächstfolgenden Jahren; ein aus der Liste unabhängiger Völker ausgestrichenes Europa. Und was ist auch an Unabhängigkeit gelegen, wo die Gesinnung verloren ging!

Am 22. August 1806.

Kaiser Franz ist also nicht mehr unser Kaiser, unser altes Reich ist aufgelöst. Ich weiß, wie gleichgültig viele Deutsche dabei bleiben und wie Vieles sich sagen ließ von der Veraltung unserer ehrwürdigen Verfassung. Man wird bald gewahr werden, welchen Schritt der zerstörende Geist der Zeit durch Auflösung des Reiches gewann!

Am 10. October 1806.

Vor einigen Wochen ward dem Capitel in Münster befohlen, das Silbergeräth des Doms einzuliefern, weil man es, um es zu sichern, nach Magdeburg senden wolle! Das Capitel antwortete: auf alle Fälle wäre es sicherer in seiner Kirche; wolle man es abholen, so könne das Capitel sich nicht widersetzen. Es ist nach Magdeburg abgegangen und vor drei Tagen ward dem Domcapitel in voller Versammlung durch ein Mitglied der Kammer dessen Aufhebung kund gethan. Die Kammer ließ in extenso, was nicht nöthig gewesen

wäre, das Rescript des Königs an sie vorlesen, in welchem auf sehr bittere Weise den Domherren vorgeworfen wird, daß das Capitel sein Ansehen nicht gebraucht habe, die Anhänglichkeit der Provinz an den König zu fördern. Nur der Dechant Spiegel ward, seines Patriotismus wegen, sehr erhoben!

Das Ausheben der jungen Mannschaft geht immer noch vor sich. Neulich ist ein angesehener Bauer, ein Greis, in Ketten nach Magdeburg gebracht worden, weil — einer seiner Söhne, der Aushebung zu entgehen, entwichen ist. Dennoch will die Anhänglichkeit sich noch nicht zeigen!

Am 20. October/18. November 1806.

Du weißt bei Empfang dieser Zeilen besser, als ich izt, Alles was[1] geschehen ist. Gott hat es zugelassen, Er kann noch unerwarteten Ausgang geben! Sein Name sei gelobet! Die izige Lage ist dem Anschein nach schrecklich. Preußen ward mit geschlagen in Austerlitz und Oesterreich und alle müßigen Zuschauer wurden izt geschlagen. Sehen sie das nicht ein, so verdienen sie das Schicksal, welches dann unvermeidlich ihrer harrt!

Sein Wille geschehe! Sein Reich komme! Je mehr alle irdischen Wünsche wie Schmetterlinge niedergeschmettert werden von dem rauhen Winde der Zeit, desto leichter müsse es dem Geiste werden, auf Adlerschwingen sich über den Dunstkreis der Sonne zu erheben.

Nach wechselnden Erwartungen, die ich noch vor Kurzem hatte, war mir solcher — wenigstens kein so schneller — Ausgang doch nicht in den Sinn gekommen. Ich glaubte mich gefaßt auf Alles und ward überrascht! Ich alter

[1] bei Jena.

Knabe kam aus dem Sattel! Aber Gott hielt mich, daß ich nicht fiel und gab mir andere Ansicht. Es mußte so kommen, und es muß wahrscheinlich noch ganz anders kommen. Gott hat gewiß etwas Großes und Gutes vor, und wenn wir es auch nicht erleben, so gewinnen wir doch mehr als die Erde geben kann, wenn wir uns seinem Willen ganz unterwerfen und also einen neugeborenen Willen bekommen, der im Wehen der Natur geboren, schon hienieden an himmlische Brüste gelegt wird.

Der Stoicismus der Alten war der salto mortale, den auf schwindelnder Höhe an finsterem Abgrund die sich selbst überlassene Natur nahm, weil sie nicht in Seilen der Liebe sich gegängelt fühlte. Hätten wir keinen andern Erweis für unsere Religion, als diese allbelebende Hauche der Liebe, die sie und nur sie in die Flöten unseres geistigen Lebens blies; diesen Seufzer des Psalmisten: Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir auch Leib und Seele verschmachten, so bist doch Du, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil! Was bedürften wir eines anderen Beweises?

Was wird man aber Alles erleben! Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen — sagt der Prophet Maleachi; ehe man nur sieht, welche Gestalt ihm der Künstler gibt, und die alten Gefäße in Gluth dahinfließen sieht, so fühlt man nur die Hitze des Ofens.

Ich kann Dir nicht sagen, welche Beruhigung ich in meiner Arbeit [1] finde, die mich manche Stunde des Tages aus dieser Zeit in die alte Zeit, aus der alten Zeit in die große Zukunft versetzt. Ich habe izt manchmal mit den Propheten zu thun, deren heiliges Helldunkel in der Unter-

[1] Für die Religionsgeschichte.

suchung nicht so labyrinthisch ist, als es scheint. Die Geschichte gibt oft den Faden, und wenn man nur den Einen, der das Alpha und Omega in der ganzen Bibel ist, im Gesicht behält, so fällt aus hoher, oben offener Wölbung Licht des Himmels hinein.

Am 3. März 1807.

Der erbärmliche Leichtsinn dieser Zeit ist eines ihrer schlimmsten Zeichen! Und das finde ich das Traurigste von Allem! Wäre er nicht, so möchte man hoffen:

When the hurlyburly is done,
When the night is past and gone,

so würde Alles wieder gut werden. Aber die moralischen Nächte sind nicht wie die physischen. Diese geben den Menschen Träume, welche mit dem Morgenroth verschwinden. Die moralischen aber werden von den Fieberträumen der Menschen erzeugt; sie haben kein bestimmtes Maß der Zeit. Sie gehen crescendo von Wahnsinn in Tollheit, bis nach durchlaufener Kometenbahn des Elends endlich die Besinnung kommt!

Am 7. Juli 1807.

In dieser Zeit fallen mir oft die schönen Worte unseres lieben seligen Klopstock ein:

Wer nicht fürchtet, nicht hofft, nur der ist glücklich!
Also denkt er: der Weis' erwartet ruhig,
Was ihm geben die Vorsicht
Werde, Freud' oder Schmerz.

Und das ist sehr gut! So wie Midas' Berührung Alles in Gold verwandelte, gab uns Allen Gott die Macht, Alles, was uns begegnet, in Segen zu verwandeln und so auf leichte Art, es annehmend als kommend von Ihm und als gut, weil von Ihm! Ohne diese Ansicht wäre es in der

Welt nicht auszuhalten. Aber wie bietet sich auch diese Ansicht an! Wie laut predigt diese Zeit! Aber die Menschen haben von Midas mehrentheils nur das Ohr! Wäre ich noch in meiner Jambenstimmung[1], wie sollten die Schilfe von den Midassen erzählen!

Alles wird izt so scheinbar wild unter einander geworfen, Alles ist in Geburtswehen, und es ist keine Kraft zum Gebären, wie der gute König Hiskia dem Propheten sagen ließ; aber es wird dennoch eine Geburt an das Tageslicht kommen! Die Resultate der menschlichen Weisheit, welche Thorheit ist, erscheinen so grell, daß der Zauber zerstört wird. Denn es wird immer mehr offenbar, daß der Strom, welcher izt Alles überschwemmt und überschlammt oder übersandet, sich darum so ergoß, weil sie ihn leiten wollte, hier Kanäle grub und dort Dämme durchstach.

Am 28. Juli 1807.

Daß Alles in so vollem Maße kommt, was da kommen mußte, hat das Gute, daß man sowohl alle Lust zum Einspinnen unter dem Monde verliert, als auch mit Schmetterlingsflügeln von Hoffnung zu Hoffnung dieser Zeit zu flattern. Bienen wissen auch aus diesen Pflanzen Honig zu saugen.

Am 11. December 1807.

Freilich ist auch dieses Jahr, Deiner guten Vergleichung nach, wie ein Erdfall anzusehen, und wer kann wissen, was nach so vielen sich schon gefolgten Erdfällen noch einstürzt, da der Boden überall so vulkanisch ist. Man möchte berechnen können, nach wie vieler Zeit hier oder dort die

[1] In der er im Jahre 1783 seine köstlichen Satiren dichtete. Vergl. oben S. 37—41.

Lava wieder für Fruchtbarkeit empfänglich werde, wenn die Materie, aus der sie hie und da entstand, sich genau schätzen ließe. Doch auch dann nicht, da hier nicht von lauter Materie die Rede ist, und das Moralische viel schnelleren Verfalls, aber auch viel schnellerer Wiederbelebung fähig ist. Doch lehrt uns die traurige Erfahrung, daß so wie Menschen von einem Rückfall in's Böse, von einem mit Bedacht und bösem Willen gemachten Rückfall, fast nie wieder aufstehen, so auch Völker nicht. Und darum ist mir sehr wahrscheinlich, daß in Europa das Gute sich in Wenigen concentriren, der erhaltende und erwärmende Strahl der Wahrheit aber andere Nationen beleben werde, deren Zeit bisher noch nicht kam, welche Erleuchtung annehmen, daher Kraft des Willens erhalten werden. Der Wille ist unser wahres Ich. Daher so oft Leute, deren Urtheil nicht nur in allen Dingen dieser Zeit, sondern auch im Geistigen so scharf und richtig ist, doch schlecht bleiben. Den Willen aber ändern gewiß nur Demuth und Hülfe von Gott. Sokrates erkannte es schon, als er sagte, die Tugend werde uns weder angeboren, noch erlernt, sondern sie sei eine Gabe Gottes. Und das ganze Christenthum gehet davon aus, und mich dünkt, jeder tiefe Blick in unser Selbst bewähre es.

---

Vom Jahre 1808 an verrathen die Briefe in Bezug auf öffentliche Angelegenheiten den Druck, welchen die Späherkunst der Franzosen dem schriftlichen Verkehre auflegte. ‚Es entgeht einem,' schrieb Stolberg dem Bruder, ‚alle Lust und Muth zum Schreiben, so lange die Briefe bald geöffnet, bald gesperrt werden.' ‚Aber lahm legen,' sagte er ein andermal, ‚lasse ich mich trotz alles Druckes nicht, auch nicht den Mund verstopfen, wo ich öffentlich Wahrheiten

aussprechen kann, die den Fürsten und dem Volke Noth thun zur Erkenntniß dessen, woran sie kranken und wodurch sie in so tiefe Schmach versunken sind.'

So sagte er im Jahre 1808 im dritten und vierten Bande seiner Religionsgeschichte: ‚Dürfen wir uns noch wundern, wenn wir erleben müssen, was wir erleben? Oeffentliches Unglück, Erniedrigung unter Feinden, welche zu besiegen wir gewohnt waren, ist manchmal ein letztes Mittel der erbarmenden Vorsehung. Und es ist billig, daß Nationen, welche, ihres Gottes vergessend, sich auf den fleischlichen Arm verlassen, oder auf gehäuftes Geld, es ist billig, daß solche durch Noth und Wehe zur Besinnung kommen; durch großes Wehe, wenn sie sich vom kleinern nicht wecken ließen; wenn sie „Schmach wie Wasser soffen", und dennoch nicht nüchtern wurden.' Und in Bezug auf die Franzosen: ‚Völker, welche schon reif dem Gerichte sind, werden manchmal von der weisen und furchtbaren Vorsehung als Schergen ihrer Gerechtigkeit gebraucht und dann leeren sie die untersten Hefen des Taumelkelchs!'

‚Sie werden noch Vieles zerstören, diese Schergen der Gerechtigkeit, aber in Gottes Namen, wenn nur neues Leben zwischen den Ruinen emporwächst.' Oder wie er an Perthes schrieb: ‚Das alte Laub muß herunter, auf daß der noch in brauner Knospe schlummernde Frühling für die Entwicklung aufbewahrt bleibe. Ach, könnten wir nur die erste grüne Spitze sehen!'

Am 31. März 1808.

Es scheint mir nicht zu verkennen, daß, seitdem die Menschen vom tollen Hunde gebissen zu sein scheinen, auch die leblose Natur aus ihren Angeln gehoben worden. Weit entfernt zu glauben, daß diese auf jene oder jene auf diese solche Wirkung hervorgebracht haben, glaube ich dennoch,

daß diese Zusammenstimmung, oder vielmehr zwiefache Verstimmung nicht ohne Grund zusammentraf. Mehr als menschliche Weisheit ließ den erhabensten der Sänger sagen: ‚Bei den Heiligen bist Du heilig, und bei den Frommen bist Du fromm. Und bei den Reinen bist Du rein, und bei den Verkehrten bist Du verkehrt.' Ps. 18, 26. 27. Aber so wie die göttliche Thorheit weiser als die Weisheit der Menschen, so ist auch diese scheinbare Verkehrtheit eine väterliche Maßregel, ein aus Liebe verhängtes Uebel, ein Leiden, deren die Menschen überhaupt hienieden nie entbehren können, deren Druck aber izt erschwert werden muß, bis die Gottesvergessenheit aus dem Todesschlummer geschreckt wird. Wenn die schuldlosen Gaben und Kräfte der Natur mißbraucht werden, so wird auch der stummen, lastbaren Natur — gleich der Eselin Bileam's — der Mund aufgethan. Wenige hören sie, daher bin ich versichert, daß es noch ganz anders kommen müsse, also kommen werde.

‚Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.' Um aber diese Frucht von so bitterer Wurzel zu genießen, ist gewiß eine Hauptpflicht, sich selbst vor Erbitterung zu hüten. Und ich denke über das, was Du von den Mißhelligkeiten zwischen einem Stande und dem andern, zwischen Adel und Bürger sagst, wie Du. Wo noch beim Adel — aber das ist nur bei Einzelnen der Fall — der Geist der Sache ist, da kann er durch Schmälerung der Rechte nicht gekränkt, viel weniger ertödtet werden und wird geehrt bleiben, wo er sich findet. Wo aber der Geist ausgefahren ist, da darf auch die Leiche keine Ansprüche mehr geltend machen, die dem Leben geziemten.

Und ich stimme mit Dir ein, daß von dem morschen Dinge unserer ganzen äußerlichen Einrichtung nichts mehr haltbar ist. Und nicht haltbar sein soll! Denn wozu

hätte Gott dem Schwindelgeist, der die Häupter der Völker ergriffen hat, erlaubt, so zu wirken? Diese divinitus immissa caligo ist unverkennbar.

Gleichwohl halte ich dafür, daß diejenigen, welche noch etwas sein können — und mehr oder weniger vermag jeder Mensch auf das Ganze — sehr wohl thun, Streben zu setzen, wo die alten Mauern einstürzen wollen, wäre es auch nur, damit der Einsturz minder plötzlich erfolgte.

Ich freue mich sehr über Alles, was ich von den biedern Spaniern höre. Solche Nation mit einer solchen Regierung ist ein umgekehrter Centaur, wo der Mensch vom Vierfuß geritten würde.

Am 12. April 1808.

Wir wissen Alle a priori, daß so kommen muß, was da kommt; aber izt sieht man auch gar leicht a posteriori, daß es dieser Radicalcur bedurfte, dieser Ausrottung, und bedürfen wird, bis ein Kreis von Wochen wird durchlaufen sein, vor denen freilich der Natur schaudert, nach denen aber der Geist sich fast sehnen möchte.

Ein Interesse verschlingt izt so sehr alle andern, vereitelt so sehr jedes individuelle Gefühl von Patriotismus — indem entweder Alles einstürzen oder Alles gerettet werden muß (ich glaube aber, wie gesagt, daß nur noch durch und nach dem Einsturz, nicht Rettung, aber Palingenesie zu hoffen sei), daß die Theilnahme an Vielem, was sonst so wichtig schien, wegfällt und nur der Wunsch: Dein Reich komme! im Herzen übrig bleibt. Es senke sich herab in uns, in die Unsrigen, in viele Einzelne, bis zu seiner Zeit aus den vielen glimmenden Halmen, wenn der Hauch Gottes darüber weht, Eine Flamme werde. Dann wird's gut werden!

Es werden viele Veränderungen erwartet. Manche hoffen,

wo ich nicht mehr hoffen mag, Manche fürchten, wo mich die Furcht nicht mehr lebhaft anwandelt, eben weil auch die Hoffnung nicht. Wie beim Sirocco das Meer brauset und schäumt, wenn auf dem Lande, wo die Menschen schmachten, sich kein Blatt regt, so scheint es mir zu sein in dieser erwartungsvollen Zeit. Auf umbraustem, umtostem Felsen schimmert uns die goldene Schrift: ‚Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.‘

Am 17. Mai 1808.

Ueber öffentliche Verhältnisse müssen wir uns, dünket mich, in vollkommenster Ergebung fassen. Mußten doch Heiden, mußten Attikus und der edle Valerius Messala sich fassen, als es aus war mit Rom. Wir wissen besser als sie, wer die Wagschale in zwar umwölkter, doch wahrgenommener Hand hält. Es ist Alles zum Besten! Diese Ansicht wird bei mir, Gottlob, zur Empfindung, und ich bin heiter im Jahre 1808, wiewohl ich vierzehn Kinder am Leben habe. Izt muß Alles rückgängig sein, auf daß es vorgängig werden könne, im Kleinen wie im Großen. Was wird im ganzen Geäder der Verhältnisse nicht noch geschehen müssen, auf daß es einleuchtend werde, wohin die erste Lüge, wie man in der Philosophie den ersten Irrthum nennt, führt und führen müsse. Ehe man zum Worte Gottes zurückkehrt, wird es noch ganz anders kommen. Ich sehe es kommen, und obschon mir die Haut schaudert, jauchzet doch mein Innerstes. Das tägliche ununterbrochene Studium Eines Buches gibt Aufschluß über Alles und bewährt dieses Buch als Gottes Wort.

Am 24. Mai 1808.

Gottlob, daß die großen Triebfedern der Natur außer der menschlichen Erreichung liegen, daß wir wohl das Sausen

des Windes hören, aber nicht wissen, von wannen er kommt, noch wohin er fährt; daß der Lebensodem, welcher Alles erhält, derselbige ist, welcher Alles schuf; sonst hätten menschlicher Uebermuth und Aberwitz schon lange Gottes schöne Welt zu einer Wüste gemacht; hätten sie behandelt, wie der Affe die Uhr. Könnten die Menschen dahin langen, so würde es lange von der Natur geheißen haben, wie Ovid von der Semele sagt: tumultus non tulit aetherios.

Am 15. November 1808.

Es ist schon Abend gegen 9 Uhr. Vor zwanzig Jahren heute um diese Zeit ahnte ich nicht, was mir in weniger als anderthalb Stunden bevorstand.

„Kinder eines Tages,
Was ist Jemand?
Was ist Niemand?
Eines Schemens Traum sind die Menschen!
Nahet ihnen aber Glanz von Gott gesandt,
So umfahet sie helles Licht,
Und ein holdes Leben!“

sagte der edle Pindar und ahnte lange nicht soviel, als meine Agnes davon empfand, unkundig, daß das helle Licht und das holde Leben sie zu umfahen schon so nahe waren. Vor zwanzig Jahren! Ich empfinde manchmal mit Rührung, vor welcher Zeit Gott sie leise entrückte. Was würde ihr zartes Gefühl oft gelitten haben!

Je weniger man zu dieser Zeit der dunkeln Tage von den Bienen hört, desto besser geht es ohne Zweifel im Stock. Ich erwarte gutes Wachs zum Erleuchten und süßen Honig.

Münster, 20. Januar 1809.

Von Madrid aus ist eine Verordnung für das Großherzogthum Berg erschienen (zu welchem auch dieses Länd-

chen gehört), durch welche der Adel einen großen Theil seiner Einkünfte verliert. So etwas wird gefühlt und berechnet. Wenn aber Kraft gelähmt, Gesinnung verderbt, Vertrauen zerstört, Ruhe vernichtet, das Edelste und Ewige im Menschen gefährdet wird — kaum kräht ein Hahn darnach!

Es mag wohl sein, daß in den vielen Veränderungen der Denkart und Handlungsweise, welche seit der letzten Generation in Europa aufgekommen, Einiges an sich gut sein könnte; aber es kommt, dünkt mich, immer darauf an, aus welcher Wurzel die Dinge hervorgehen. Gottesvergessenheit, Stolz der blindesten Philosophie, crasser Egoismus bezeichnen diese Zeit, und was aus ihr — ausgenommen die Reaction, welche natürlich von einigen Guten her wirkte — hervorging, mußte faul sein. Ein arger Baum kann nicht gute Früchte bringen.

‚Ist nicht rein das Gefäß,
So versäuert, was man hineinthut.‘

Was von der Seite unserer Philosophie auch manchmal scheinbar war, war hohl, ihr Scharfsinn ohne Weisheit, ihre Philanthropie ohne Liebe.

Ich denke ganz wie Du über die Verschiedenheit des Wehes, welches durch die Hand der Menschen kommt, von dem, welches Gott durch Elemente sendet, und billige David's Wahl. Kommt zwar jenes freilich auch von Gott, so wird es doch, durch Menschenhand gehend, eben dadurch herber. Ach was verunreinigt nicht die Hand des Menschen!

Juli 1809.

Die Siegesnachrichten aus dem kaiserlichen Heer haben mich mit Freude durchbebt und es war mir in manchen Augenblicken, als dürfte man für das deutsche Volk Früh-

lingsluft wittern, aber ich fürchte wieder, es ist noch zu früh an der Zeit, denn der schlechte Geist ist noch allzu mächtig. Wohl sehe ich bessere Anfänge in der vaterländischen Literatur, aber das Böse überwuchert noch. Man bethört das Volk; elende Scribenten entblöden sich nicht, den Untergang von Kaiser und Reich als etwas Preiswürdiges hinzustellen und die Schergen des fremden Volkes zu loben. Was würde unser Klopstock zu diesen unseligen Zeiten sagen!

Am 7. Juli 1809.

Am 2. Juli habe ich das Gedächtniß unseres geliebten Klopstock gefeiert. Unseres ältesten Freundes und welches Mannes! Es gehört zum Zwittercharakter der Stumpfheit und des Flitters unserer Zeit, daß seiner wenig gedacht wird. Mehr oder weniger wird seiner mit Dank, Bewunderung und Enthusiasmus gedacht werden, je nachdem der Strom der Menschheit Gold oder Schlamm mit sich führen wird. Die Tiefe, in die wir sanken — und manches Andere — läßt mich das Bessere hoffen.

Am 15. October 1809.

In dieser Zeit, welche hart wie Eisen und unstet wie Queckfilber ist, vermag kein Morgen mit Sicherheit für den Tag, den er beginnt, wie viel weniger für ein Jahr zu bürgen! Wie Gott will! Diese Zeit ist eine harte Zuchtmeisterin, laß uns aber ihre Ruthe küssen — denn sie ward ihr von Oben her verliehen — und Ergebung üben, in deren Schatten, wenn man sich tief hineinbegibt, man die himmlischen Schwestern: Glaube, Hoffnung, Liebe, sich ergehen findet. Mögen wir freundlich von ihnen begrüßt werden und ihre himmlische Weisheit vernehmen.

Am 14. November 1809.

So lange wir Knechte des Raumes und der Zeit — Bedingung der Sünde, sowie Existenz in ihnen Bedingung der Endlichkeit — sind, stehen die Jahrestage als Leuchtthürme in der Nacht und auf dem Ocean unseres Lebens und erinnern uns, indem wir ihm fühlbar näher kommen, an das große, hochheilige Vaterland, dessen wir harren. Mir sind sie daher sehr lieb und werth, diese Tage der Erinnerung des kurzen vorigen Lebens und der an's Herz gelegten Hoffnung der Zukunft. Ich brachte meinen Geburtstag zwar größtentheils sehr gestört, dennoch mit wohlverwahrtem Kämmerlein des Herzens zu, in welchem geliebte Lebende und geliebte Todte mich freundlich heimsuchten.

Allerdings ist jede Schwelle in ein neues Zehnjahr hinein ein wichtiger Schritt. In mancher Absicht fühle ich mich noch sehr jung, das heißt, wenn ich mich nicht befühle, in anderer doch aber sehr gealtert; doch wofern ich mich nicht täusche, letztes mehr dem Leibe, erstes dem Geiste nach, obschon die Phantasie allerdings seltener ihre Flügel schlägt, wozu aber der Charakter der Zeit, welcher jeden Flug unter dem Lufthimmel, wenn er sich nicht über die Sterne erhebt, niederschlägt, Vieles beitragen mag.

Ich glaube, daß wir zunächst größeren, weiter um sich greifenden Ereignissen, Umwälzungen entgegen sehen müssen, als seit 20 Jahren stattfanden. Gottlob, daß der christliche Stoicismus, welcher auf Glaube, Hoffnung, Liebe, daher auf Demuth gegründet ist, über alle Ereignisse und Umwälzungen der Zeit hinaussetzt.

23. November 1809.

Was ich seit Jahren gesagt habe, sage ich immer wieder: wir können nur gesunden, wenn wir zum lebendigen festen

Glauben unserer Väter zurückkehren und diese in der Treue und Kernhaftigkeit ihrer Gesinnung, in der Wahrung und Pflege alles dessen, was uns als ehrwürdiges vaterländisches Erbgut überkommen, zum Vorbild nehmen.

Wie Stolberg auf diese seine Ueberzeugungen wiederholt in der Religionsgeschichte zurückkam, so sprach er sie im Jahre 1810 öffentlich auch in einem Aufsatze: ‚Ueber unsere Sprache' aus, welchen er in dem von Friedrich Perthes in Hamburg gegründeten ‚Vaterländischen Museum' abdrucken ließ[1]. ‚Ich spreche darin,' schreibt er einem Freunde im August 1810, ‚offen von Herzen wie über die urkräftige Eigenthümlichkeit und edelste Einfalt der deutschen Sprache und der deutschen Gemüthsart, so auch über die Fehler unseres Charakters, unsere Schwäche, unsere Sucht nach fremdländischem Wesen, und schließlich über das, was uns Noth thut in der allgemeinen politischen Zerrüttung unseres Vaterlandes.'

‚Statt mit der Billigkeit, die der deutschen Gemüthsart eigen ist, das Fremde zu würdigen, überschätzt der Deutsche es, mit jener Schwäche, die ihm auch eigen ist, und die er nur zu oft naiv genug ausdrückt, wenn er, um Geringschätzung anzudeuten, sagt: Das ist nicht weit her. Selbst die Muttersprache lag uns zu nahe, wir versäumten sie lange Zeit, auf eine so unbegreifliche als thörichte Weise. Möge eine bessere Nachwelt Mühe haben, es zu glauben, deutsche Zeitgenossen von Klopstock — unter vielen Edlen und Großen nenne ich den Einen Größten und Edelsten — ließen

[1] Wie freudig Stolberg das Erscheinen dieser Zeitschrift begrüßte, vergl. Perthes' Leben (Gotha 1857), Bd. 1, 165—167.

Französinnen kommen, um ihre Töchter zu bilden. So wie pedantische Schulfüchse unsere Sprache vulgarem (die gemeine) nannten, so wurden deutsche Kinder edler Häuser gewöhnt, die hohe, edle Muttersprache als Sprache des Gesindes anzusehen. Und wie konnten sie anders, wenn es Hausgesetz war, bei der Tafel französisch zu sprechen; wenn jeder kindliche Wunsch, um bei den Eltern Gehör zu finden, sei es mündlich, sei es schriftlich, in der Sprache des Fremdlings vorgetragen werden mußte! Ich erinnere mich noch, in meiner Kindheit gehört zu haben, wie es an einem geistreichen deutschen Mädchen von deutschen Frauen mit Hohn gerügt ward, daß es, wie sie sagten, affektirt sei und deutsche Briefe schreibe. Das gute Mädchen wollte doch nur seine Empfindungen ausdrücken. Noch izt versammeln sich Deutsche und schwatzen französisch; noch izt schreiben Deutsche an Deutsche, Brüder schreiben manchmal an Brüder, Kinder an Eltern, das Weib an den Mann in französischer Sprache! Heißt das nicht, sich von den Seinigen entfremden? Ja, von sich selbst entfremden?'

‚Es liegt ein Schatz von Gesinnung in unserer Sprache; dieser sei uns heilig! Wir verloren Vieles, aber Alles, dessen Besitz wahren Werth hat, hat diesen in der Gesinnung. Nicht die Freiheit, sondern der empfundene Werth der Freiheit macht der Freiheit würdig. Das Glück macht oft den Sieger; nur Muth und Weisheit machen den Helden.'

‚An der Gesinnung müssen wir uns festhalten; unsere Gesinnung müsse bieder, wahrhaft, einfältig, herzhaft und herzlich sein. Unsere reine, kraftvolle edle Sprache bleibe ein Band des Vereins, wo andere Bänder rissen. Viele Edle legten große Gedanken und warme Empfindungen der guten Muttersprache in den Schooß. Diese sind Gemeingut für uns. Legen auch wir gute Gedanken ihr in den Schooß.

Es vermehre sich das Gemeingut für unsere Kinder und für unsere Enkel.'

‚Falle unser Loos, wie es fallen mag, fern sei von uns jeder politische Kleinmuth! Ueben wir Treue in allen unseren Verhältnissen und hegen wir freien Sinn, bereit zu jeder Aufopferung des Aeußeren, ehe wir das Mindeste von unserer Gesinnung aufgeben oder aufzugeben scheinen! Verdienen wir Achtung durch Tugend, geben wir der Tugend Gehalt und Bestand durch die Religion! Sie leite uns auch in den Verhältnissen dieser Zeit. Der umnachtete Steuerer lenkt auch zwischen Klippen sein Schiff, mit dem Blick gen Himmel.'

‚Auch Dir,' schrieb er einem deutschgesinnten Freunde in der Schweiz, ‚wird das Vaterländische Museum mit der kräftigen deutschen Gesinnung, die darin zum Ausdrucke kommt, gewiß wohlgefallen. Goethe hat, wie ich höre, abgelehnt, dafür zu arbeiten. Es thut mir leid für unsern alten Freund, der allzu kalt und vornehm geworden und nichts mehr von jenem patriotischen Feuer besitzt, das auf unserer Reise in die Schweiz (1775) so mächtig in ihm sprühte. Wie mag er in einer Zeit wie der unsrigen einen Roman wie die Wahlverwandtschaften schreiben, der nur zur Erschlaffung des vornehmen Lesepublikums dienen kann. Ach Gott, wie ist das Salz bei Vielen so taub geworden!'

‚Trauer um Diejenigen, die führen könnten und keine Führer sind, weil sie Jesum Christum, den göttlichen Führer und Herrn, aus den Augen verloren, macht manchmal mein Herz zagen, aber ich halte mich fest an dem: Er sitzt im Regimente und führet Alles wohl.'

‚Wie drängen sich,' sagt er in einem Briefe vom 17. Juli 1810 an den Bruder, ‚die öffentlichen Ereignisse

aneinander! Die Greuelthat zu Stockholm! Der Brand in Paris! Die Entsagung Ludwig's auf sein Königreich und dessen Einverleibung mit Holland! Wie laut werden wir aufgefordert, alle diese Dinge à vol d'oiseau, schnell vor ihnen vorbei und über ihnen schwebend, zu betrachten, wo man allein sie in ihrem wahren Lichte — als flüchtige Erscheinungen und als zugelassene Ereignisse — sehen kann!' Und am 15. October: ‚Die irdische, zeitliche Zukunft ist uns in diesen Zeiten mehr als je umwölkt und schwanger, Gott allein weiß womit. Wann, ach wann wird nach der grauenvollen Sündfluth dieser Zeit der Bogen des Friedens sich über uns erheben!'

---

Hoffnungsvoll wandte Stolberg noch immer seinen Blick auf England, von wo er ‚junges Heil sowohl für die politische Freiheit Europa's, als auch für eine neuerstarkte gläubige Christengesinnung' erwartete.

‚Kein Volk,' sagt er, ‚hat seine Freiheit besser gesichert als die Britten, wo verschiedene Mächte, des Königs und der beiden Senate, so weislich gegen einander abgewogen worden, daß drei Schalen in dem schönsten Gleichgewichte schweben, und wo kraft der Verfassung jede der drei Mächte den andern freundlich beisteht, so lange das Gleichgewicht dauert, wo aber auch jede die andere mit weiser Eifersucht bewacht, und wo daher dem ersten Eingriffe jeder sogleich von beiden andern Einhalt gethan wird. Die Springfedern, welche der Willkür des Königs Schranken setzen, sichern seine rechtmäßige Macht. Liebe zu einer Verfassung, welche den Gesetzen kräftigen Nerv und der Freiheit edeln Spielraum gibt, sichert dem König seine Rechte. Oeffentlich wird er durch diese Verfassung und mit Nachdruck daran

erinnert, daß er für das Volk da sei, nicht das Volk für ihn. Aber keine Nation legt zugleich einen solchen Nachdruck auf die geheiligte Majestät der königlichen Würde. Und wenn die Britten durch eine politische Fiction den König gleichsam als unfehlbar ansehen und nur dem Minister Rechenschaft abfordern, so wissen sie sehr wohl, warum ihnen an Aufrechterhaltung des hohen Begriffes von der königlichen Würde soviel gelegen sei.'

‚Hielte der Wandel der Engländer,' schreibt er dem Bruder in dem zuletzt angeführten Briefe vom 15. October 1810, ‚Schritt mit ihrer Verfassung — meiner Meinung nach der einzigen, die je gut genannt zu werden verdiente, die einzige, wo Freiheit war — so wären sie izt, wie man sie in mittleren Zeiten nannte, eine Insel der Heiligen. Alle Fehler, die man ihrer Verfassung vorwirft, sind bei menschlicher Unvollkommenheit unvermeidlich. Und diese englische Verfassung ist mehr als irgend eine Resultat der Geschichte, und jedesmal, daß Hand angelegt ward, handelte man nie a priori, sondern immer nach Erfahrung. Und das thaten die Männer, die gleichwohl sehr geeignet waren, nach Induction handeln zu können, und die Höflinge der Dames de la Halle decretirten a priori! Göttliche Einrichtungen stehen wie die Pyramiden, menschlichen fehlt immer die Breite der Basis. Unsere neuesten Philosophen, vor allen Kant und die neuen Minosse, Dames de la Halle ꝛc. setzen die Pyramiden auf die Spitze und wundern sich, wenn sie nicht stehen, da es doch Pyramiden sind!'

‚Ich habe keine irdischen Stützen,' heißt es in einem spätern Schreiben, ‚und suche meine Stützen anderswo als in Völkern und staatlichen Gebilden. Aber das englische Volk erscheint mir doch als das gesundeste und wird, wenn überhaupt Europa noch zu einem neuen gläubigen, das heißt

katholischen Zeitalter berufen ist, eine Hauptrolle in diesem Zeitalter spielen.'

Am 29. October 1810.

Die Politik kann nicht der Moral entbehren, die Moral nicht der Religion. Das sahen auch alle großen Gesetzgeber der Alten ein; Numa führte immer auf die Religion zurück; reiner aber, dünket mich, gingen Zaleukus und Charondas von diesem Mittelpunkte aus, ließen ihn als ein Feuer der Vesta, als Seele des Ganzen stehen, anstatt daß Numa überall verunreinigtes Feuer hintrug.

Zu allen Zeiten machten sich viele Menschen vom Göttlichen los, aber nur in diesen letzten Zeiten ward diese Gottlosigkeit so allgemein, ging über in Wissenschaft und in die politischen — inneren und äußeren — Verhältnisse. Der amerikanische neue Staat entstand, als dieser Geist schon waltete. Ich glaube nicht, daß er viele Generationen lang bestehen wird. Seine Gründer, vor der Welt vernünftige Leute und Franklin ein Mann von außerordentlichem Verstande — aber nur von zeitlichen Verhältnissen voll, ohne Gott, dessen in ihren Verhandlungen auch nie gedacht wird. Welch' ein ganz anderer Mann war der große und gute Penn! Was noch von Leben in Amerika zuckt, kommt von ihm.

Am 23. November 1810.

Ich finde nichts so kränkend, als die fast allgemeine Ableugnung jener Grundsätze von Recht und Unrecht, Moral, Religion, Empfindung ꝛc., deren Schamlosigkeit über Alles sich erheben will und in tiefern Koth des Verderbens stürzt, als selbst die Heuchelei, die doch dem Wahren und Guten noch huldiget. Aber das Extrem läßt wieder Hoffnung zu, eben weil es Extrem ist; das ist ein Trost.

Seit ungefähr einem Jahre bewege ich mich in meiner Arbeit[1] immer zwischen der Weltgeschichte der Cäsaren und der parallel laufenden Geschichte des Christenthums. Nie standen der Geist der Welt und der Geist der Religion in so auffallendem Contrast als damals. Sehr schön sagt Augustinus in seinem Buche de civitate Dei, daß beständig zwei Gemeinen (civitates) existirt hätten, ein Jerusalem, eine Stadt Gottes, und ein Babylon, eine Stadt der Welt. Je lauter sich die eine, izt die letzte, ausspricht, desto höher erhebt sie die contrastirenden Züge der andern. Und mich dünket, daß sich ein Geist izt rege, welcher das beweist.

Am 16. April 1811.

Den Fall des Sieveking'schen Hauses, über den mir Perthes schrieb, haben wir sehr bedauert. Kein Verstand, keine Erfahrung, keine Rechtschaffenheit sichern anizt die festesten Häuser. Sollten nicht Häuser einstürzen, wenn Reiche dahingeschwemmt werden von der Flut dieser Zeit? Aber ich stimme Dir vollkommen bei; à vol d'oiseau betrachtet — und die Psyche hat ja Flügel — ist es eine zwar schicksalsschwere, doch segensvolle Zeit. Was zum Einsinken lange schon sank, was dem Einsturz nahe lang schon wankte, das sinkt, das stürzet auf Einmal: und nur dieses auf Einmal weckt die tief eingeschlummerte Menschheit. Es wird Besseres kommen; aber der Augenblick des Uebergangs — und wer bestimmt seine Dauer — ist grauenvoll.

---

In Münster war das Leben für Stolberg und seine Familie ‚einsamer geworden'. ‚Der herrliche Overberg, die

[1] für die Religionsgeschichte.

lieben verehrungswürdigen Droſtes,' ſchrieb die Gräfin, ‚ſind und bleiben herzliche Freunde. Aber wie ſchwer entbehren wir Fürſtenberg und andere Freunde und Freundinnen, die der Tod hinwegriß'.

Nach dem Tode der Fürſtin von Gallitzin hatte Fürſtenberg ſich ‚immer enger an die geliebte Stolbergiſche Familie angeſchloſſen'. ‚So Manches,' ſchrieb Stolberg im Jahre 1806 an ſeinen Bruder, ‚hat bei Fürſtenberg die Fortſchritte des Alters in den letzten Jahren beſchleunigt. Sein ſchöner edler Geiſt lebt vom und im Willen Gottes mit bewunderungswürdiger Hingebung der Liebe.' ‚Er iſt ſo, wie Klopſtock „den ſterbenden Weiſen" ſchildert, dem das Todesgefühl jede Nerve beſchleicht, dem die feſtlichen Augenblicke theuerer werden und der das Leben an deſſen Ende mit Thaten der Seele krönt. Ruhig, heiter, den Blick abgewandt von allem Dem, wofür ein ganzes Land ihn ſegnet, wirft er ſich mit Vertrauen in die Arme der göttlichen Barmherzigkeit.'

‚Die Liebe Gottes hat uns am 18. September 1810 durch die Geburt einer geſunden Tochter erfreut, an demſelben Tage, an welchem ich ſchmerzerfüllt die Leiche meines ehrwürdigen Freundes Fürſtenberg zur Gruft begleitete. Geburt und Tod — ein rechtes Bild des menſchlichen Lebens.' Fürſtenberg war am 15. September geſtorben ‚zur Trauer der ganzen Stadt und des ganzen Münſterlandes, dem er ſo viel Gutes erwieſen, für das er ſich ſo ſelbſtlos aufgeopfert hatte, wie wohl kein deutſches Land in unſerer Zeit einen ähnlichen Wohlthäter beſeſſen'. ‚Sein Verluſt iſt mir unerſetzlich; er macht in mein inneres und äußeres Leben einen Einſchnitt, wie vier Jahre früher der Tod meiner geliebten Gallitzin.' ‚Als er noch bei vollem Bewußtſein war, nahm er herzlichen Abſchied von Sophie, verſprach für uns und

unsere Kinder zu beten und schenkte ihr mit seiner freundlichen Heiterkeit einen Bleistift, der vor ihm lag. Wohl ihm, dem edeln, liebenswürdigen Greise, der nun, von Banden einsinkenden Alters gelöst, in die Ewigkeit einging! Seine Leiche ist sehr schön, die verstummte, zusammengedrückte Lippe, die eingefallenen, geschlossenen Augen reden große Botschaft freudigen und ernsten Inhalts mit den sprachlosen Donnern des Todes.' ‚Auf unseres geliebten Greises Grabstein wird stehen:

Hier ruhet zu den Füßen des Gekreuzigten,
Seiner und unser Aller einzigen Hoffnung,
Franz Friedrich Wilhelm Freiherr von Fürstenberg,
Des Vaterlandes Vater und der Armen Freund.'

Am 7. December desselben Jahres 1810 ‚riß der Tod einen andern Ehrenmann des Westfalenlandes hinweg, einen Mann so treu und bieder, so frommen, thätigen, einfältig gläubigen Wesens, wie nur dieses Land, so scheint es, noch in unserm Jahrhundert erzeugt', den Freiherrn von Landsberg. ‚Sanftmuth und Edelmuth,' schrieb Stolberg der Schwägerin Luise, ‚zeichneten ihn aus in hohem Grade. Er hatte viele Kenntnisse und war ein Mathematiker von der ersten Stärke, wie man sagt, hatte aber feines Gefühl für alles Schöne. In seiner Jugend soll er auf Feldzügen Löwenmuth gezeigt haben. Milde Freundlichkeit sprach aus seinem ganzen Wesen. Er war ein gottseliger Mann und hat für die Schulen seiner Güter so gewirkt, daß er mir auch dadurch, sowie durch die unbestechbarste Reinheit, durch Muth und Edelmuth und Treue des Charakters Deinen lieben seligen Bruder[1] oft zurückrief. Seit drei oder vier Jahren war er, der immer auf dem Lande, unter seinen Bauern, die ihn als Vater

[1] Graf Ludwig von Reventlow.

liebten, und mit seinen Büchern gelebt hatte, durch einen so ungerechten als gewaltsamen Spruch mitten im Proceß vorläufig aus dem Besitz seines Gutes gesetzt worden. Da bezog er sein Stadthaus. Nie entfiel ihm die leiseste Klage, nie ein Wort über die andere Partei, noch über den Spruch. Doch beschleunigte es wohl in der Stille sein Alter. Aber gleich den Beeren, die, von der Rebe gerissen, auf Stroh gelegt werden, ward er noch milder, indem er sich runzelte.' ‚Für sehr Viele ist sein Tod ein sehr großer Verlust in mehr als einer Rücksicht.'

‚Die Sichel des Todes hält in diesem Jahre unter denen, die wir lieben, reiche Erndte.' Am 11. Januar 1811 starb in Münster die junge Gräfin Schmising-Kerssenbrock. ‚Sie hat viel gelitten, aber sie war geduldig, heiter, freundlich. Nach ihrem Tode fand es sich, daß der ganze Rücken wund war; sie hatte kaum über diesen Schmerz geklagt. Das Scheiden von ihrem sehr geliebten Manne und ihren drei Kindern hat ihr einige, wohl nicht leichte Kämpfe gemacht, aber die hatte sie bestanden. Zuletzt sagte sie dreimal nach einander: Vater, ich befehle meinen Geist in Deine Hände, zeichnete sich mit dem Kreuz, wandte sich und verschied. Als ich am 30. December von ihr ging, gab sie mir noch so freundlich die Hand, und als ich diese mit dem Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! an meine Lippen drückte, antwortete sie mir das: In Ewigkeit! mit himmlischem Ausdruck ihrer schönen Augen. Wohl ihr! Auch ihre Leiche hat einen sehr schönen Ausdruck! Sie hatte vor Kurzem das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt.' ‚Die Frucht, die man an den Sterbebetten frommer Christen sammeln kann, hat treibende Kraft für die Ewigkeit; sie befruchtet den Willen zu den reinsten Entschlüssen der Hingebung und Liebe um Jesu Christi willen im Weinberge des Herrn.'

Im Jahre 1811 ‚wurde uns', berichtete die Gräfin an einen Freund in der Schweiz, ‚von einem Kundigen anvertraut, daß Stolberg wegen seiner politischen Gesinnung und freimüthigen Aeußerungen der Napoleonischen Regierung verdächtig geworden und unter strenger Aufsicht stehe. Man rieth uns dringend, Münster und das französische Gebiet zu verlassen, und so reifte der Entschluß, nach Tatenhausen bei Bielefeld, einem Schmising-Kerssenbrock'schen Gute, überzusiedeln'.

Wegen ihrer Werke christlicher Wohlthätigkeit, der Unterstützung der Nothleidenden und Armen, sagt Katerkamp in seiner Biographie der Fürstin von Gallitzin, ‚werden Stolberg und seine in wahrhaft christlichem Sinne edle Gemahlin noch lange in segensvollem Andenken in Münster leben'. ‚Stolberg stand in Münster in allgemeinster Verehrung,' schrieb Friedrich von Schlegel; ‚Münsteraner, die ihn persönlich gar nicht gekannt, sprachen von ihm und seiner Familie mit wahrer Rührung: armen Kindern in der Stadt und auf dem Land sei er wie ein Vater gewesen; seine eigene gläubige Einfalt und Kindlichkeit habe zur Erbauung gedient'.

Als Stolberg die Stadt ohne amtlichen Geleitsbrief verließ, und in Folge dessen von Gensdarmen zurückgeführt wurde, rief er aus: ‚Gott sei Lob und Dank, nun ist der hundertste Psalm mein Passeport!'

Tatenhausen lag zwei Stunden von Brinke, dem Wohnsitz des mit Stolberg's ältester Tochter zweiter Ehe, Gräfin Julia, verehelichten Grafen Xaver von Schmising-Kerssenbrock. ‚Dieses neue Landschloß,' schrieb Stolberg seinem Bruder, ‚hat einen großen Garten und liegt an einem sehr schönen Wald; der Weg nach Brinke ist sehr anmuthig. Ich bete die väterliche Hand Gottes, welche uns überhaupt so

liebevoll geleitet hat, an, daß sie uns diese Ruhestätte finden ließ. Ich sehe einen stillen, ruhigen Abend des Lebens vor mir, und die Erfüllung des Wunsches, den ich von jeher hatte, auf dem Lande zu leben. Xaver ist einer der lautersten, edelsten und liebevollsten Charaktere, so ich kenne. Er hat auch für das Schöne viel Empfänglichkeit und die kindlichste Einfalt. Denket Euch, was uns diese Nachbarschaft sein müsse!' ‚Unser Kellermann hat sich entschlossen, mit uns nach Tatenhausen zu ziehen, sich unsern Kindern zu widmen. Es ist für uns ein nicht zu schätzendes Glück. Wir durften ihm nicht zureden, nur in schweigender Erwartung fürchten und hoffen. Indessen wünschten seine und unsere besten Freunde, daß er bei uns bleiben möchte, Overberg, Clemens Droste, Brockmann. Gleichwohl hatte er als Pfarrer einen großen Wirkungskreis, und seine Predigten wurden vorzüglich besucht. Gott gebe, daß meine Kinder durch wahres Gedeihen seine Wahl krönen mögen'!

‚In Tatenhausen begann für Stolberg,' heißt es in den Aufzeichnungen der Gräfin, ‚seit dem Herbste 1812 die Zeit einer gänzlich ungestörten Arbeit für sein großes Religionswerk und für die Erziehung der Kinder. Seine Begeisterung für die Kirche Gottes strahlte im reinsten Glanze und durchleuchtete auch seine Liebe für das so lange geknechtete Vaterland, welches sich gegen Napoleon erhob. Jede Siegesnachricht durchschütterte sein Herz mit Freude, und die Hoffnung, daß nun eine bessere christliche Zeit für Europa anbrechen werde, erfüllte ihn wie mit dem Feuer neuer Jugend und Thatkraft. Wie hatte er gelitten unter dem schweren Drucke der Fremdherrschaft, wie war er empört über den Verrath, den Deutsche gegen Deutsche übten, wie opferfreudig brachte er jetzt seine Söhne dem Vaterlande dar!'

Es war ‚ein großes Ereigniß' für den stillen friedlichen

Familienkreis, als dort am Weihnachtsabende 1812 die Nachricht von dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland eintraf. ‚Ein neuer Stern der Hoffnung ging jetzt allen Gutgesinnten auf, und man fühlte sich schon wie von einem Alp befreit, als in der Proclamation von Kalisch (vom 25. März 1813) wieder einmal von der deutschen Sache gesprochen wurde.' In dem Königreich Westfalen, zu welchem Tatenhausen gehörte, wurden im Laufe des Sommers ‚fast alle Briefe aufgefangen'. Nur ‚hin und wieder gelang es, dem einen oder andern Verwandten und Freunde von der Erregung, welche die großen Ereignisse hervorriefen, Kunde zu geben und die Freude über deutsche Siege laut werden zu lassen'.

‚Wir haben,' schrieb Stolberg nach der Völkerschlacht bei Leipzig an seinen Freund Nicolovius in Berlin, ‚treulich in unserm eingeschlossenen und belauerten Winkelchen Ihre Sorgen, Ihre Hoffnungen, Ihre Gefahren und die herrliche Errettung getheilt. Gott wolle den glänzenden Ausgang krönen mit verliehener Weisheit, Eintracht, Mäßigung und jener heiligen Furcht, die allein das Recht gibt, alle andere Furcht unter'm Fuß zu zertreten.' ‚Die gute Sache siegt,' sagte er in einem spätern Briefe vom 1. December 1813 an denselben Freund, ‚herrlich und glänzend sind die erfochtenen Siege; aber ich rechne noch weit mehr auf den Geist, der sich izt bei den Siegern zeigt, und auf den gottgesandten Schrecken der noch vor Kurzem so hochfahrenden schnöden Besiegten. Die so nothwendige heilige Erkenntniß der französischen Heillosigkeit haben wir Deutsche, wofern sie in Gefühl und künftiges Betragen übergeht, durch zwanzigjährige Schmach und Wehen nicht zu theuer erkauft. Eine Reihe von solchen Siegen, ein solcher Feldzug, dem kein von Bonaparte noch so glücklich geführter zu vergleichen ist, war nöthig, um dem Selbstvertrauen auf die deutsche Kraft eine

neue Basis zu geben. Wird dieses Selbstvertrauen durch Höheres in den, der es durch Erfolg bewährte, geheiligt, so, aber auch nur so, dürfen wir auf Deutschlands Wiedergeburt hoffen.'

‚Deutschland wird frei werden und wieder einen Kaiser erhalten,' schrieb er bald darauf, ‚und ich opfere gern meine Söhne für die heilige Sache des Vaterlandes, die ich als eine Sache Gottes erkenne.' Vierfach machte er wahr, was er einst in der Jugend gesungen: ‚Sohn, hier hast Du meinen Speer.' Sein Sohn Ernst war bei der kaiserlichen Armee, Christian trat als gemeiner Jäger in ein ostpreußisches Infanterieregiment, Andreas wurde Volontair-Offizier in der kurmärkischen Landwehr, Cajus ließ sich in das Verzeichniß zum Landsturm einschreiben und es kostete Mühe, ihn vom Eintritt in die Feldarmee so lange zurückzuhalten, bis er im Juli 1814 sein siebzehntes Lebensjahr erreichte. Als der achtzehnjährige Christian am 2. Nov. 1813 von den Eltern Abschied nahm, wünschte ihm der Vater: ‚Gott gebe Dir je mehr und mehr Seine heilige Furcht, welche über jede Furcht erhebt, Seine heilige Liebe, ohne die wir keiner wahren Liebe fähig sind. Muth ohne Gottesfurcht ist Wahnsinn, und wer Gott nicht liebt, der liebt nur sich selbst, und dann liebt er etwas sehr Schlechtes. Laß nie Bitterkeit wider irgend einen Menschen in Dein Herz kommen, so wirst Du mit Freudigkeit beten können: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern."'

Außer den genannten Söhnen nahmen auch seine beiden Schwiegersöhne Graf Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode und Graf Xaver von Schmising-Kerssenbrock an dem Kampfe gegen Bonaparte Theil. ‚Ferdinand,' meldete Stolberg am 1. Januar 1814 dem Bruder und der Schwägerin Luise, ‚hat

mir aus Wernigerode geschrieben, wo er für seine Schwadron, die vor Erfurt steht, warb. Mariagnes hat ihm — Ihr könnt denken, mit welchen Empfindungen, aber als ein edles deutsches Weib, den Säbel angeschnallt, als er abzog mit der schlesischen Landwehr. Gleiche Empfindung, aber auch gleiche Gesinnung hegt Julia, die wir morgen mit Xaver erwarten. Uebermorgen geht er ab als Bataillonschef in der Ravensberg'schen Landwehr. Die letzten Nachrichten von Ernst sind vom 7. December aus Soave zwischen Vicenza und Verona. Auch dort geht es nach Wunsch. Allenthalben ist ein neuer Geist erwacht, welcher den Erfolg verbürgt.' ‚Wir müssen,' fügt er hinzu, ‚mit Wonne und Dank erkennen, daß Gott an unsern Kindern allzumal, Söhnen und Töchtern, sehr viele Gnaden erwiesen und sie uns große Freude machen ohne Ausnahme. Das erhebt Sophien das Herz, daß sie ruhig, sehr ruhig ist.' Und zwölf Tage später: ‚Es ist unverkennbar, daß sich wahrer deutscher Sinn in der Nation zeigt und sich kräftig erweist. Man ist lebendig inne geworden, sowohl wie nichtig die Modephilosophieen, als auch was denn eigentlich die Franzosen sind. Schmach und Unglück haben gedemüthigt und Demuth hat gekräftigt, denn nur sie weiß es, woher Weisheit und Kraft zu holen sind! Wir haben viele preußische Offiziere hier gehabt, wie hat sich der Ton in dieser Armee zum Ernst, zur Bescheidenheit gestimmt! Und welche Thaten hat sie gethan! Wie schwinden alle Feldzüge der Franzosen gegen die ihrigen dieses Jahres! Die Landwehr trägt auf der Mütze den Spruch: Mit Gott für König und Vaterland! Und dieser Sinn belebt das Heer. Ich schrieb Dir, daß Sophie und ich schon die Hoffnung genährt hatten, Euch und unsere Lieben im Sommer zu besuchen. Aber wir werden die Reise wohl aufgeben müssen! Wie könnten wir

hier allein die Kinder zurücklassen! Wie das Centrum verlassen, da drei Söhne und zwei Eidame im Felde sind! da auch Cai schon für den Landsturm aufgezeichnet steht und im Juli, wo er siebzehn Jahre wird, wenn dann der Krieg noch fortdauert, seinem glühenden Wunsche gemäß in die Landwehr oder in ein Regiment gehen wird. Gott segnet uns in unsern Kindern, die uns alle, wirklich ohne Ausnahme, viel Freude machen und sich schön entwickeln in Kraft und Liebe.'

Aber schon gegen Ende Januar 1814 konnte er ‚trotz aller Freude große Besorgnisse wegen diplomatischer Federfuchser' nicht zurückhalten, und seine Gespräche mit Niebuhr, der ihn im Februar in Tatenhausen besuchte, ‚bestärkten diese Besorgnisse'. ‚Uebrigens ist,' versicherte er, ‚Niebuhr selbst von den edelsten vaterländischen Gefühlen beseelt, und es war mir und Sophie eine rechte Freude, nach so langen Jahren den theuren Freund wiederzusehen.' Und die Freude war gegenseitig. ‚Stolberg's Herzlichkeit und der stille Friede seines Gemüthes,' schrieb Niebuhr, ‚that uns sehr wohl.'

‚Unsere heilige gerechte Sache' erfüllte Stolberg ‚wie mit neuem dichterischem Jugendfeuer, das ich auch deßhalb', sagt er, ‚nähren muß, um der Beängstigungen Herr zu werden, die mich ungeachtet der Siege unserer herrlichen Heere wegen des schließlichen, nicht militärischen, sondern politischen Ausgangs oft überfallen.' Er dichtete seine bekannten vaterländischen Oden: ‚Napoleon', ‚die Gränze', ‚Blücher', ‚das befreite Deutschland', ‚Deutschlands Beruf', die in rhythmischem Wohllaut, in der Fülle und natürlichen Wärme der Empfindung, in der Kühnheit und Erhabenheit des Schwunges, neben einfacher Würde der Gedanken, die meisten patriotischen Gesänge jener Zeit weit hinter sich zurücklassen.

Daß sie nicht so volksthümlich geworden als die Lieder anderer Freiheitssänger, liegt wohl hauptsächlich an ihrem äußern Gewand, dem antiken Maß und Strophenbau, zu welchem Stolberg auffallender Weise in seinen letzten Jahren sich zurückwandte. Sein Hochgesang auf den nahen Sturz Napoleon's beginnt:

‚Er fällt! ihn stürzet Gott, der Allmächtige,
Der auf der Wage, welche Tyrannen wägt
Und Landesväter, mit umwölkter
Rechte den Frevelnden wog und leicht fand.'

Tatenhausen, am 26. Januar 1814.

Unsere, das heißt Europa's, der Menschheit, Gottes Sache geht vortrefflich. Mögen nur unsere Machthaber fest sein und nicht die jenseitigen Rheinufer aufgeben. Gott hat soviel für Deutschland's und Europens Freiheit gethan! Möge nicht politischer Kleinmuth sich da zeigen, wo kriegerischer Heldenmuth sich so herrlich gezeigt hat! Möge die Eintracht dauern! Möge die für diesen heiligen Krieg angenommene Maßregel nicht Gebrauch werden! Sie ist heilig in nothwendigem und heiligem Krieg; wird sie gewöhnlich, so stürzt ihr Gebrauch Europa in Barbarei, und weigern sich ihr die Völker, auch in Barbarei und in Anarchie. Doch dafür wird Gott walten, der so viel für Europa izt gethan hat und thut. Ich erwarte Alles von unserm Heere, fürchte aber mißverstandene Begriffe von Mäßigung, unzeitige Beschleunigung eines Friedens, welcher nur ein treuloser Waffenstillstand wird, sobald Bonaparte sich ein wenig erholt. Ueber Hamburg blutet mir das Herz! Es schreit gen Himmel um Rache, und ach, um zweifache!

Am 29. April 1814.

Gegen Frankreich ist wohl kein Krieg mehr und der Tyrann wohl schon längst in Elba. Zwei seiner gewesenen Helfershelfer sähe ich gerne auch dort. Sie thronen zu sehen möchte einem die Galle in's Blut jagen, wenn nicht im Ganzen die offenbar von Gott geführte und bei zahllosen Verfumpheyungen in Absicht auf Politik mit kriegerischem Heldenmuth geführte Sache so stände, wie sie steht. Gott wolle ferner walten und Eintracht unter den Siegern geben, die zweideutigen Mitgenossen beseitigen; jene vor falscher Großmuth bewahren. Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich die wiederholte Aeußerung lese, wie ersprießlich es für Europa sei, daß Frankreich ein mächtiges Reich bleibe, Frankreich, das von jeher in seinen Anmaßungen so schamlos, im Frieden so treulos, in jedem Verhältnisse so egoistisch war. Und man scheint, nach diesen Greueln von zwanzig Jahren, welche doch großentheils der Nation selbst zuzuschreiben, diese noch belohnen zu wollen; statt unsere Grenze durch Wiederbehauptung des so schamlos von Ludwig XIV. mit Trug genommenen Elsaß zu sichern, ihnen mehr als die Bourbons besessen, geben zu wollen. Dieses Mehr aber, woher könnte es genommen werden, als von Deutschland! Ich fürchte, daß der Rhein zur Grenze bestimmt werde, was ewige Schmach für uns und Verrath gegen die jenseit des Rheins wohnenden Deutschen sein wird.

Am 7. Mai 1814.

Ich kann mich — selbst im Jubel über des Elendesten Fall — doch kaum trösten, daß sein Geschöpf, der Senat, sich mausig und wie mausig machen darf! Daß vor Abschluß des Friedens 200,000 Gefangene aus Sibirien zurückgerufen und diesem Senat gegeben worden! Daß

Ludwig XVIII. eine Conſtitution — abgeſehen von ihrer bodenloſen Abſurdität — beſchworen hat, die dieſer Senat gemacht, welcher ihm ſagt, daß die franzöſiſche Nation aus freiem Antriebe ihm, wofern er ſie beſchwöre, die Krone anbiete. Da er ſie beſchwor, hat er ja ſein Recht daran feige verläugnet. Sähen wir nur auf Menſchen, ſo ließe ſich noch Alles fürchten, aber nicht Menſchen haben die Sache ſo herrlich geführt und Menſchen werden ſie nicht verderben können.

Am 15. Mai 1814.

Die ſo ſichtbar geoffenbarte Hand Gottes muß uns mit Dank und mit Freude erfüllen. Die ſich ſo offenbarte, wird die Sache ausführen! Deß bin ich überzeugt. Und wie wird ſie es ausführen! Ich erwarte mehr, als wir ſehen, und auf andere Weiſe ausgeführt, als wir vermuthen können. Gott gehet einen großen Gang der Entſcheidung und ſuchet uns heim in Kraft mit Gnade. Möge unſere Demuth beſcheiden in Zuverſicht freudig harren! Der Dank mag deſto kühner ſich ergießen!

Daß wir Seine Hand deſto weniger verkennen mögen, bedürfen wir nur auf die Art und Weiſe zu ſehen, wie die Menſchen in der Sache mantſchen, wie ſie, die als Seine Werkzeuge ſo Großes thaten, in den Sinn der Sache ſo wenig Einſicht zeigen. Zu ſeiner Zeit wird Der ihnen ſolchen Edelmuth und ſolche bisher unerhörte Eintracht gab, auch Weisheit geben. Sie werden beherzigen das weiſe Wort des Shakeſpeare: Goodness growing to a plethory, dies in its own too much. Daß nach ſolcher fünfundzwanzigjähriger Erfahrung noch geglaubt wird, Franzoſen ſeien einer liberalen Verfaſſung fähig, iſt doch nicht ſo unbegreiflich, als daß der aus Verworfenen beſtehende, vom

gestürzten Tyrannen eingesetzte Senat, an dessen Spitze Talleyrand steht, als Repräsentant der Nation erscheinen, als solcher den rechtmäßigen König aus freiem Antriebe (also als solchen, der keine Rechte auf den Thron hat) berufen dürfte und seine hingesudelte Constitution, durch welche er sich erblich macht, als Fundamentalgesetz will gelten lassen. Dieses könnte die vereinte Nation ohne Zustimmung des Königs nicht thun, so wenig wie der König ohne sie. Ludwig XVIII. scheint mir einen unverzeihlichen Fehler gethan zu haben, sich mit dem Senat einzulassen. Mitten im gewöhnlichen Gang der Dinge geht manche Inconsequenz und Feigheit ungestraft hin; wer aber im entscheidenden Augenblick des Wiedereintritts einer neuen Ordnung der Dinge mit Feigheit beginnt, der verdirbt die Sache von Grund aus. Davon bin ich fest überzeugt, daß, wofern dieser Senat, dieses corps législatif, Schergen und Speichellecker Bonaparte's, bleiben, gleich nach Rückkehr unserer tapfern Heere Frankreich in den Zustand schrecklicher Parteiung, Anarchie und Bürgerkrieg verfallen wird. Und ein Bürgerkrieg in diesem izigen Frankreich wird etwas Schreckliches sein!

Uns, das übrige Europa, hat Gott gerettet und die Gesinnung in die Herzen gegeben, welche seine Rettung herbeizog. Frankreich war eine Ruthe der Züchtigung in seiner Hand; aber ich zweifle, daß sie wie Aaron's Ruthe grünen werde! Ich irre sehr, wofern nicht Gerichte über das Volk noch ergehen werden, das so gottlos, so erbarmungslos, so schnöde in seinem Frevel ganz Europa in Unglück stürzte. Es haßte Bonaparte, weil Bonaparte es so zertrat; aber mit ihm trat es gerne die Kelter des allgemeinen Kriegs und berauschte sich in Thränen und in Blut wie er. Nein, dieses herzlose, seichte, eitle, lachend grausame Tigeraffenvolk

ist keiner freien Constitution fähig. Der Zähmung bedarf es! Was Lynar von Peter sagte:

Du zogst, wie Kinder oft gethan,
Des Großpapa's Pantoffeln an,
Und stolpertest gewaltig!

würde sich sehr ernsthaft parodiren lassen auf Franzosen, die einer englischen Verfassung sich vermessen wollen. Wie würde ein Minister dort sich halten können, wenn er vernünftig wäre? Der eitle Egoismus jedes einzelnen Franzosen macht eine Versammlung von Männern, die sich zum gemeinen Wohl vereinigen sollen, unmöglich.

Am 10. Juni 1814.

Soeben bringt mir Jemand aus Münster die Nachricht, daß der Friede mit Frankreich geschlossen sei. Deutschlands Gränze, wie sie 1792 war. Das Gegentheil wäre doch auch gar zu schändlich gewesen. Eine Vergrößerung soll dennoch Frankreich bekommen; in Savoyen Chambery und Gegenden in den österreichischen Niederlanden. Um alles in der Welt willen, warum? Ich habe die Bibel und die Weltgeschichte umsonst gelesen — ich sage umsonst mit Beziehung auf das, wovon izt die Rede — wenn dieser Friede hält, wenn Frankreich ruhig bleibt!

Wir leben an einer ernsten Zeitschwelle. Sehen wir zurück auf die nächste Vorzeit, so können wir nicht genug frohlocken. Aber Ernstes steht uns noch bevor. Gott ist sichtbar aus Seinem hohen Himmelszelt hervorgetreten; hörbar ist erschollen die Stimme der rathhaltenden Wächter. ‚Als Demuth weint' und Hochmuth lacht', da ward auch izt ein Bund gemacht'; und wie ganz anders als die vorigen ward er gesegnet! Aber wird die Gesinnung, mit welcher er gemacht ward, bleiben? Krimmelt und wimmelt es ja

doch schon izt von Gewürm unlauterer Regungen des Egoismus allenthalben! Die junge Pflanze der Erneuerung ist so zart und sollte mit zartester Sorgfalt reiner Gerechtigkeit geheget werden! Aber —!

---

Glücklich kehrten Stolberg's Söhne aus dem Kriege zurück und im Sommer 1814 herrschte im Familienkreise ein froh bewegtes Leben, woran auch Freunde, wie Niebuhr und Nicolovius, für kurze Zeit sich betheiligten. Auch Bruder und Schwägerin fanden sich ein. ‚Es war, wie wenn nach dem langen Druck Alt und Jung ein neues Leben erfüllte — ein Zusammensein voll Liebe und Frieden, durch keinen Schatten getrübt.' Das freudigste Familienereigniß war die Verlobung des Sohnes Christian mit der Gräfin Philippine von Brabeck, ‚welche meiner Frau und mir', schrieb Stolberg, ‚lieb geworden ist, wie eine Tochter'. ‚So kränzet mir Gott am Abend meines Lebens den Rand des Grabes mit schönen Blumen, auf daß ich, wenn Er mich ruft, desto sanfter mich hineinlegen und noch zuvor die jungen freudigen Stämme der Jugend sich erheben und sich verbreiten sehen möge.'

---

‚In erwartungsvoller Spannung' blickte man im Herbst und Winter 1814 auf den Wiener Congreß und man hatte, wie Stolberg klagte, ‚allen Grund, nicht viel Gutes zu erwarten, weil die Hoffnung auf Wiederherstellung des alten Kaiserthums allen Halt verlor und weil es zum Kampfe zu kommen drohte zwischen den Deutschen selbst, besonders wegen der Absichten Preußens auf Sachsen.'

Am 31. October 1814.

Daß Oesterreich Brabant nicht gewollt hat, scheint mir ein großer Mißgriff. Es soll dort eine starke französische Parthei sein. Doch auch diese ward es nur aus Verzweiflung; Alles war österreichisch gesinnt. Hätte man doch aus Brabant, den jenseitrheinischen Provinzen in Verbindung mit Franche Comté, Lothringen und Elsaß Ein Königreich Burgund und einen Erzherzog zum Könige gemacht! So scheint auch entschieden, daß kein deutsches Kaiserthum sein werde. Von der Art und Weise des vereinten deutschen Bundesvereins kann ich mir, ohne dieses Centrum, keinen Begriff machen.

Am 9. December 1814.

Gott gebe, daß die beruhigenden Nachrichten von Wien gegründet sein mögen! In Berlin hat man sehr von Krieg — und auch von Krieg mit Oesterreich gesprochen. Mich dünket, unsere grauen Haare würden mit Herzeleid in die Grube fahren, wenn wir das erleben sollten.

Am 3 Januar 1815.

Der Anschein ist friedlicher geworden. Aber zu einer wahren deutschen Verfassung sehe ich keine Aussicht. Ob Oesterreich thöricht genug gewesen, die Kaiserkrone von Deutschland überhaupt abzulehnen? Oder ob es sie ablehnen mußte, weil andere deutsche Mächte dieser Würde nicht jene Gewalt einräumen wollten, ohne die sie nur eine lästige Bürde wäre? Wer weiß es? Genug, wir werden keinen Kaiser bekommen und woher denn einen so nothwendigen Punkt der Einheit?

Am 14. März 1815.

Vor einer Stunde brachte uns Xaver die Nachricht, daß Bonaparte mit gewaffneter Hand in Frankreich, Murat

wahrscheinlich mit im Spiel sei. Ich hoffe, sie stürzen dort beide! Aber welche Verblendung war es, Bonaparte in Elba zu lassen! Nun, mich schlägt die Nachricht nicht nieder, vielmehr hoffe ich Gutes von ihr. Möge man nur nicht auf unedle Weise mit Schadenfreude Frankreich sich zerreißen sehen und nicht zutreten! So abhold ich auch dem eitlen Volke bin, würde mir doch solches Verfahren so schlecht als unklug erscheinen.

In Gottes Namen, gemeinsam geht's wieder gegen den Feind, der keinen Frieden halten will. Möge das gerechte Gericht ihn bald ereilen. Christian erwartet jeden Augenblick Befehl, zu seinem Regiment zu gehen. Cai muß und will nun auch gegen den Feind gehen, und hat Recht, so wehe es mir auch sonst darum thun würde, weil er, wie Leopold und Alfred, izt im trefflichen Zuge des Studirens ist. Aber gehen muß was gehen kann, für Alles, was uns heilig ist. Ich habe gute Hoffnung. Zwar ist die gute Sache, welche Gott selbst so herrlich geführt hatte, von Menschen auf erbärmliche Weise verdorben worden, aber die Schuld liegt an Einzelnen.

Am 21./28. April 1815.

Nicht nur wir, alle Menschen sind hier voll freudiger Hoffnung. Alles strömt froh zu den Fahnen. Die Münsterländer sind kriegslustig wie die alten Preußen. Die Ravensberger bieten sich schaarenweise an. Die Heiligkeit und Nothwendigkeit des Kriegs leuchtet Allen ein und sichere Siegeshoffnung erfüllt sie Alle. Wer dürfte bei solcher Stimmung des ganzen Volkes Furcht zeigen? fliehen? Ich Alter kann ja leider nicht mit in's Feld ziehen, aber bleiben kann ich doch. Wenn nur frisch gegen Frankreich oder vielmehr gegen Bonaparte und das meineidige Heer geführt wird, so ist mir nicht bange. Bonaparte ist in schrecklicher Ver-

legenheit zwischen Europa, das ihm droht, und dem Häuflein von Constitutionellisten, in deren Gewalt er ist. Diese werden Alles in der Welt thun, vermuthe ich, um Frieden zu erhalten. Gott gebe, daß man sie nicht höre, diese verlarvten Jacobiner, Lucian, Carnot, Fouché! Jene Rotte von Constitutionellisten wird mehr schaden als Bonaparte selbst; sie wird kräftiger als er, weil systematischer, die Bourbons ausschließen und allen Grundsätzen der Revolution Gestalt und Gehalt geben. Sie wird bei uns Deutschen Viele blenden, wofern es ihr gelingt, unsere Machthaber einzuschläfern. Kommt's aber bald zum Kriege, so ist's, hoffe ich, auch bald aus mit ihr und mit dem Bonaparte.

Freudig ziehen meine vier Söhne und mein Eidam Xaver in den Kampf, auch mein Eidam Ferdinand würde mitziehen, wenn nicht vom letzten Feldzug her seine Gesundheit noch zerrüttet wäre — freudig lassen wir sie ziehen in Gottes Hut, aber das Vater- und Mutterherz ist doch von bangen Ahnungen gedrückt, daß wir sie nicht Alle wiedersehen werden.'

Diese Ahnungen waren leider begründet.

Am 16. Juni starb Christian den Heldentod in der Schlacht bei Ligny. ‚So stark,' sang sein Freund Clemens Brentano im ersten Schmerz:

‚So stark, so frei, so tüchtig,
So kindlich, freudig fromm,
So muthig und so züchtig,
Mein Stolberg war im Himmel recht willkomm'.

Nur darum ist gefallen
Stolberg aus freiem Muth,
Daß den Gerechten allen
Sein freies, deutsches Leben komm' zu gut.

Dieß ist der letzte Willen
Bei jedes Helden Tod,
Und diesen zu erfüllen,
Das thut euch, Fürsten, und dir, Deutschland, Noth.'

Christian fiel, meldete Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode, ‚als er sich freiwillig erbot, mit den Tirailleurs vorzugehen. Er fiel als ein ehrenfester Rittersmann durch eine Kugel in der Brust, beklagt vom ganzen heldenmüthigen Brandenburger Infanterieregiment. Es hat mich entsetzlich erschüttert' [1].

‚Ueber die arme so herzensgute Philippine blutet mir das Herz am schmerzlichsten,' schrieb Stolberg an seinen Bruder. ‚Für unsern geliebten Christian haben wir den einzigen, aber mächtigen Trost, mit voller Zuversicht ihn in Gottes erbarmender Hand zu wissen. Er hing von ganzem Herzen an Gott und war von Herzen demüthig in Uebung vieler Tugenden, die ihm bei seiner natürlichen Heftigkeit nicht leicht ward. Als wir im April ihn einige Tage sahen, freuten wir uns desto mehr über ihn, da er mit zunehmendem Ernst in der Gesinnung zugleich viel sanfter geworden war. Mit welchem vaterländischen Gefühl er in den heiligen Kampf ging, bedarf ich nicht zu sagen. Den verstockten Franzosen scheinen schreckliche Gerichte Gottes nahe zu sein. Gott gebe uns Deutschen Weisheit, Ein-

[1] Sehr ehrenvoll wird Christian's gedacht in Karl von Raumer's: Erinnerungen aus dem Jahr 1813 und 1814 (Stuttgart 1850), S. 64. ‚Mit mir,' sagt Raumer, ‚lag Graf Christian Stolberg, der achtzehnjährige Sohn Fr. Leopold's, im Quartier, Katholik wie sein Vater. Dieser liebe Jüngling kam aus Westfalen zu Fuß nach Frankfurt, um in ein Jägerregiment zu treten. Er ist einer der drei jungen Helden, die Arndt besang. Er schien in kindlicher Pietät dem Vater gefolgt zu sein.'

tracht, Demuth in der Furcht Gottes! Nicht umſonſt ſei vergoſſen ſo vieler Tapfern Blut für die heilige Sache des Vaterlandes, für Gottes Sache.' ‚Von Andreas wiſſen wir nichts, ſeit dieſe Schlachten ſind geliefert worden. Doch ſcheint es ein gutes Zeichen, daß wir nichts wiſſen. Denn Todesbotſchaften haben Flügel, und die Feldpoſt, mit welcher alle Briefe der Armee gehen, iſt ſehr unregelmäßig. Cai, welcher Volontär in einem Reiterregiment iſt, wurde das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen. Mit dem Pferde verlor er ſeine ganze kleine Habſeligkeit im Mantelſack. Er bittet uns dringend, ihm nichts zu ſenden, als nur ein neues Teſtament und einen Thomas von Kempen. Von Ernſt, welcher im zweiten Corps der öſterreichiſchen Rheinarmee unter Befehl des Fürſten von Hohenzollern ſteht, weiß ich nicht, wo er izt ſei. Mein Schwiegerſohn Kerſſenbrock hat Antheil gehabt an Erſtürmung einer Stadt bei Luxemburg und ſteht nun an der Spitze von ſeinem Bataillon, welches eine Burg berennt hält. Aber die Feindſeligkeiten ſind ja wohl geendigt. Gott ſei mit uns Allen im Leben und im Tode, wie Er es mit unſerm Chriſtian war.' ‚Im eigenen Schmerz über unſern großen Verluſt,' ſagte Stolberg in einem Briefe an ſeinen Sohn Cajus, ‚fühle ich auch mit beſonderer Theilnahme den Deinigen, mein allerliebſter Cai, und wünſche von Herzen, daß Gott ihn lindern möge durch Aufſchauen zu Ihm, der unſern geliebten Chriſtian leichten, ehrenvollen, von manchem Jünglinge, dem mit der Sache des Vaterlandes auch die Sache Gottes am Herzen lag, beneideten Todes fallen ließ. Der Tod des Sohnes Gottes hat den Tod der Seinigen geheiligt, das weißt Du, und ich freue mich von Herzen, ſagen zu können, das empfindeſt Du auch. Es hat aber der Tod des Sohnes Gottes auch dem Tode der Seinigen eine gewiſſe Kraft verliehen; denn

so wie Er nach Seinem Tode, Seiner Verheißung nach, alle die Seinigen zu sich zieht, so hat auch der Tod der Seinigen eine magnetische Kraft, die Herzen der Ueberlebenden aufwärts zu ziehen, eine Kraft, die wir an uns nicht wollen verloren gehen lassen. Jeder der Unsern, der vor uns hinüberging, ruft uns zu: Sursum Corda! Laß uns von Herzen antworten: habemus ad Dominum! Dir ist auch die ernste Stunde sehr nahe gewesen, als Dein Pferd unter Dir erschossen ward. Gott hat Dich erhalten wollen, dafür preisen wir Ihn, und auch Du mußt Ihn dafür preisen. Früher Tod ist Segen aus Gottes Hand, und verlängertes Leben ist auch Segen Seiner Hand, wofern wir freudig auf uns anwenden können, was der Apostel sagt: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum mögen wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn." Da Er Dich nun erhalten, im schärfsten Feuer Dich geschützt, das Geschoß nicht auf Dich, sondern auf Dein Pferd hat fallen lassen, so bin ich in Absicht Deiner desto mehr der freudigen Hoffnung, daß Er Dich ferner leiten werde an Seiner Hand! Doch sind Seine Wege unerforschlich, und gefährdet bleiben wir bis an unsern Tod. Da Er Dich nun aus dieser Lebensgefahr gerettet hat, und der Krieg wohl als geendigt anzusehen ist, so stehen Dir noch die Gefahren des Lebens, oft schlimmer als die Gefahren des Todes, bevor. Wenn zur Rechten und zur Linken unsere Streitgenossen fallen, so werden wir mächtig an den nahen Tod erinnert. Nicht so im stilleren und sicher scheinenden Leben des Friedens, und doch ist auch da jeden Augenblick unser Leben gefährdet. Darum suche, mein allerbester Cai, aus der Schule des Krieges in die Schule des Lebens hinüberzubringen stete, ernste Wachsamkeit, tiefes Gefühl der menschlichen Schwäche

und Thorheit, und freudiges Vertrauen in Gott und in unſern Heiland, ohne Den wir Nichts, mit Dem wir Alles können. Dieſer Schild des Mißtrauens in eigener, dieſes Schwert des Vertrauens in Gottes Kraft, wurden Dir von Gott anvertraut, wurden von Gott auch unſerm Chriſtian anvertraut, den wir mit zeitlichen Thränen beweinen, über den wir uns mit ewigen Freuden freuen werden.' ‚In allen Fällen iſt vollkommene Ergebung in Gottes Willen heilige Pflicht des Chriſten. Aber ſollte uns dieſe nicht leicht werden, wenn Gott einen, den wir lieben, an dem unſer Herz hängt, den Gefahren des Lebens entzieht und ihn zu ſich nimmt? Sollten wir nicht gern die wenigen und unſicheren Jahre des Genuſſes, die uns ſein Leben gewähren konnte, aufopfern für die Sicherung ſeiner ewigen Seligkeit? Das weißt Du ſowohl wie ich, aber unſere Empfindungen müſſen, wenn unſer Glaube, unſere Hoffnung, unſere Liebe ächter Art ſind, Schritt halten mit unſeren Einſichten. Ich weiß wohl aus mancher Erfahrung meines Lebens, daß wir nicht in jedem Augenblick ſo empfinden können, wenn Jemand, den wir liebten, von uns ſchied, aber nachhängen müſſen und dürfen wir dem Schmerze nicht. Unſer beſſeres Ich wirft ſonſt dem ſchwächeren vor, daß wir über unſerm kurzen Schmerze die ewige Wonne des Geliebten vergeſſen. Das wollen wir ja doch nicht. Auch der Schmerz hat ſeinen Leichtſinn, wie die Freude! Der Leichtſinn beſteht darin, daß wir Zeit und Ewigkeit nicht gegen einander halten, daß auf unſerer Wage die Zeit ihre Schale ſinken macht, gegen die Schale der Ewigkeit.'

---

‚Um der vaterländiſchen Jugend und den Deutſchen insgeſammt das Bild eines ächten Heldenkönigs, Geſetzgebers

und Weisen vorzuführen', bearbeitete Stolberg ‚das Leben Alfred's des Großen, Königs von England'. Er pries diesen König, ‚dem die Freiheit seines Volkes so nah am großen und warmen Herzen lag, als manchem König oder Fürsten unserer Zeit am kleinen, kalten Herzen seine Machtvollkommenheit liegen mag, der es weder begreifen noch empfinden kann, welche hohe Würde es sei, Haupt zu sein eines freien Volkes'. Gegen Ende 1815 überschickte er ein Exemplar seiner Schrift an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit einem Begleitbriefe, in welchem es hieß: ‚Der große Gegenstand dieses Büchleins möge mich bei Eurer Königlichen Hoheit entschuldigen, daß ich mich erkühne, es Ihnen zu übersenden. Alfred war einer der größten und besten Könige, einer der größten und besten Menschen, so je lebten, deren nicht jedes Jahrtausend einen sah. Er gehörte zu den seltenen Erscheinungen, durch welche Sich die Gottheit Selbst gleichsam offenbart, sowohl durch sichtbare Beziehung ihres ganzen Strebens auf Gott, als durch sichtbaren Segen des Erfolgs in Allem was sie unternehmen. Unser Leben hienieden, diese Knospe eines bessern Daseins, ist kurz, mein gnädigster Herr! Dennoch scheint es uns zu lang, wenn wir es nur mit dem Stoffe füllen, den die Gegenwart uns darbeut. Darum rufen wir die graue Vergangenheit hervor. Darum auch sehen wir gern mit Hoffnung in die nahe Zukunft. So ging es mir, als ich diese Blätter hinschrieb. Feierlich und hehr, wie die Tage waren, in welchen vor unsern Augen deutsche Heldenkraft dem Vaterlande Sicherheit, Ruhm und Freiheit von einem schnöden Feinde errangen, ward mir Alfred's Kampf für Englands Heil desto anschaulicher, und aus Vergleichung des ehrwürdigen Alterthums mit dem neu aufblühenden Heile unserer Zeit entsprangen Hoffnungen für das Leben des

nächstfolgenden Geschlechts. Diese Hoffnungen, sowie den Genuß der Gegenwart, theile ich mit vielen Millionen, welche mit mir den Blick auf Sie wenden, gnädigster Herr, und dann mit Wünschen emporschauen zum Könige der Könige, von Dem allein alles Heil auf Erden und im Himmel kommt.'

‚Lieber Herr Graf,' antwortete der Kronprinz aus Berlin am 26. Januar 1816, ‚ich sage Ihnen meinen herzlichen Dank für die Uebersendung Ihres Werkes über den großen Alfred. Sie haben mir eine große Freude gemacht, ich versichere Sie es, daß ich mich dadurch geehrt fühle, es hat mich gerührt, daß ein so ausgezeichneter und mit Recht so verehrter Mann, wie Sie, Herr Graf, meiner gedacht hat. Auch für Ihren Brief an mich danke ich Ihnen auf das Innigste, es ist ein herrlicher frommer Brief, der mir wohlthut, so oft ich ihn lese. Mir ist er doppelt werth, da ich seit meiner frühesten Kindheit mit Bewunderung und Verehrung von Ihnen sprechen hörte und Ihnen schon manchen schönen Genuß verdanke. Gott segne Ihre Wünsche und Hoffnungen für diese große Zeit und unser schönes Vaterland, ja recht von Herzen sag' ich's, auch Ihre Wünsche für mich. Ich empfehle mich Ihrem Andenken, Herr Graf, als Ihr treuer Verehrer.'

‚Wenn meine Schrift über König Alfred,' sagte Stolberg, ‚nur einige Wenige mit dem rechten frommen und vaterländischen Sinne erfüllt und einige Wohlgesinnte in gutem Geiste zum ernsten Wirken kräftigt, so würde ich mich glücklich schätzen, sie geschrieben zu haben.' Als Motto hatte er die Stelle aus dem Buche Ruth gewählt: ‚Der Mann gehört uns an.' ‚Und gerade, weil Alfred uns angehört,' schrieb er an Haxthausen, ‚wollte ich ihn schildern zur Belehrung und Verehrung und Nachachtung. Aber nicht

Alfred und sein Volk allein gehört uns an, sondern alles Große und Edle aus dem Leben aller Völker sollen wir uns, aber ohne uns selbst in unserer Eigenart zu verlieren, zum Eigenthum machen.'

‚Es thut mir wehe, daß in unsern Tagen, da die Deutschen mit vereintem Heldenmuth durch so große Thaten, als je ein Volk sie that, und mit gottergebener Demuth, ihre Freiheit und ihren Bestand behauptet haben, ein gewisser kleinlicher Patriotismus lautbar zu werden beginnt, aber ich hoffe, daß es ihm, den wahren vaterländischen Sinn zu betäuben, nicht gelingen könne. Denn es ist des wahren Deutschen eigenthümliche Weise, im bescheidenen Gefühle der vaterländischen Würde sich, ohne eifersüchtelnde Bedenklichkeit, das Schöne und das Gute aller Zeiten und aller Völker anzueignen. Wer also gesinnt ist und also handelt, der verdient es, Sohn eines Landes zu sein, welches, so wie durch seine Lage, und Gott gebe künftig wie zuvor durch seine Verfassung — auch noch mehr durch stilles, tiefes, kräftiges, trauliches, von Anmaßung freies und frommes Nationalgemüth der Deutschen, bestimmet ward, das Herz von Europa zu sein: eine Bestimmung, die wir nicht aus Uebermaß der Bescheidenheit verkennen, noch weniger aus einer uns unnatürlichen Eitelkeit vereiteln dürfen.'

Auch in einer Ode sagte er über ‚Deutschlands Beruf':

‚Nicht würdig dein, o Mutter Teutonia,
Verkennen deiner Söhne nicht Wenige
Das Eig'ne; auch unwürdig dein sind
Jene, die fremdes Verdienst verkennen.

Denn, Herz Europens sollst du, o Deutschland, sein,
Gerecht und wahrhaft, sollst in der Rechten hoch
Die Fackel heben, die der Wahrheit
Strahl und die Glut des Gefühls verbreitet!

Undeutscher ist der blinde Bewunderer nicht
Des Fremden, als des Fremden Verächter ...

‚Schon beginnt ein Poltern mit einem sogenannten Deutschthum, ein verächtliches Herabsehen auf alles Fremde, daß Einem angst und bange werden könnte, wenn dieser Geist um sich greifen und zur Herrschaft gelangen sollte. Aber schlimmer noch ist, daß auch der Geist des Unglaubens wieder ungerügt sein Haupt erhebt und daß der demüthige religiöse Sinn, der während der Freiheitskämpfe so große Hoffnungen für die Zukunft erweckte, sich leider wieder im Volke verflüchtigt. Jedoch verzagen will ich gleichwohl nicht, denn in manchem Betracht ist es doch besser geworden in Vergleich mit den vorausgegangenen Jahrzehnten.‘

‚Nur Eines kann Centrum sein und dem Ganzen Bestand, Würde, Ründung geben. Würde dieses Eine, das Noth ist, beherzigt, so würden aus dem Mittelpunkt auch heilende Kräfte für die Schwächen der Peripherie ausgehen. Daß die Cabinette es nicht beherzigen, liegt am Tage. Es ist mit blutigen Thränen zu beweinen. Indessen hat der geoffenbarte Arm Gottes doch so viel gethan und ist mehr als seit Jahrhunderten anerkannt worden, daß wir hoffen dürfen, Gott werde sein Werk vollenden. Daß Babel gestürzt ward und in seiner schwachen Blöße dasteht, ist immer ein sehr großer Gewinn.‘

‚Seit einem Vierteljahrhundert sanken wir mit geometrischer Progression des Sinkens schwerer Körper. Jzt stehen wir besser sowohl an Aeußerem als an Gesinnung, wie wir wenigstens seit fünfzig Jahren nicht standen. So scheint es mir wenigstens. Und die Scheidewand, welche zwischen uns und den Franzosen aufgestellt ward, sichert uns gegen ihren pestathmenden Einfluß. Wir erfüllen Young's Wunsch, nicht allein mit den Waffen, sondern mit der Gesinnung im

Krieg mit ihnen zu sein. A people of levity is a people of sin. Nur muß die Bierberauschung nicht überhand nehmen und die Derbsucht; die in Rohheit gesuchte Deutschheit nicht den wahren, bescheidenen, deutschen Sinn verdrängen!'

---

Nach ‚der herrlichen Zeit' der Befreiung Deutschlands von dem drückenden Joche des fremden Despoten wurden Stolberg's ‚Anschauungen über die öffentlichen Angelegenheiten von Jahr zu Jahr immer trüber'. ‚Wir leben,' schrieb er, ‚in einer Zeit vereitelter Hoffnungen. Die Zukunft würde dunkel vor meinem Blicke stehen, wenn ich nicht der Leitung Dessen vertraute, der Himmel und Erde regiert und Alles lenkt, was wir nicht lenken können, und Gottlob auch, falls wir nur treu erfüllen, was im angewiesenen Beruf unsere Pflicht ist, nicht zu verantworten haben.'

‚Wir Beide,' sagte er im August 1814 in einem Briefe an Christian Schlosser in Frankfurt am Main, ‚stimmen darin überein, daß wir auf Gott unsere Hoffnung setzen. Sie aber scheinen zu hoffen, daß unsere und einiger andern mit uns gleichgesinnten Menschen patriotische und religiöse Wünsche denen, die izt in diesem prägnanten Augenblick etwas vermögen, werden können an's Herz gelegt werden. Daran verzage ich. Denn vorausgesetzt, daß diese Menschen ein erregbares Herz haben, so fehlt es ihnen doch an Einsicht oder an Unbefangenheit, oder an Eifer, den meisten an allen dreien. Würde aus den Besten der Nation ein Senat gebildet, so möchte dennoch die Frage: was in Absicht auf politische Verfassung an sich, auf religiöse Verfassung an sich und auf Verbindung beider jetzt wünschbar und erreichbar sei, ein schweres, nicht zu lösendes Problem

sein. An unserem gordischen Knoten arbeiteten Jahrhunderte, ein theoretisches Schwert wird ihn nicht zerhauen! Und wer soll diese Bessern aufsuchen? sie berufen? ihre Sprüche sanktioniren? Aus Mangel an Einsicht des Wahren und an Eifer für das Gute sind wir dahin gekommen, daß Schmach und Knechtschaft im Politischen, Wahn, Schwindel und Kälte — der getäuschte Wahn macht immer kalt — im Religiösen uns so tief stürzen konnten. Die Schmach und das Elend unseres Zustandes waren so fühlbar geworden, daß das allgemeine Gefühl in einer schönen Flamme ausbrach, in einer Flamme, welche die Demuth selbst mit dem sie immer begleitenden Vertrauen anzündete und dem Muth in die Hände gab. Wir sind staunende und frohe Zeugen von dem, was ein Heer ausführte, dessen Feldzeichen das Kreuz, dessen Spruch war: Mit Gott für König und Vaterland! Der Erfolg ging über unsere Hoffnungen hinaus. Die West-Hunnen wurden besiegt, zerstiebt; in der neuen Babel ward, von siegreichen Fürsten, ein zwar Vieles vergebender, doch uns ehrenvoller, weil von uns vorgeschriebener Friede den Feinden Gottes und der Menschen gewährt. Ob dieser Friede dauern werde? Ob der Wiener Congreß stattfinden, und wenn er stattfindet, unsere politischen und religiösen Mängel wirklich beachten werde? Wer weiß es?'

‚Gottes Erbarmung gab und erhielt uns einen gottseligen Papst; einen Bekenner, und man darf ihn wohl einen heiligen Märtyrer nennen. Er wird allgemein verehrt. Aber was wird selbst er ausrichten können bei einem Congreß, wo von Religion vielleicht kaum die Rede sein wird? Es würde mir nicht wohl zu Muthe sein, wenn ich nicht glaubte, daß es auf den Punkt gekommen sei, in welchem Gott eintreten müsse, wofern er seine Kirche bei uns erhalten will; und

wofern ich nicht hoffte, daß er eintreten werde. Und wie eintreten? Wofern durch das sogenannte tausendjährige Reich, so ist freilich alle Schwierigkeit gehoben; aber diese Idee, welche zwar zu hegen erlaubt ist, doch aber nie Gunst bei der Kirche gefunden, hat mir nie ein Interesse abgewinnen können. Eintreten kann er ohne Zweifel; und wird er, wie ich hoffe, durch Menschen, wie durch Moses, wie durch Elias, wie durch die andern Propheten. Seine Hand ist nicht verkürzt; sein Hauch nicht minder kräftig und belebend. Sehen wir gleich noch nicht neue Blüthen eines geistigen Lebens, so scheint doch der Saft in die Bäume zu treten. Läßt die Menschheit diesen durch allgemeine Kälte erstarren, so werden wir vielleicht in Aergeres, als wir erlebten, zurückgeworfen. Erweckt Gott aber solche Männer, wie ich hoffe, so mögen wir wahre Früchte des Glaubens, der Buße, der Liebe erwarten. Meine Hoffnung auf jenen geistigen Lenz gründet sich auf die Wunder, die wir in den Jahren 1813—14 erlebten; auf sichtbare Annäherung der Protestanten; auf den Papst; auf das herrliche Wunder, welches Gott seit zwei Jahren an dem Nönnchen,' Catharina Emmerich, ‚wirket, der er die Male der Wunden, durch die wir Alle heil werden können, in Tagen des Unglaubens eingedrückt hat.'[1]

[1] Am 22. Juli 1813 besuchte Stolberg mit seiner Gemahlin in Begleitung Overberg's die gottbegnadete Nonne und berichtete darüber: ‚Overberg meldete uns bei Anna Catharina. Morgens neun Uhr führte er uns zu ihr. Ihr kleines Zimmerchen hat nur einen Eingang und liegt an der Straße, so daß man hineinsehen, also nichts darin verbergen kann, was nicht von der Straße aus bemerkt werden könnte. Sie ist im höchsten Grade reinlich, in dem kleinen Stübchen ist nicht der mindeste Geruch. Sich zu zeigen, ist ihr ein großes Leiden. Sie empfing uns mit herzlicher Freundlichkeit. Overberg bat sie für uns, daß sie die Hände unter dem Tuche hervor-

‚Ist das, was er für uns gethan, umsonst geschehen, so vermögen seine Knechte und Mägde nichts im allgemeinen

---

nahm, unter dem sie dieselben verborgen zu halten pflegt. Es war Freitag. Die Dornenwunden hatten stark geblutet. Sie nahm nun Haube und Tuch ab. Stirn und Kopf waren wie von großen Dornen durchstochen; deutlich sah man die frischen, zum Theil noch mit frischem Blut erfüllten Wunden, und der ganze Kreis um den Kopf war beblutet. So natürlich hat kein Maler diese Dornenwunden gemalt. Die Wunden auf dem Rücken der Hände und Füße sind weit stärker, als die auf der innern Fläche, und die Wunden an den Füßen größer, als in den Händen Alle bluteten zugleich. Die Aerzte behaupteten das Wunder der Sache früher und lauter als die Geistlichen, weil jene nach sicheren Regeln der Wissenschaft die vorliegende Erscheinung zu beurtheilen evidente Angaben haben. Sie sagen, es sei unmöglich, solche Wunden im gleichen Zustande durch Kunst zu erhalten, da sie weder eitern, noch sich entzünden, noch heilen. Sie sagen auch, es sei natürlich nicht zu erklären, daß sie bei diesen an sich schon unbegreiflichen Wunden und bei der unabläßigen Pein, welche sie nie ganz verläßt, nicht verschmachtet, nie etwas blaß und ihr Blick voll Leben des Geistes und der Liebe sei. Anna Catharina, welche in der Kindheit Vieh gehütet und gerne Arbeit verrichtet hat, spricht mit zarter Stimme und drückt sich über Religion in edler Sprache, welche sie nicht im Kloster lernen konnte, nicht nur mit Würde und Bescheidenheit, sondern mit erleuchtetem Geiste aus. Ihr geistvoller Blick, ihre heitere Freundlichkeit, ihre lichthelle Weisheit und ihre Liebe athmen aus Allem, was sie sagt. Sie spricht leise, aber mit heller, reiner Stimme. Es ist nichts Ueberspanntes in ihren Aeußerungen, weil Liebe nichts von Spannung weiß; sie zeigt hin auf's Höchste, auf eine in allen Handlungen, Worten und Empfindungen waltende Liebe zu Gott, und auf Duldsamkeit gegen alle, Liebe zu allen Menschen. „Wie glücklich," sagte sie zu Sophie, „sind wir, Jesum Christum zu kennen! wie viel schwerer ward es unseren Vätern, den Heiden, zu Gott zu gelangen!" und weit entfernt, sich der äußeren Zeichen der Begnadigung Gottes zu überheben, fühlt sie sich deren unwerth und trägt mit demüthiger Besorgniß den Schatz des Himmels in zerbrechlichem irdenem Gefäße.'

Schiffbruche, als sich untereinander in der Stille zu vereinen, um Erbarmung und Gnade von ihm, um eine kleine Arche von ihm zu erhalten. Hat er aber, wie jede Ahnung meines Herzens mich hoffen läßt, überschwängliche Erbarmungen in petto, so lassen Sie uns Acht geben auf seine Winke; lassen wir jeden in seinem mehr oder weniger beschränkten oder ausgedehnten Kreise zu denken, zu empfinden, zu reden, zu schreiben, zu handeln suchen, wie das Bedürfniß des Augenblicks zu erfordern scheinen mag, und wie er jeden, der ihn von Herzen liebt, leiten wird. Bei so schwankender Lage der Dinge läßt sich, meiner Meinung nach, an keine menschlichen Anschläge noch Entwürfe denken Denn seine Wege sind nicht unsere Wege. Aber segnen wird er jedes zu seiner Ehre gesagte, geschriebene Wort, jede zu seiner Ehre unternommene That. Gelobt sei Jesus Christus.'

Aehnlich sprach er sich gegen Windischmann aus. ‚Unser deutsches Vaterland liebe ich wie Sie. Daß es izt durch die neuesten Philosophen und Schöngeister zu reinerem Licht und zu besserem Gefühl geführt werde, wie durch die, welche vor einem halben Jahrhundert neues Leben weckten, scheint mir nicht. Deutschland scheint bestimmt zu sein zum Herzen von Europa, aus welchem Licht und Wärme über die anderen Länder ausgehen soll, das empfinde ich ganz wie Sie. Aber dennoch können wir die Wege der Vorsehung nicht ergründen. So viel scheint mir gewiß, daß der wieder zu seinem Gott zurückkehrende Israel das Volk sein wird, welches den Kern bilden soll, wie die Erstlingsgemeinde zu Jerusalem, um die sich alle wahren Anbeter Gottes im Geist und in der Wahrheit versammeln werden. Dann wird die katholische Kirche in ihrer Reinheit erscheinen und unsere irrenden Brüder werden ihr huldigen, ihr, die Jesus Christus ver-

heißen hat, der er seine Sacramente verliehen hat, wo die wahre Einheit, wo das heilige Opfer, wo allein das wahre Priesterthum ist.'

‚Sollten unsere Landsleute, wie Sie so schön sagen,' heißt es in einem weitern Briefe an Christian Schlosser vom 15. October 1816, ‚nur den Gott, der im Sturme naht, ertragen, dem, der im Säuseln wohnt, ihr Herz verschlossen haben, so würden die Erweisungen seiner Macht sie sehr strafbar machen, doch diesem Gerichte glaube ich unser Volk nicht gereift. Auch Sie, liebster Freund, verkennen nicht „das edle, unsere Tage auszeichnende Verlangen, zur Religion zurückzukehren". Ich hoffe, daß es nicht jenem ähnlich sei, welches zu Zeiten der Richter in Nächten des Drangsals Israel durchschauerte und im Sonnenschein sie verließ. Der Gang, den Gott unter den Nationen wandelt, ist umwölkt. Den Kommenden sieht man nie, ahnet Ihn nur, wir vermögen aber, Ihm nachzusehen in den Ereignissen, und so wie wir anizt Ihm nachsehen, mögen wir, glaube ich, mit Moses ausrufen: „Herr Gott, barmherzig und gnädig und fromm und treu und geduldig und von großer Gnade und Treue." Sie sehen, edler Freund, daß und warum ich hoffe. Abgesehen von dieser Ansicht würde mir sonst die Sache des Vaterlandes und die Sache unserer Kirche in Deutschland in hohem Grade gefährdet scheinen.

‚Aller Augen mußten nach den herrlichen Kriegsereignissen auf Oesterreich gerichtet sein. Aber der gute Kaiser Franz ließ sich verleiten, die erste Krone der Christenheit zu verschmähen, deren uraltes Recht der Schutzherrschaft der Kirche er wenigstens in Deutschland würde haben behaupten können. Ich fürchte sehr, daß izt die österreichische Kirche sich von der deutschen trennen werde, da Trennung von Deutschland eine in Wien beliebte Idee zu sein scheint. Geschieht das,

so haben wir bald keine deutsche, nur einzelne, mehr oder weniger gedrückte Kirchen. Mehr oder weniger wird ihnen jeder Verkehr mit dem Oberhaupte der Kirche erschwert werden, in einigen bis zum Schatten hinabschwinden. An Concilien wird nicht zu denken sein, ohne die keine Kirche bestehen kann. Dann würde die unsinnige Idee des Summepiscopates, selbst von katholischen Regierungen, zwar nicht ausgesprochen, aber in Anwendung gebracht werden. Dann wäre die Kirche ihrer Unabhängigkeit, ohne die sie als Kirche nicht existiren kann, beraubt. Alle Idee von wahrer Hierarchie, um die es von jeher in unserm Vaterlande so schlecht stand, würde dann ganz hinschwinden! Und das in einem Augenblicke, der sich einer wahren Erneuung so natürlich darbietet.'

‚Unerläßlich ist die vollkommene Unabhängigkeit der Kirche vom Staat und des Staats als Staat von der Kirche. Unerläßlich ist daher freies Eigenthum der Kirche. Als Persona moralis muß sie für dieses Schutz beim Staate finden, sowie jeder einzelne Kirchendiener als Bürger für seine Person und für sein Eigenthum. Dieses Eigenthum und dieser Schutz berechtigen den Staat so wenig zur Einmischung in die Verwaltung der Kirchengüter, wie sie ihn zu dieser Einmischung in Verwaltung jedes Privateigenthums berechtigen, geben ihm so wenig die Wahl eines Bischofs zu bestätigen, als er die Besitznahme des väterlichen Erbes dem Sohne des Verstorbenen bestätigt. Als Bürger bleibt aber der Bischof und jeder Kirchendiener in bürgerlicher Beziehung wie jeder Andere dem Fürsten unterworfen.

‚Die Kirche hätte ihre Armenanstalten, ihre Hospitäler; sie könnte frei erwerben durch Schenkung und Vermächtniß, aber nur wie ein Privatmann erwerben darf, ohne Verletzung der Rechte eines Dritten, und sie müßte jeder Steuer,

nur keiner Personalsteuer, unterworfen sein. Ihre geistlichen Waffen müßte sie ungehindert brauchen, aber auch nur diese. Von Anrufung des weltlichen Arms, von Berufung der von ihr geächteten Personen an den weltlichen Arm dürfte nie die Rede sein. Sie muß das Recht haben, wegen böser Sitten, Schriften u. s. w. dem Staate Vorstellungen zu machen. Hörte er diese nicht, so verführe sie gegen die Schuldigen mit ihren geistlichen Waffen. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt und gewinnt dadurch lebendige Kraft in der ihr gebührenden Region.'

‚Ich beschäftige mich oft mit Ihnen,' schrieb Stolberg am 3. August 1817 an Adam Müller, ‚und vorzüglich in dieser letzten Zeit, da ich Ihre ‚Staatsanzeigen' las. Durch diese ist mir manches, was ich in einer Art Halbdunkel sah, klar, was ich ahnte, anschaulich geworden. Sie enthüllen den Grundschaden unseres Vaterlandes, indem sie ihn auf die Gottlosigkeit unserer Zeit zurückführen, aus welcher die Verkennung, die Vernichtung und Anfeindung aller Institute, welche unmittelbar aus dem Glauben an Gott, an das Evangelium, an die Kirche Gottes hervorgegangen, herzuleiten sind. Das schon dürre Holz der Zeit ward entzündet durch die französische Revolution, deren Unsinn wir es verdanken mögen, daß Vielen bei uns die Augen aufgingen, und daß die Verstockten es nicht wagen durften, das Werk des Verderbens bei uns auszuführen. Doch unterließen und unterlassen sie es nicht, unsern politischen und christlichen Bestand zu untergraben.'

‚Als, nachdem wir „Schmach wie Wasser getrunken" hatten, uns das französische Joch so wund gedrückt hatte, daß wir im Gefühle unseres Wehes und unserer Ohnmacht uns wieder zum Gotte unserer Väter wandten, als Gott unsern Muth erhob, weil wir demüthig geworden waren,

da ging uns eine Sonne des Heils auf. Unsere Fürsten und Heere sahen wir im Staube liegen vor dem Gotte unserer Väter, den stolzen Feind besiegen, unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Fürsten und Heere gaben Gott die Ehre; ja jene schlossen einen heiligen, auf das Evangelium geschlossenen Bund, und die Verstockten knirschten zwar mit den Zähnen, verbissen aber schweigend ihren Groll. Man durfte hoffen, aber wie schnell verflüchtigte sich dieser „neue" nicht „gewisse" Geist!

‚Gott möchte wohl wie ehemals durch den Propheten Hoseah ausrufen: „Was soll Ich dir thun, o Ephraim? Was soll Ich, o Juda, dir thun? Eure Frömmigkeit ist wie eine Morgenwolke, wie früher, bald hinschwindender Thau!" Mit Stolz rühmten wir uns unserer Siege, welche unsere Demuth erkämpft hatte! Welche Ungerechtigkeit erlaubte man sich gegen Sachsen, gegen minder mächtige Reichsstände! Wie gab man den Einrichtungen, die der arglistige Tyrann geordnet hatte, feierliche Sanction! Wie ward und wie wird so gar nicht an die Wiederaufrichtung „der zerfallenen Hütte David's" gedacht! Wie wird der Anlaß zur Erneuerung der alten Verfassung mit etwa einigen nothwendigen oder doch ersprießlichen Veränderungsbestimmungen zur Vollendung des Umsturzes derselben mißbraucht! Wie wird so ganz im Geiste der Revolution verfahren! Wie, weil wir Gottes schon wieder vergaßen, schmiegen sich unsere Gewaltvertreter und Gesetzgeber vor dem frechen Zeitgeiste, dessen Organe unsere elenden Zeitungsschreiber sind, die das Volk vergiften und sich furchtbar machen unseren Fürsten! Das Zischen, Bellen und Gellen dieses Gezüchts darf unsere Regierungen mit Dreistigkeit höhnen, die Könige Europa's laut schmähen, der Religion unter dem Namen Mysticismus spotten, die Grundsätze der

Revolution ohne Scheu verbreiten, Gift und Galle gegen England speien und gegen die Bourbons, alle Rechtlichgesinnten Ultras nennen, und seitdem es Bonaparte, weil er gestürzt ist, nicht mehr anbetet, dem Schergen der Revolution Bernadotte huldigen. Ist es nicht charakteristisch für unsere Zeit, daß ein ehemaliger Journalist des Luxus und der Mode als bedeutender Wortführer in Angelegenheiten der Politik und der Religion auftritt? Wahrscheinlich weil Politik zur Mode ward, und Religion ihm ein Luxus scheint.

„Ein Wort, geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene Aepfel in silbernen Schalen," und solche reden Sie, edler Freund! Nächst Ihren eigenen kräftigen Aufsätzen haben die von Hofrath von Schütz und noch mehr als die Schützischen die Untersuchung über Landstände und Volksvertretung vom Herrn Beckedorf mir große Freude gemacht. Wer ist dieser Beckedorf? [1]

‚Sollte die große furchtbare Lehre, welche uns gegeben ward, an uns verloren gegangen sein? Wie fürchterlich würde die nothwendig werdende zweite sein! O daß Sie mir eine tröstende Hoffnung mittheilen könnten! Wissen wir gleich, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken müssen", so mögen wir doch erschaudern bei dem Gedanken eines vielleicht nahen tiefern Abfalles von Gott, einer totalen Zerrüttung.'

Er lieferte für Adam Müller's ‚Staatsanzeigen' einen Aufsatz über den ‚Zeitgeist', der auch in besonderem Abdruck erschien. ‚Praktischen Erfolg verspreche ich mir nicht davon,' sagte er am 23. Februar 1818 in einem Briefe an Professor Schmülling in Braunsberg, ‚aber meine Ueberzeugung vom

[1] Anhalt-Bernburgischer Hofrath und Hofmeister des Erbprinzen. Später Generalbevollmächtigter der Berliner Universität. Convertirte 1827.

Stand der Dinge wollte ich doch aussprechen; ich fühlte mich dazu, wie zu einem Glaubensbekenntniß, innerlich genöthigt. Wie weit ich im Rechten bin, wird die Zukunft lehren; mir graut's vor einer Entwickelung des staatlichen Lebens, in der sich Alles immer mehr vom Christenthum loslöst und die schließlich in einen vollständigen Atheismus und — in Verbindung damit — in einen Militairdespotismus auslaufen wird. Der Zeitgeist steht im Gegensatz zum Geist des Evangeliums und die Machthaber und Gesetzgeber fügen sich ersterem oder huldigen ihm gar öffentlich. Immer zählen, nie wägen, darin besteht, wie ich gesagt, die politische Weisheit der neuern Staatskünstler. Meine Mahnung am Schluß werden sie belächeln.'

Diese Mahnung lautet: ‚Möge heilige Furcht Gottes diejenigen leiten, denen das übermenschliche Geschäft der Wiederherstellung des vaterländischen Wohlseins obliegt! Möge diese heilige Furcht sie vor jeder Menschenfurcht sichern und vor falscher Scham, diesem Rost der Seele! Dann werden sie im Vertrauen auf Gott, gerecht und erleuchtet von ihm, weise sein. Dann auch werden sie mit kräftigem Ernste beherzigen den Zustand der verwahrlosten, zerrissenen, beraubten, zum Theil fast hirtenlosen Kirche Deutschlands. Dann werden sie Gott geben was Gottes, den Fürsten was der Fürsten ist und jedem das Seine.'

‚Wenn die protestantischen Machthaber,' schrieb er an Niebuhr, ‚in rechter und wirksamer Weise für die Hebung des religiösen Lebens unter ihren Glaubensgenossen thätig sein wollten, so würde ich das mit vollem Beifall, mit aufrichtiger Freude begrüßen. Aber man wird diese Hebung nicht erzielen durch die so plötzlich auf höhern Befehl in Scene gesetzte und an vielen Orten gelungene Vereinigung der beiden protestantischen Religionsparteien. Die Zukunft

wird lehren, daß dieses Vorgehen noch größern Wirrwarr erzeugen wird. Ein Zeichen vom wirklichen christlichen Glauben kann ich in dieser Vereinigung nicht erblicken.' Auch gegen den Protestanten Perthes äußerte er sich unumwunden: ‚Die an so vielen Orten gelungene Vereinigung der beiden protestantischen Religionsparteien zeigt, wie wenig es den Meisten um den Glauben Ernst sei, wenn sie es auch gut zu meinen — meinen. Das Bedürfniß einer Kirche wird von Vielen tief empfunden, aber Sie können sich nicht verhehlen, daß der Begriff einer Kirche nicht rein erfaßt wird, noch angewandt werden kann, wo Jeder den Anspruch behält, sich der Autorität der Kirche in Glaubenslehren entziehen zu können. Warum soll nicht ein solcher Christ in der Lehre des Abendmahles calvinisch sein können und lutherisch in der Lehre der Gnadenwahl? Luther und Calvin konnten beide irren und machten keine Ansprüche auf Unfehlbarkeit, daher konnte es nicht fehlen, daß beide Parteien sich in viele Nebenparteien verzweigten, bald so, daß ihre Verzweigungen gegenseitig in einander liefen, bald aber so, daß sie je mehr und mehr mit wilden Ranken in die sogenannte natürliche Religion übergingen. Wo bleibt nun die Idee einer vom Sohne Gottes gestifteten Kirche? Diese wird bestehen bis an's Ende der Tage. Ob aber die andern in sie zurückfließen, oder in den Sand menschlicher Meinungen sich verlieren werden? Gott weiß es allein.' ‚Laß Dich,' mahnte er seinen in Berlin weilenden Sohn Cajus, ‚durch die vielen guten und lieben Protestanten, die Du siehst, nicht irre machen im unerschütterlichen Glauben an die auf den Felsen gegründete Kirche. Unter jenen Irrenden sind viele Einzelne Kinder Gottes, aber sie haben keine Kirche, kein Opfer, kein Priesterthum, nicht unsere Eucharistie. Die Holter-und-Polter geschehende Vereinigung

der beiden protestantischen Parteien muß den Ernsten, dem Wesen der Sache Nachdenkenden, Aergerniß geben, und wird, wie ich hoffe, Manchen in den Schooß unserer Kirche führen.'

‚Mich verlangt danach zu sehen,' sagte er am 29. October 1817 in einem Briefe an den Staatsrath Schmedding, ‚wie die Reformationsfeier ablaufen werde. Die Idee dieses Festes an sich darf den Protestanten nicht verargt werden. Die preußischen und hessischen Rescripte sind von einem guten Geiste des Friedens beseelt, und ich zweifele nicht, daß im ersten unser trefflicher Nicolovius die Feder geführt habe. Dem Verfasser lag es sichtbar am Herzen, jeder etwaigen Kränkung unserer Glaubensgenossen zuvorzukommen. Uebrigens glaube ich, daß die über Hals und Kopf geschehene Vereinigung der Lutheraner mit den Calvinisten unserer Kirche mehr als jenen frommen werde. Gott gebe uns nur gute Bischöfe! Aeußere Angriffe schadeten der Kirche nie, wenn gute Gesinnung in ihren Kindern war. Und die wird immer in diesen sein, wenn die Geistlichkeit gut ist. Wenn aber das Salz schal wird, womit soll man es salzen, es taugt nur dazu, weggeworfen und zertreten zu werden. So sagt ja schon der göttliche Erzhirte. Gott wolle das Leben des heiligen Vaters fristen! Und die Verblendung von den Augen der großen Machthaber Europens nehmen! Hätten unsere katholischen Fürsten Augen zum Sehen, so würden sie einem Papste, wie dieser ist, das viele Gute, was er bewirken möchte, nicht erschweren, ja unmöglich machen. Auch abgesehen von der Religion sollten alle deutschen Fürsten es einsehen, daß sie durch Verwahrlosung des Heiligen die Ruhe der Völker und ihre Thronen untergraben.'

‚Es kommt mir manchmal so vor,' klagte er gleichzeitig einem geistlichen Freunde, ‚als wenn unsere Machthaber mit

banger Rücksicht auf das Geschrei unserer Zeitüngler und anderer Scribler gleichen Gelichters das große, mehr als je auf einer Messerscheide stehende zweifache Interesse der Kirche und des Staates wahrnehmen, das heißt verwahrlosen. Dieses scheint mir gleichwohl bei dem tiefen Gefühl verletzter Eitelkeit der Franzosen, ihrem Durst nach Rache und ihrer Thätigkeit ernste Maßregeln zu erfordern, und die Vernachlässigung des kirchlichen Interesses ist desto unverantwortlicher, da wir einen Papst haben, der mit Weisheit, Eifer und Bescheidenheit so bereit ist, Alles zu thun, was er vermag, um die tiefsten Wunden der Kirche zu heilen. Mit einem Worte: Wenn Gott, wie er sichtbar gethan hat, selbst hervortritt, einem Volke den Muth erhebt, den Arm stärkt, das zerknirschte Gefühl vieler Tausende sich gefallen läßt und sich als Retter offenbart, nach der Rettung aber wieder die vorige schlechte Gesinnung sich zeigt, was läßt sich dann erwarten? Indeß muß doch Jeder festhalten an den rechten Grundsätzen, nie die Hoffnung aufgeben, die Stimme der Wahrheit opportune et importune erschallen lassen. Und wer angestellt ist, der wolle nicht aus zwar gerechtem, aber doch zu überwindendem Ekel sich dem Dienste des Vaterlandes, dem Dienste Gottes entziehen. Bei so vielem Niederschlagenden hat das baierische Concordat mich so erfreut, wie ich darüber erstaunt bin. Wird der Bundestag sich nicht erkühnen, der Preßlicenz Schranken zu setzen? Bleibt diese wie sie ist, so bereitet sie eine grauenvolle Revolution. Laßt die Seemächte das Meer von Seeräubern reinigen und uns nicht die Arme in den Schooß legen, wenn Mordbrenner unsere Hütten und unsere Tempel bedrohen.'

Hocherfreut äußerte er sich im Jahre 1818 in seinen Briefen an den Bruder und die Schwester Catharina über

das muthige Auftreten des offenbarungsgläubigen Kieler Predigers Claus Harms. ‚Dessen Sache,' schreibt er, ‚kann von bedeutender Tragweite werden, nicht bloß in religiöser, sondern zugleich auch in vaterländischer Beziehung. Ich lese alle Schriften pro und contra, deren ich habhaft werden kann. Speien gleich die Uebelgesinnten — denn treulose, meineidige Lehrer sind doch wahrlich übelgesinnt — Gift und Galle gegen ihn, ist gleichwohl ohne Vergleich bei weitem die Mehrzahl der Prediger wider ihn, so wird die so gerechte als laute Rüge des heillosen Unfugs der Ungläubigen ihres Zwecks nicht ganz verfehlen. Ja sie würde ihn unfehlbar erreicht haben, wenn nicht von Zeiten der Revolution an sich die meisten Menschen daran gewöhnt hätten, auf keine Grundsätze mehr zu achten. Das „ja, ja, nein, nein" sind schwankende Ausdrücke geworden. Ja sie waren es schon vor der Revolution und dieses Schwanken brachte den Taumel der Revolution herbei. Konnten Männer, die nicht schlecht sein wollen, sich so verblenden, daß sie die Religion, welche sie zu lehren sich eidlich verpflichtet hatten, untergruben, so dürfen wir uns auch nicht wundern, daß anizt der Ausdruck Legitimität mit Hohn gebrandmarkt und jeder rechtlich Gesinnte Ultra gescholten wird.'

‚Mit großem Interesse las ich Ammon's „Bittere Arznei" ꝛc. Dieser Ammon war eines der dreistesten Häupter der Neologen, und wie frank und frei erklärt er sich nun für den Augsburgischen Lehrbegriff und spricht mit Wärme von den Hauptwahrheiten des Glaubens! Da er auch die Unredlichkeit der falschen Lehrer rügt, so bin ich sehr verlangend, seine Antwort auf Schleiermacher's Schrift zu lesen, der ihm so freundlich den Dolch in's Herz stößt. Schleiermacher erscheint sehr unedel; übrigens weiß er sich zu verschleiern, scheint auch nicht sowohl gegen die Theses

banger Rücksicht auf das Geschrei unserer Zeitüngler und anderer Scribler gleichen Gelichters das große, mehr als je auf einer Messerscheide stehende zweifache Interesse der Kirche und des Staates wahrnehmen, das heißt verwahrlosen. Dieses scheint mir gleichwohl bei dem tiefen Gefühl verletzter Eitelkeit der Franzosen, ihrem Durst nach Rache und ihrer Thätigkeit ernste Maßregeln zu erfordern, und die Vernachlässigung des kirchlichen Interesses ist desto unverantwortlicher, da wir einen Papst haben, der mit Weisheit, Eifer und Bescheidenheit so bereit ist, Alles zu thun, was er vermag, um die tiefsten Wunden der Kirche zu heilen. Mit einem Worte: Wenn Gott, wie er sichtbar gethan hat, selbst hervortritt, einem Volke den Muth erhebt, den Arm stärkt, das zerknirschte Gefühl vieler Tausende sich gefallen läßt und sich als Retter offenbart, nach der Rettung aber wieder die vorige schlechte Gesinnung sich zeigt, was läßt sich dann erwarten? Indeß muß doch Jeder festhalten an den rechten Grundsätzen, nie die Hoffnung aufgeben, die Stimme der Wahrheit opportune et importune erschallen lassen. Und wer angestellt ist, der wolle nicht aus zwar gerechtem, aber doch zu überwindendem Ekel sich dem Dienste des Vaterlandes, dem Dienste Gottes entziehen. Bei so vielem Niederschlagenden hat das baierische Concordat mich so erfreut, wie ich darüber erstaunt bin. Wird der Bundestag sich nicht erkühnen, der Preßlicenz Schranken zu setzen? Bleibt diese wie sie ist, so bereitet sie eine grauenvolle Revolution. Laßt die Seemächte das Meer von Seeräubern reinigen und uns nicht die Arme in den Schooß legen, wenn Mordbrenner unsere Hütten und unsere Tempel bedrohen.'

Hocherfreut äußerte er sich im Jahre 1818 in seinen Briefen an den Bruder und die Schwester Catharina über

das muthige Auftreten des offenbarungsgläubigen Kieler Predigers Claus Harms. ‚Dessen Sache,' schreibt er, ‚kann von bedeutender Tragweite werden, nicht bloß in religiöser, sondern zugleich auch in vaterländischer Beziehung. Ich lese alle Schriften pro und contra, deren ich habhaft werden kann. Speien gleich die Uebelgesinnten — denn treulose, meineidige Lehrer sind doch wahrlich übelgesinnt — Gift und Galle gegen ihn, ist gleichwohl ohne Vergleich bei weitem die Mehrzahl der Prediger wider ihn, so wird die so gerechte als laute Rüge des heillosen Unfugs der Ungläubigen ihres Zwecks nicht ganz verfehlen. Ja sie würde ihn unfehlbar erreicht haben, wenn nicht von Zeiten der Revolution an sich die meisten Menschen daran gewöhnt hätten, auf keine Grundsätze mehr zu achten. Das „ja, ja, nein, nein" sind schwankende Ausdrücke geworden. Ja sie waren es schon vor der Revolution und dieses Schwanken brachte den Taumel der Revolution herbei. Konnten Männer, die nicht schlecht sein wollen, sich so verblenden, daß sie die Religion, welche sie zu lehren sich eidlich verpflichtet hatten, untergruben, so dürfen wir uns auch nicht wundern, daß anizt der Ausdruck Legitimität mit Hohn gebrandmarkt und jeder rechtlich Gesinnte Ultra gescholten wird.'

‚Mit großem Interesse las ich Ammon's „Bittere Arznei" ꝛc. Dieser Ammon war eines der dreistesten Häupter der Neologen, und wie frank und frei erklärt er sich nun für den Augsburgischen Lehrbegriff und spricht mit Wärme von den Hauptwahrheiten des Glaubens! Da er auch die Unredlichkeit der falschen Lehrer rügt, so bin ich sehr verlangend, seine Antwort auf Schleiermacher's Schrift zu lesen, der ihm so freundlich den Dolch in's Herz stößt. Schleiermacher erscheint sehr unedel; übrigens weiß er sich zu verschleiern, scheint auch nicht sowohl gegen die Theses

und deren Inhalt zu zürnen, ja er drückt sich über Manches recht gut aus; nur die treffende Rüge der Vereinigung beider protestantischen Parteien hat ihn erbittert. Pastor Ludwig's Schriftchen zeugt von reiner Absicht, edlem Eifer und ernster Trauer über den Unfug der Neologen. Landvogt Behrens sagt als gläubiger, wohlunterrichteter Laie und als Rechtsgelehrter treffliche Sachen. Seine Schrift wird kräftig wirken. Er muß ein sehr braver Mann sein. Du siehst, daß ich in der Harm'schen Sache sehr bewandert bin. Sie wird viel Segen stiften. Schon das ist gut, daß „Vieler Gedanken offenbar werden". Sie wird vielen Mißleiteten die Augen öffnen. Möchte nur auch die Regierung aufmerksamer werden und Ernst zeigen. Das Verfahren der bei Weitem größten Zahl Eurer Geistlichen ist doch im höchsten Grade verrätherisch und meineidig. Aber wahr ist dagegen, daß, wofern nur solche, die aufrichtig die symbolischen Bücher beschwören, angestellt werden sollen, sich die Geistlichkeit beider Herzogthümer wohl auf ein paar Dutzend herumziehender Missionäre beschränken würde, was indessen dem izigen Zustande doch weit vorzuziehen wäre, denn die Wölfe in Schafpelzen sind ärger, wenn man sie zu Hirten macht, als der Mangel an Hirten. So wie es ist, kann es nicht bleiben und wird es nicht bleiben, und es ist uns verheißen, daß Ein Hirt und Eine Heerde sein soll.'

---

‚Was unsere politischen Angelegenheiten betrifft,' schrieb er in den Jahren 1817 und 1818 an den Bruder und die Schwägerin, ‚so bleiben mir nichts als Wünsche im Allgemeinen. Nur auf Gott kann ich hoffen, daß Er, der allein es vermag, das Chaos entwickeln und eine bessere Welt daraus hervorgehen lasse. Wo ich so wenig Gesinnung

sehe, da achte ich alle Constitutionen für nichts. Ueberhaupt können nicht Weisheit und Tugend aus politischen Formen hervorgehen, sondern gute Verfassungen aus Weisheit und Tugend. Seit der französischen Revolution wird man nicht müde, die Pyramide auf die Spitze stellen zu wollen. Was ist doch wohl einleuchtender, als daß das Große der bürgerlichen Gesellschaft darin besteht, daß durch sie der rohe Volkswille dem Willen von Wenigen unterordnet werde, deren idealische, aber durch weise Gesetze genau bestimmte und balancirte Macht der physischen Gewalt des Volkes Obstand halte. Man möchte ebenso gut die Pferde auf den Bock setzen und die Menschen anspornen, als, wie in der That schon geschieht, sich der blinden Menge fügen. Man meint, das Volk werde durch Uebung der Gewalt mündig werden; aber man erklärt ja doch Kinder nicht für mündig, um sie auf einmal weise zu machen. Die alten Republiken sind dadurch alle zu Grunde gegangen; gleichwohl konnten die niedrigsten Bürger weit eher politische Kenntniß erwerben und üben, da selbst ihre sogenannten Demokratien in der That Oligarchien waren, indem wenigstens vier Fünftel der Bevölkerung aus Sklaven bestand, welche die Feldarbeit, wie die Handwerke für ihre Herren trieben. Die gerühmte Freiheit der Griechen und Römer beruht auf der abscheulichsten Tyrannei der Knechtschaft.

Unter den Angesehensten der Bürgerschaft herrscht vielfach ein anspruchsvoller, eitler, schwungsüchtiger, dabei in jeder Hinsicht unedler, gehässiger Geist, dem nach zeitgemäßen Ansichten von den Regierungen auf feige Art gehuldigt wird. Ich weiß, daß der Adel nicht ist, was er sein sollte, aber es bleibt immer eine große Institution dieser Anspruch auf erblichen Edelmuth, auf Verachtung des Todes und des Gewerbes.'

‚Von den papiernen Verfassungen, daher auch vom Bundestage erwarte ich nicht viel. Was nicht aus innerer Gesinnung hervorgeht, hat keinen Bestand, und unsere Machthaber, die es gut meinen mögen, begeben sich des Rechts, eine Gesinnung zu haben, indem sie sogar in Worten — was hier mehr ist als in der That — dem Schwindel huldigen, den man öffentliche Meinung nennt, d. h. Meinung der blinden Menge und Meinung eines leidenschaftlich gestimmten Augenblicks der blinden Menge. Daß dieser zu steuern die eigentliche Idee der Regierung sei, scheint man ganz zu vergessen. Ludwig XVIII. verdiente der Held der europäischen Farce zu sein.‘

‚Ich glaube, daß er sich auf dem Thron erhalten werde, so lang er lebt und nachgibt und dem Zeitgeist huldigt; er untergräbt aber den Thron seines Nachfolgers, nämlich des rechtmäßigen Nachfolgers. Ob Orleans sich draufsetzen werde? Ein Usurpator aus dem Hause Bourbon selbst wäre ein zwiefaches Ungeheuer, aber was läßt sich nicht von einem Sohne von Egalité erwarten? Die schnöde Art, mit welcher unsere Zeitüngler von der trefflichen Herzogin von Angoulême sprechen, die sie immer des Stolzes und der Heftigkeit und verjährter Vorurtheile beschuldigen, ohne Eine Thatsache wider sie anführen zu können, sowie auch ihre tiefe Ehrfurcht für alle durch die verruchte Revolution entstandenen Verhältnisse, sind nur zu sehr allgemeine Meinung in Deutschland wie in Frankreich. Sie können, wenn Gott nicht dazwischen tritt, zu nichts Anderem führen, als zu völliger Auflösung aller politischen Bande, welche, seit die Welt steht — mehr oder weniger — Sicherheit gewähren. Sobald man eine Majesty of the people in dessen Meinungen anerkennt, sanctionirt man schon den Umsturz aller Gesetze, deren Zweck ja nur ist, der bru-

talen Macht der Menge ein moralisches Uebergewicht entgegenzusetzen.

‚Mich dünkt, es müsse aus Einem großen Gedanken Alles hervorgehen, aus Einem lebendigen Keim. Dann erstarkt ein Stamm, aus ihm erwachsen Aeste, aus diesen Zweige. Unsere neuen Machwerke werden bei überhandnehmender chimärischer Vorstellung von Gleichheit statt des vollendeten Baumes Ruthen binden, die aus sich gleichen Rüthchen bestehen, ohne Wurzel, ohne Stamm, ohne Aeste; daher, bei einer Menge von Zweigen, ohne Verzweigung.‘

‚Es ist, dünkt mich, eine schreckliche Nothwendigkeit, in welcher sich anizt Deutschland befindet, Verfassungen machen zu müssen! Wo ist die Autorität, welche überreifen Ländern Vertrauen und Ehrerbietung einflößen soll? Es ist leicht zu sagen:

Auf! meßt dem Junker Kleider
Und meßt ihm Hosen an!

Aber dem polnischen Rocke ist der Junker längst entwachsen und will sich nach eigener Phantasie kleiden. Wenn ich nicht mit Zuversicht hoffte, daß Gott, der im Kriege so viel für uns that, uns auch im Frieden nicht verlassen werde, so möcht’ ich schier an der nahen Zukunft verzweifeln. Die Anmaßungen und systematischen Schwärmereien des dritten Standes nehmen gerade die Richtung, die sie in Frankreich nahmen, und nirgends finden sie ein Gegengewicht. Wofern Gott nicht außerordentliche Männer erweckt, die Er beglaubigt, wie nur Er beglaubigen kann, so wird man von systematischen Verfassungen in systematische Verfassungen fallen, die sich in absolute Anarchie auflösen. Die Menschheit sieht izt einem Alphabet ähnlich, in dem es an nichts als an Vokalen und an großen Buchstaben fehlt, und dazu an

Interpunctionszeichen. Lauter Consonanten ohne Consonanz und Fragezeichen hin und her.'

‚Allerdings wäre sehr zu wünschen, daß durch den Bundestag allen deutschen Staaten ständische Verfassungen gegeben würden, welche der executiven Gewalt Schranken setzten, und daß so Fürst als Unterthan als letzte Instanz den Bundestag verehren müßten. Aber so lange diese Stände noch nicht organisirt sind und so lange die Competenz des Bundestages noch nicht klar erhellt, sehe ich nicht, mit welchem Rechte er izt zwischen Fürsten und Unterthanen sprechen will. Ich fürchte, daß er sich vom Zeitgeiste führen lasse, der so Viele noch izt mißleitet, die es nicht ahnen, daß die Illuminaten, wie ehemals in Frankreich, mit hohlen Worten täuschen und auf Anarchie und Atheismus hinsteuern. Ich sehe wohl, daß manche Ideen izt erwachen, unter den Wachenden sehe ich aber nicht Einen Mann unter uns, wie wir dessen bedürften.

‚Christian Schlosser, meines seligen Christian's Freund, hat mir ein kleines gediegenes Schriftchen gesandt, das ihm Ehre macht: über ständische Verfassung. Es ist nur schade, daß es die metaphysische Form unserer deutschen Schriften hat. Man will nicht einsehen, daß man die Ueberzeugung nicht erschweren müsse. Das Schlimmste ist — was freilich unsere Philosophen nicht wissen wollen — daß der Weg strenger Demonstration nur in abstrakter Metaphysik und in der Mathematik zur Wahrheit führt. An dem Mangel dieser Einsicht erkranken wir seit anderthalb Jahrhunderten und in ihm liegt ein Wurm, der aller wahren Philosophie und der Politik tödtlich ist. Das Aas von fünfundzwanzig Millionen, dessen Gestank Europa vergiftete, hat uns nicht klüger gemacht.'

‚Wer an Begriffen wahrer, auf Ordnung, Recht und

Gerechtigkeit gegründeter Freiheit hängt, an der Idee einer Harmonie des Ganzen, welche nur aus ungleichartigen Bestandtheilen hervorgehen kann, an der mir immer heller einleuchtenden, von allen weisen Heiden behaupteten und durch das Christenthum allein ganz zu realisirenden Idee von göttlicher Anordnung der ganzen Verzweigung der Autorität, der wird als ein Ultra verlacht, und, ich fürchte, verlacht werden bis schon bei halbvollendetem Thurmbau unserer Constitutionsmachereien das arme bethörte Volk Europa's in eine Sprachenverwirrung und Ideenverwirrung wird gerathen sein, die nur durch eisernen Scepter eines oder mehrer Nimrode wird aufhören können.

Dahin muß es kommen — nach vorhergegangenen Gräueln eines Bauern- oder vielmehr Pöbelkrieges, dessen glimmende Asche schon von allen Seiten angeblasen wird — wenn elende eitle Scribenten fortfahren, die öffentliche Meinung zu beherrschen, und die, welche noch Autorität in den Händen haben, dieser vermeinten öffentlichen Meinung feige zu fröhnen fortfahren.

Mit der Zeit fortzugehen ist izt Lob geworden, da doch des Weisen und Edeln Pflicht immer war und ist, sich dem Eigenthümlichen des Zeitgeistes entgegen zu stemmen, weil jede Einer Zeit eigenthümliche Denkart Excess ist.

Man schmeichelt den Fürsten mit dem Lobe falscher Popularität und diese wissen nicht, wie wankend die Volksgunst sei. Dem Volke wird vorgesagt, daß es mündig geworden und keines zwischen ihm und dem Fürsten vermittelnden Standes bedürfe. Mit Verachtung des Adels tritt die Verehrung und Herrschaft des Geldes ein, mit Zerrüttung der nach und nach aus wahren Bedürfnissen hervorgegangenen Einrichtungen erhebt das Sophistisiren der Aprioristen

seine gelehrten und anmaßenden, aber schwindelnden Köpfe, und so geht es bald wie es in Frankreich ging. Schon izt sind Zeitungsschreiber mächtige Demagogen, und wer ein Journal des Luxus und der Moden schrieb, tritt nun als Lykurg in der Politik, als Orakel in der Religion auf.

‚Kehren wir nicht vom Vernünfteln zur Erfahrung, vom Stolze falscher Philosophie zur Demuth des Glaubens zurück, so wird ganz Europa in die tiefste Zerrüttung stürzen, aus welcher es dereinst, geläutert und gewitzigt, zu neuem Leben hervorgeht. Das ist meine Ansicht der Zeit. Gott erhalte meinen Kindern ihre Gesinnung! Alles Andere ist nichts! Und wer weiß, ob Er nicht auch noch Männer erweckt, die das Volk aus dem tollen Taumel zu reißen berufen sind, ehe es in das Elend, so ihm bereitet ward, versinkt.‘

‚Ach, wenn man doch einsehen wollte, daß die auf Wahnsinn und Neid des izt verkehrten Bürgerstandes zu gründenden Verfassungen alle Stände in's Verderben stürzen müssen. Alle Verfassungsmacherei ist eitles Beginnen. Der jetzige Augenblick brausender Gährung ist durchaus ungeschickt dazu.‘

---

‚Eine ganz besondere Theilnahme‘ wendete Stolberg ‚als Freund ständischer Verfassungen den Bestrebungen des Adels zu, sich eine würdige Stellung im öffentlichen Leben zu behaupten‘. Es ‚war und blieb‘ seine ‚feste Ueberzeugung, daß dem Adel noch eine bedeutende Rolle beschieden sei, wenn er mit Verzicht auf unhaltbare Vorrechte seine wirklichen Aufgaben erkenne und löse‘.

‚Erhebende Achtung für Verdienst der Altvorderen,‘ schrieb er am 1. Februar 1816 an den Grafen Westphal, ‚ist so alt, wie das menschliche Geschlecht: wir finden sie zu allen Zeiten und allenthalben, und was man zu allen Zeiten

und allenthalben findet, ist kein Hirngespinst. Sie ist gegründet auf Dankbarkeit gegen große und gute Männer, und auf der Voraussetzung, daß diese durch Beispiel und durch Erziehung auf ihre Nachkommen wirkten; endlich auf einer nicht ganz grundlosen Vorstellung, die wir in einem alten Sprüchwort ausdrücken, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle. Die Idee des Adels wird nicht entkräftet durch die Unwürde Vieler, die vom Adel sind. Die gerechte Verachtung, welche solche trifft, muß vielmehr dem Stand zur Ehre gereichen, dessen man sich nicht unwürdig machen kann, ohne verachtet zu werden. Die Natur gibt dem Adel weder mehr Leibeskraft, noch mehr Verstand, als den anderen Ständen, seinen Werth nimmt er her von einer Idee, aber diese Idee ist nicht täuschend. Sie beruht, wie Alles, was groß ist im Menschen, auf Aufopferung des Geringeren, um das Höhere zu ergreifen.

‚Der Adel muß entsagen jedem kaufmännischen und niedrigen Gewerbe. Drei Bestimmungen wurden ihm gegeben. Veredelter Landbau, dessen ehedem auch Könige sich nicht schämten; Staatsverwaltung; Vertheidigung des Vaterlandes.

‚Als veredelter Landmann übt er diese nothwendigste, erste, unschuldige und edle Beschäftigung mit besserem Erfolg als der Bauer, weil er mehr Mittel hat, mehr Einsicht, und die Gefahr eines mißlungenen Versuchs wagen kann. Seine Erfahrung und sein Beispiel belehren und ermuntern den geringeren Landmann, welchem vorzuleuchten, den zu schützen, den zu hegen, dessen Wohlstand und Sittlichkeit, zeitliches und ewiges Wohl auf alle Weise zu befördern schöne und heilige Pflicht des Edelmannes ist. Diesem Geschäfte darf er, wofern er als Edelmann Achtung verdienen will, nicht entsagen; es wäre denn, daß er zur Staatsverwaltung aus

seiner Provinz gezogen würde; ein Geschäft, zu dem er als angesessener Staatsbürger einen vorzüglichen Beruf hat. Antheil an der Staatsverwaltung soll und kann er auch nehmen, wenn er auch nicht aus seiner Provinz gezogen wird, wofern er, sei es als Landrath oder als Landstand, thätigen Antheil daran nehmen kann. Vertheidigung des Vaterlandes gebührt und geziemt Keinem so sehr, als dem Edelmann. Sie ist schöne und herrliche Ritterpflicht. Wohl dem Staat, wo der Edelmann als solcher zur Vertheidigung des Vaterlandes berufen wird, als Anführer der ihm unterordneten Landleute, deren Patron er in Friedenszeit, deren Richter oder Obmann, deren Fürsprecher und Beispiel und Wohlthäter er sein soll. Die ehemaligen schönen Verhältnisse sind durch falsche Vorspiegelungen zerrissen worden, aber nicht vertilgt. Nach Vermögen sie wieder anzuknüpfen, nicht die Hände sinken zu lassen, so lange noch etwas im wahren Geiste der guten Sache geschehen kann; durch thätlich erzeigte Gesinnung uneigennütziger Vaterlandsliebe das zum Theil verlorne, manchmal verscherzte Vertrauen in gute Gesinnung wieder aufzurichten und zu beleben, das ist des Adels Beruf und Pflicht. Bei Anregung der Frage: ob ein zu solchem Zwecke zu schließender Ritterverein rathsam sei? würde ich zu bedenken geben: ob es wahrscheinlich sein möchte, daß er stark genug würde, der sogleich entstehenden Gegenwirkung seiner zahlreichen, bittern, anspruchvollen, unbilligen, vom Zeitgeiste begünstigten, in allen Verzweigungen des gesellschaftlichen Verkehrs und der Staatsverwaltung mächtigen, mit der Feder geübten und in getäuschten Cabinetten gehörten Widersacher Obstand zu halten? Ich bin überzeugt, daß er das nicht zu thun vermögen würde. Ungerne lasse ich die schwarze Bohne in die Urne fallen. Auf den Fall aber, daß von vielen meiner ritterlichen Staatsgenossen ein solcher

Ritterverein sollte beliebt werden, erbitte ich mir die Erlaubniß zu folgenden Bemerkungen.

Es möchte wohlgethan sein, allen Schein von eitler Publicität zu vermeiden, und das aus zwei Ursachen. Erstlich um die Eigenliebe unserer Gegner so wenig als möglich zu kränken; zweitens, weil es ihnen leichter sein wird, der Sache den Anstrich des Lächerlichen zu geben, wenn viel Wesens davon gemacht wird. Ist es aber rathsam, die Sache nicht geflissentlich auszuposaunen, so ist es auf der andern Seite noch wichtiger, jedem Verdacht, als habe man sie verheimlichen wollen, durch unbefangenes Verfahren dabei zuvorzukommen. Das Dasein, der Zweck und die Mittel des Rittervereins müssen, wofern er stattfinden soll, hell am Tage liegen. Fern bleiben müsse vom Ritterthum jeder Verdacht, als könne es sich durch einen geheimen Orden erhalten wollen!

Wie gesagt: die Idee des Adels liegt tief in der menschlichen Natur und kann nicht untergehen. Sollte sie auch in dieser Zeit der Umwälzungen sich, gleich dem Guadiana, in einen Erdriß zu verlieren scheinen, so würde sie doch bald wieder an's Licht kommen. Der Adel hat seinen innern Werth, so unwürdig auch viele der Adeligen sind. Schützen doch weder das königliche noch priesterliche Salböl vor sittlicher Fäulniß! Wie sollten denn menschliche äußere Mittel vermögen, was geistigen Wesens ist? Vielmehr verunreinigen sie es mehrentheils. Jeder, der ritterlichen Standes ist, strebe darnach, in seinem Thun zu zeigen, daß in ihm die Idee des Ritterthums in edler Einfalt, in Bereitwilligkeit, Gut und Blut für das Vaterland aufzuopfern, in Edelmuth und in Milde der Gesinnung lebendig sei. Sein Beispiel wird nicht ohne Wirkung bleiben. Er wird weit entfernt sein, gewisse Tugenden als Standestugenden anzusehen, um

die Ausübung anderer Tugenden Andern allein zu überlassen. Durch das christliche Ritterthum ward die Idee des Adels gleichsam getauft. Halten wir fest an unserem ritterlichen Beruf, so wird das Wesentliche des Ritterthums uns bleiben. Die Hülle der Dinge erneuert sich von Zeit zu Zeit. Schlangen häuten sich und der Phönix steigt verjüngt aus der Asche empor.'

6. Februar 1816.

‚Erfahrungen haben gezeigt, wie die Versuche, sich das Eigenthümliche fremder Länder anzueignen, immer scheiterten. Was aber in Absicht auf den Raum gilt, das gilt noch mehr in Absicht auf die Zeit, deren Herrschaft weit mächtiger. An Formen und an Sitten sind, trotz aller Bedingungen des Himmelstrichs, die Völker Europens sich sehr ähnlich; weit ähnlicher, als es der Deutsche des 19. dem Deutschen des 14. Jahrhunderts ist.

Weil der alte Ritter riesig an Leibeskraft war, so konnte er einen gewaltigen Flamberg schwingen; aber was soll der Flamberg uns? Was soll er uns bei ganz veränderter Kriegsführung, gegen Kartätschen u. s. w.? Was vom Flamberg, den ich nur als Beispiel wählte, gilt von allem Uebrigen der Ritterszeit.

Was Ehrwürdiges aus dem Ritterthum hervorging, das ging aus Aufopferung hervor; und das wird durch Streben nach verlorenen Vorzügen nicht wieder belebt werden. Der Gesichtskreis hat sich sehr erweitert, und der Thatenkreis ist Allen geöffnet worden. Um mit dem Jahrhunderte Schritt zu halten, muß der Adelige an Kenntnissen es dem Bürgerlichen gleichthun, wofern er mit ihm in den Thatenkreis soll eingelassen werden. Thut er das nicht, so wird er erleben, daß der Bürgerliche im Kabinete als Minister regieren wird, wofern auch im Vorzimmer des Fürsten die Aufwartung dem

Adeligen vorbehalten bleibt. Und wie sollte selbst im Felde (der Region des Ritters) der Adelige Vorzug vor dem behaupten, der ihn in unserer Kriegskunde übersieht?

Will der Ritter Vorzug an Gesinnung haben, so darf dieser nicht auf Anmaßung gegründet werden, sondern auf bescheidener und kühner Aufopferung. Das ganze Leben des Vaters töne tief in's Herz des Sohnes die Ermahnung ein: sei der Väter werth, die Welt erkenne es, oder sie erkenne es nicht. Schwungsucht geziemt nicht dem Ritter, wohl aber festes Beruhen auf Gesinnung und auf Kraft. Durch solches würden wir auch unsern Gegnern Ehrerbietung abgewinnen; und wofern es mit freundlicher, dabei thätiger Milde gegen die untere Volksordnung begleitet wäre, solche Ehrfurcht und Liebe erwerben, daß wir, durch diese Eigenschaften in Verbindung mit erforderlichen Kenntnissen und Gaben unserer Zeit, den uns anizt gebührenden Rang behaupten könnten. Die alte Zeit in uns aufleben zu lassen, ist gerade so unmöglich, als in den Mutterleib unserer Ur-ur-ur-ur-urgroßmutter zurückzukehren.

Gewiß scheint mir, daß jedes lautbar werdende Bestreben nach Erweckung des Ritterthums eine unvermeidliche Reaction von Seiten des Hofes und der andern Stände hervorbringen würde, deren Stoß zu begegnen oder auch ihm auszuweichen wir nicht vermögend wären; desto weniger, da unsere Neider wohl wissen, was sie wollen, unter Hunderten der Unsern aber wohl kaum Einer weiß, was wir wollen dürfen und wollen sollen. Mit der Macht wird sich die Lauge des Lächerlichen gegen uns rüsten. Das Ritterthum eignete sich den Spaniern des sechszehnten Jahrhunderts weit mehr, als den Deutschen des neunzehnten. Doch gab ihm Cervantes, obschon selbst Ritter, durch seinen genialischen Don Quixote einen Todesstoß.

Halten wir an guter Gesittung, streben wir sonder Furcht und ohne Tadel zu sein, und unsere Jugend in ächt edler Gesinnung zu bilden und zu erhalten, so wird der Adel sich erhalten. Er ist in der Natur der Dinge, in den Herzen der Menschen gegründet, er war allezeit und allenthalben.

Aber er muß, im Wesentlichen seinem Geiste treu, sich selbst gleich bleiben; im Aeußern nicht veraltete, morsche Formen aufrecht erhalten wollen, vielmehr den alten edlen Wein in neue Schläuche füllen, weil der alte löchrig geworden. Ich wünsche von Herzen und darf Ihrem gütigen Versprechen zufolge hoffen, liebster Herr Graf, daß ich bald die Freude haben werde, mündlich mehr hierüber mit Ihnen zu sprechen.

Am 16. April 1816.

‚Seitdem Sie mir von der auch mir sehr am Herzen liegenden Sache des Adels gesprochen und ich so mündlich als schriftlich Ihnen meine Meinung darüber gesagt, habe ich oft darüber nachgedacht, mich aber nur desto mehr in meiner Ansicht gestärkt gefunden, über die ich auch neulich mit unserm Freund Werner Haxthausen sprach, der auf seiner Rückkehr von Berlin einige Stunden hier war.

Keine Art förmlicher Verbindung von unserer Seite kann dem wachsamen Auge unserer zahlreichen Gegner entgehen. Und keine kann ihnen gleichgültig scheinen. Mögen wir die gerechtesten Wünsche auch in bescheidenster Art äußern, so wird die bittere Eifersucht jener Leute doch sogleich in Harnisch gebracht werden. Die Eitelkeit spannt, der Zeitgeist schwellt ihre Segel, der Wahn, daß sie im Kampfe nichts zu verlieren haben, wohl aber viel gewinnen können, gibt ihnen Muth. Ich sage Wahn. Denn es ist ein großer Irrthum von ihnen, nicht einzusehen, daß sie durch den

Sturz des Adels im Ganzen nichts gewinnen würden. Aus ihrer Bestimmung gerissen, würden sie an wahrer Achtung mehr verlieren als gewinnen und bei dem neuen Zustand der Dinge, den sie zu befördern trachten, auch erfahren müssen, daß der Staat ohne Adel nicht bestehen kann, dem Despotismus preisgegeben wird oder der Anarchie. Einige Vernünftige unter ihnen sehen das wohl ein, aber wenige. Ich kenne dagegen treffliche Köpfe im Mittelstande, ja Männer, die übrigens gut gesinnt sind, welche, wie die andern vom Schwindel der Zeit hingerissen, den Adel für eine Chimäre oder vielmehr für einen Rest alter Barbarei halten, welcher ausgefegt werden müsse. Das Benehmen der Regierungen zeigt offenbar, daß sie entweder selbst wider den Adel eingenommen, oder daß sie aus Scheu vor dem Zeitgeist ihn aufzugeben bereit sind. Der leiseste Schritt von unserer Seite — ich berufe mich auf das, was meiner Meinung nach unfehlbar bald geschehen wird, wofern eine förmliche Verbindung unter Männern von Adel stattfindet — wird eine nicht zu berechnende Reaction hervorbringen.

Die Wuth gegen den Adel ist ein Fieber, welches nicht dauern wird. Man muß den Paroxysmus vorübergehen lassen, ehe man Heilmittel anwendet, die den Kranken bis zur Raserei aufbringen würden.

Uns bleibt nichts übrig, als daß Jeder an seinem Theil, im Kreise der Seinen und der Freunde, edle Gesinnung zu hegen und zu verbreiten suche, edle Gesinnung, das heißt wahre Religiosität und jenen Geist edelmüthiger Selbstverläugnung, festen Muthes und bescheidener Würde, welche den Adel charakterisiren müssen; zugleich auch Wetteifer unter uns entzünden, nicht zurückzubleiben in Kenntnissen und Bestrebungen, die das Herz erheben, den Geist schmücken und tüchtig machen zu jedem uns geziemenden Geschäft.

Wie gesagt, die izige Stimmung ist ein Fieber. Der Adel ist in der Natur des Menschen gegründet. Was alle Zeiten kannten und verehrten in allen Ländern, das kann nicht vertilgt werden. Und die Nothwendigkeit des Adels in der Monarchie ist zu einleuchtend, als daß sie lange könnte verkannt bleiben.'

---

Stolberg's ‚Befürchtungen und Besorgnisse für die Zukunft Deutschlands wuchsen von Jahr zu Jahr im Hinblicke auf die Art und Weise der Bildung, welche man der Jugend zu geben' suchte. ‚Mir fällt oft ein,' sagte er, ‚was Kleuker zu Studenten sagte, die auf ihre Ehre fochten: „Meine Herren, noch haben Sie gar keine Ehre, Sie sind hier, um sich fähig machen zu lassen, Ehre zu erwerben." Man macht es mit der Jugend wie mit dem Volk; beide erklärt man für mündig. Doch ist der Unterschied, daß die Jugend einmal mündig sein wird, die plebs aber als plebs keiner Mündigkeit fähig ist.' ‚Ich weiß wohl, daß in einem Theil unserer deutschen Jugend von jenen herrlichen Jahren der Behauptung unserer Freiheit her ein guter, sehr edler Geist sich regt. Aber es ist doch nicht der natürliche Weg, daß ein Volk von Unten her soll erleuchtet werden, von der Jugend, und daß die Männer sich wie Kinder begeifern. Auch die besten Jünglinge bedürfen des Rückhaltes, des Beispiels, der Leitung, und sie hören so viel von ihrer Trefflichkeit, daß ihnen die Köpfe leicht umgehen mögen. Wo es an Aeltesten fehlt, da fehlt es der Jugend an Schutz gegen den Wind, wie jungen Bäumen, wo keine alten Stämme sind. Die freche Irreligion ist geschwichtiget worden, aber was so viele der Zeitschriftler uns für Religion geben wollen, ist flache Moral, deren Wurzel, dem Boden

christlichen Glaubens entzogen, in der Luft schwebend bald hindorren muß. Unter dem Namen Mystik, die man mit Schwärmerei verwechselt, wird der Glaube an die Geheimnisse verhöhnt, die Glaubenslehren werden Meinungen genannt.'

‚Man kann nicht,' schrieb er am 2. Februar 1819 aus Brinke an seine Gemahlin, ‚aufmerksam genug auf die Verschwörung der Geheimbündler sein, noch auch laut genug darauf aufmerksam machen, — da sie noch besteht und wahrscheinlich bestehen wird bis an den jüngsten Tag. Der Illuminatismus wird nicht aufhören, da das Evangelium nicht aufhören wird. Und die Organisation, die er zu unserer Zeit erhielt, wird nicht veralten, so wenig wie der Teufel, sein Vater, den er läugnet.'

Als dann am 23. März in der Ermordung Kotzebue's durch Sand Allen erkennbar hervortrat, welche Gestalt die Stimmung der Zeit in erhitzten Köpfen anzunehmen vermöge, fand sich Stolberg in seinen ‚Befürchtungen vollauf gerechtfertigt'.

‚Kotzebue's Ermordung,' äußerte er sich am 6. April gegen den Bruder, ‚ist grauenvolle Erstlingsfrucht des tollen Schwindelgeistes, die einen schrecklichen Herbst droht, wenn die Feigheit unserer Regierungen fortfährt, mit Ludwig XVIII. in Gefälligkeit gegen den Jakobinismus zu wetteifern. Nach menschlicher Ansicht der Dinge sehe ich keine Rettung für Deutschland. Die öffentlichen Verhandlungen der Kammern in München, in Carlsruhe, in Stuttgart u. s. w. entzünden einen Geist der Zwietracht und der Empörung, der dem Pandämonium in Paris nachäfft. Man wird inne werden, was man that, als man in dieser Zeit der Gährung die Verheißung funkelnagelneuer Constitutionen unter das Volk hinwarf! Eine Idee, die mir von Anfang an Ekel und

Grauen erregte. Hätte man die große Idee der Landwehr angenommen, dadurch sich in Stand gesetzt, die Abgaben auf die Hälfte zu verringern und mit einigen Modificationen die ächten deutschen Verfassungen hergestellt, so hätte man, geleitet von Erfahrung und Billigkeit, etwas Großes und Heilsames für Jahrhunderte bewirkt. Das verfluchte a-priori-Wesen, welches aus Verstandesbegriffen Alles modeln will, und die Leidenschaften nie in Rechnung bringt, ist die Seuche, die wir, der furchtbaren Erfahrung ungeachtet, uns aus französischem Pestgifte einimpfen. Ist es nicht so weit mit uns gekommen, daß die Burschenschaft als eine ehrwürdige Macht angesehen wird, Knaben, die kaum der Ruthe entwuchsen? Der Elberfelder Zeitüngler sagt: Stourdza habe, weil er gesagt, diese Burschenschaft hege aufrührerische Gesinnung, weil er sie also des Hochverraths fälschlich beschuldigt habe, Strafe des Hochverraths, Viertheilung verdient. Und eben dieser Zeitüngler rühmt die Weisheit Ludwig's, der seines Bruders Mörder aus der Verbannung heimruft.'

‚Der Mörder Kotzebue's,' fuhr er in späteren Briefen fort, ‚Sohn frommer, herrnhutischer Eltern, ein achtzehnjähriger, sanftgearteter und in seinen Sitten, wie man sagt, tadelloser Jüngling, war und ist noch izt berauscht von dem Bierrausche unseres izigen volksthümlichen Schwindels der Unabhängigkeit, dem die Professoren eine Form zu geben wissen, wie schon Kant that. Diese Klasse will herrschen und herrscht schon wirklich. Sollte irgendwo sich ihren tollen Anmaßungen ein Staat widersetzen, ohne gleich Anfangs kräftige Maßregeln zu ergreifen, so würde sich auf den Universitäten ein Fehmgericht constituiren, dessen unbärtige Minosse Richter und Schergen zugleich sein würden. Der tollste Geist spricht sich allenthalben laut aus.

Der Elberfelder Zeitüngler meint, die Nachwelt werde entscheiden können, ob der Mörder Kotzebue's als Held oder als Meuchelmörder anzusehen sei. Warum die Nachwelt? Wird sie mehr von den Umständen des Ereignisses wissen, als unsere Zeit? Ohne Zweifel, weil der absurde kantische Traum immer zunehmender Vollkommenheit der Menschheit, ein Traum, der Europens Dasein zerrüttet, noch immer geträumt wird.

‚Es wird nun ohne Weiteres in den meisten deutsch-protestantischen Ländern der Rationalismus gelehrt, d. h. die Religion, welche keine Richtschnur als die Vernunft anerkennt und kein Hehl hat, daß sie Jesus Christus für einen ausgezeichneten Naturalisten anerkennt und für weiter nichts. Die Professoren und Prediger nennen sich gleichwohl christlich, weil sie von der Religion, die sie stürzen wollen, ernährt werden; schwören auch auf die symbolischen Bücher und erklären sich lange nicht so ehrerbietig wie die Muselmänner für unsern Heiland, den diese für einen heiligen Propheten, jene für einen von Vorurtheilen seiner Zeit befangenen Mann halten. Diese elenden Verräther sind immer zugleich die schwärmendsten Demokraten, weil sie zum Hohn alles Geschichtlichen auf ihre Fieberträume sowohl Religion als Verfassung gründen wollen.‘

‚Auch in Heidelberg herrscht die zügellose Schreib- und Schwatzlicenz. Ich meine Dir neulich geschrieben zu haben, daß ein Docent, ein junger Doctor der Philosophie in Heidelberg, à table d'hôte gesagt habe, es würde nicht besser werden in Deutschland, bis zweimalhunderttausend adelige Köpfe sprängen.‘

‚Die Zeitungen, welche Kotzebue's Ermordung gern als eine isolirte Handlung darstellen wollten und auf alle, welche von einem Complot sprachen, ihre Galle ausschütteten,

müssen nun selbst bekennen, daß ein anderer jenaischer Student in Dresden Stourdza ermorden wollte, und weil es ihm nicht glückte, sich erstach. Sie verschweigen aber, daß dieser Selbstmörder, am Tage, da Kotzebue in Mannheim gemeuchelt ward, in Dresden sagte: Heut geschieht etwas Großes! Die Wuth gegen Kotzebue kommt daher, daß er vor etlichen und zwanzig Jahren in seinem „Bahrdt mit der eisernen Stirn" die vornehmsten Illuminaten an den Pranger stellte.'

‚Ob Ludwig's XVIII. gewandte Feigheit ihn, so lange er noch leben kann, auf dem Thron erhält? Wer vermag es zu sagen! Aber wenn nicht etwa Orleans als Verräther des königlichen Hauses den Thron besteigt, so glaube ich nicht, daß die Bourbons sich behaupten werden. Dann werden alle Gräuel der Revolution erneuert werden, ein Zustand, dem unsere gelehrten Schwätzer mit grimmiger Begier entgegensehen, weil sie von ihm Deutschlands und Europens Heil erwarten.

‚Sollte aber Gott auch solche Wünsche vereiteln, so ist doch gewiß, daß der Schwindelgeist allgemeiner Anmaßung und das eigensüchtige politische Getreibe die Nation durch und durch verderbt. Bei Erwägung des pro und contra der verschiedenen Constitutionen begeht man noch immer, trotz der fürchterlichen Erfahrung unserer Zeit, den Fehler, daß man nach metaphysischen Abstractionen urtheilt und die Leidenschaften nicht in Anschlag bringt. Die politischen Leidenschaften sind aber gerade die verderblichsten, weil sich an Neid und Schwungsucht nährenden. Auch heften sie so sehr die Gemüther an das Zeitliche, daß sie die Gottesvergessenheit, welche die bittere Wurzel aller Uebel ist, geradezu befördern.'

‚Die demokratisch Gesinnten geben sich nun Mühe, das

unmündige Publikum glauben zu machen, die ganze in Berlin vorgeblich entdeckte Verschwörung sei die Erfindung aller Minister, aller Finsterlinge und aller Ultras in Berlin. Was kann man nicht dem befangenen Publikum weismachen? Nach menschlichem Ansehen stehen uns Gräuel der Revolution bevor, aber Gott kann dem bösen Geiste der Zeit Einhalt thun. So wie die Verblendung, welche sich durch wahnsinnigen Egoismus auf der einen Seite und durch kurzsichtige feige Unentschlossenheit auf der andern Seite zeigt, wie mir scheint, als ein Gericht Gottes anzusehen ist, kann er auch diesem Geiste wie den tobenden Wogen des Meeres gebieten: „Bis hieher und nicht weiter! Hier soll sich brechen deiner Fluthen Stolz" (Hiob). Dem sei wie ihm wolle, so müssen denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten mitwirken, und wer der guten Sache standhaft treu bleibet, und einen guten Kampf kämpft, der kann nicht erliegen, wenn er auch zu erliegen scheint. Zu diesem Kampfe möchte wohl das aufblühende Geschlecht der Guten berufen sein. Gott gebe ihm Kraft, Bescheidenheit, Demuth, Weisheit, Heldenmuth, Glauben und Liebe.'

---

So folgte Stolberg Schritt vor Schritt in seinem Briefverkehr den öffentlichen Ereignissen der Zeit, reich an treffenden Urtheilen und sinnigen Betrachtungen, überall geleitet von seiner christlichen Weltanschauung, seinem tiefen, unerschütterlichen Rechtsgefühl, seiner echten Liebe zum Vaterlande, seiner kerndeutschen Gesinnung.

‚Was Stolberg war,' schrieb der Protestant Nicolovius, ‚war er überall ganz: gläubiger Sohn seiner Kirche, innig verwachsen mit seinem Vaterlande, überall warnend, mahnend, ermunternd durch Wort und Wirksamkeit; als Fa-

milienvater unvergleichlich durch fürsorgende Treue und herzlichste Liebe. Einem solchen Manne und seiner ihm gleichgesinnten und geistig ebenbürtigen Gattin nahe gestanden und vertraut gewesen zu sein, ist eine besondere Gnade Gottes, für die ich zeitlebens danke. Der ganze Familienkreis des Grafen ist ein Bild ungetrübter Einigkeit und Treue.' ‚Es ist eine Liebe in diesen Herzen, und ein Sinn, wie man ihn selten auf Erden antrifft.' Aehnlich schrieb der Convertit Nicolaus Möller am 21. September 1817 aus Prag: ‚Die Liebe, welche ich im Stolbergischen Hause fand, habe ich noch nicht wiedergefunden. Den Glauben haben wir Alle, aber die Liebe, die Seele des Glaubens, ist leider bei den Meisten von uns schwach und ohnmächtig.' Im Stolberg'schen Hause, sagte Clemens Brentano, ‚ist Alles, wonach man sich sehnen kann: Jesus, Kirche, Einfalt und das gesegnetste Wirken'. ‚Wo, wie dort, Gott der Herr und Jesus Christus in seiner Kirche der Mittelpunkt des ganzen Lebens ist, da herrscht Liebe und Friede im Kreise der Familie.'

## IX. ‚Liebe und Friede im Kreise der Familie‘.

‚Das kirchliche Leben und Wirken, das Wohl des Volkes, die ganze bürgerliche Ordnung,‘ schrieb Stolberg, ‚ist tief gegründet auf ein gottgesegnetes Familienleben, kann nicht bestehen ohne häusliche Zucht, die auf Ehrerbietung und auf Liebe beruht.‘ ‚Die Gesetze vermögen Nichts, wenigstens nichts Dauerndes noch Heilsames ohne Sitten. Ohne Ehrerbietung und ohne Liebe keine Sitte.‘ ‚Aus den Familienverhältnissen bekommt der Staat Bestand, Festigkeit und Würde.‘

‚Heilige Einrichtung Gottes stiftete die aus dem innigsten Stoffe der Menschheit gesponnenen Bande, welche Eltern mit Kindern, Geschwister mit Geschwistern verbinden. Die Familie ist ein kleiner Staat. Die Unerfahrenheit der Jugend wird geleitet an Gängelbändern kindlicher Ehrerbietung und Liebe. Im Umgange mit den Geschwistern entwickeln sich die Empfindungen der zartesten Freundschaft. Ermuntert durch brüderliche Genossenschaft wird der Knabe, dann der Jüngling angebildet zur Arbeit und zur Hülfsleistung, und jede mit dem Bruder getheilte Freude wird erhöht. Aehnliche und doch verschiedene Gefühle entblühen dem reinen Verhältniß zwischen Bruder und Schwester, in welchem zarte Saiten berührt werden, deren Anklänge schon hindeuten auf die innigste aller menschlichen Verbindungen, durch die, gleichsam aus beiden Hälften der Menschheit, in

deren einen Kraft und Muth, in der andern Holdseligkeit und Aufopferung vorwalten, in Liebe verschmolzen, das geheimnißvolle heilige Wesen, ein Menschenpaar entsteht: die Ehe, sie Urquell der Familien, Urquell der Völker.'

‚Mit der Heiligkeit der Ehe stehen oder fallen alle menschlichen Verhältnisse. Dieser Bund, dem die Gesellschaft selbst aus reiner Quelle entspringt, steht in der Mitte zwischen dem Himmel und der Erde, gehört der Religion, die ihm seine Würde gibt, und dem Staat, der ihn sichert, so lange er auf eigene Sicherheit bedacht ist.'

‚Ehrfurcht oder Geringschätzung des ehelichen Bundes entscheiden über die Sittlichkeit der Völker. Das Gesetz des Evangeliums macht ihn unauflöslich. Bei keinem unter den Völkern des Alterthums ward die Ehe so geehrt, ward die Würde des Weibes so erkannt, als bei den Israeliten. Gott selbst vergleicht das Verhältniß, in welches er dieses Volk zu sich gestellt, mit der Ehe. Der neue Bund nennt die Kirche die Braut, das Weib des Sohnes Gottes. Er gab der Ehe ihre höchste Heiligkeit. Die weltlichen Gesetze verbieten den Ehebruch und bedrohen ihn mit Strafe. Der ungebundene Geist der Welt aber schwächt die Würde der Ehe auf alle Weise. Ihm gelang es, in Ländern, deren Einwohner das Christenthum bekennen, dem bestimmten Ausspruche Jesu Christi zuwider, selbst durch Gesetze die Ehescheidung zu begünstigen, daß Mann und Weib geringfügigen Vorwandes wegen oft nach Laune sich trennen und von beiden Seiten neue Verträge eingehen, die das Evangelium nicht anerkennt. Wir haben Beispiele gesehen von Verlobten, die dem Evangelium zum Hohn schon in der Ehestiftung für den Fall der Ehescheidung sorgten.'

‚Nach und nach ist bei den Protestanten das Band der Ehe immer mehr gelöst worden, wiewohl sich manche christ-

liche Stimme unter ihnen wider den unevangelischen Mißbrauch anstößlicher Scheidungen erhob. Und hat man, in einigen dieser Länder, endlich, durch erleuchtende Erfahrung belehrt, der überhand nehmenden Sittenzerrüttung Einhalt zu thun gestrebt, so hat man doch das Uebel nicht getilgt, da man es nicht mit der Wurzel ausriß.'

‚Eine der ersten Erscheinungen, welche die große Umwälzung aller göttlichen und menschlichen Verhältnisse in Frankreich hervorbrachte, war eine zügellose Freiheit in Absicht auf die Ehescheidung, welche man beiden Geschlechtern einräumte, wofern man Dasjenige Freiheit nennen darf, was alle Ordnung stürzt, die doch nothwendige Bedingung der wahren Freiheit ist.'

‚Die Zartheit der Familienbande und das wahrhaft religiöse Leben innerhalb der Familie wird zerrissen durch die nun häufiger werdenden gemischten Ehen, die meiner festen Ueberzeugung nach an dem religiösen Marke des Volkes zehren.' ‚Einem katholischen Mädchen, welches eine Neigung zu einem Protestanten fühlt und vielleicht schon den heimlichen Wunsch, sich mit ihm zu verbinden, würde ich also zureden: Mein Kind, du scheinst mir bereit, den wichtigsten Schritt des Lebens zu thun, einen Schritt, welcher immer das Glück oder Unglück dieses Lebens, sehr oft auch das Heil oder das Verderben der Seele nach sich zieht, den Schritt aus dem Jungfrauenstand in die Ehe. Kein Christ darf diesen wichtigen Schritt thun, ohne ihn vor Gott zu prüfen, ohne Gott um Rath, Licht und Leitung anzuflehen. Hast du es gethan? Oder wird dir in deiner besondern Lage nicht besonders Angst bei dem bloßen Gedanken an diese Rathfragung? Die Hand auf's Herz, du wirst mir, daß dir bange dabei werde, nicht läugnen können. Entweder hast du dich, da dir bange ward, des Gedankens

mit Fleiß entschlagen, und so magst du selbst bedenken, mit welcher Freudigkeit du die gewählte Bahn betreten werdest, oder du hast dir unter beständigem, obwohl vielleicht leisem, durch leidenschaftliche Wünsche betäubtem, doch nicht ganz erstücktem Widerspruche etwa Folgendes vorgesagt: „Mein Wunsch ist erlaubt, weder göttliche noch menschliche Gesetze verbieten eine solche Verbindung. Die Frau eines Protestanten kann immer eine gläubige Katholikin bleiben. Wer weiß, ob ich ihn nicht für meinen Glauben gewinne?"

‚Wenngleich die Gesetze solche Verbindungen zulassen, wider welche doch Concilien sich nachdrücklich erklärt haben, so empfiehlt uns doch Gott durch sein heiliges Wort und durch seine heilige Kirche die Obhut unserer Seelen. Die heilige Schrift sagt: „Wer sich in Gefahr begibt, wird in der Gefahr umkommen." Du kannst eine gläubige Katholikin bleiben an der Seite eines Protestanten; ja, aber nicht ohne vorzügliche Gnade Gottes. Und darfst du dir eine vorzügliche Gnade Gottes versprechen, indem du diesen Schritt aus freier Wahl thust? Weißt du, welchen Versuchungen des Abfalls du entgegen gehst? Wirst du die Zweifel lösen, welche dir von gelehrten Männern mögen vorgelegt werden? Vielleicht von Protestanten, welche noch dem lutherischen oder calvinischen Glauben anhangen, deren Zahl immer abnimmt, — wahrscheinlicher von Protestanten, welche entweder jede Religion lächerlich machen, oder doch nur von der ihrigen so viel als ihnen gelüstet, beibehalten, und in der That Ungläubige sind, die in Jesu Christo nichts als einen menschlichen Weisen sehen? Wird nie falsche Scham dich anwandeln, wenn sie dich zum Beichtvater gehen sehen, sie, denen das Bekenntniß der Sünden, mit dem, wenn es auf die rechte Weise geschieht, göttliche Gnade und Befreiung vom Elende verbunden ist, ein so

schmähliches als unerträgliches Joch scheint? Wird dich die Vorstellung, welche sich dein Mann von dem hochheiligen Geheimnisse macht, in welchem der Gottmensch sich uns Katholiken in der dürftigen Hülle verbirgt und offenbart, wird diese dich nie stören? Wird dir wohl zu Muthe werden, wenn dir in den Sinn kommt, daß du vor dem hochheiligen Sacramente das Glück nicht theilen kannst, welches Er dem Thomas vorhielt: „Selig sind, die nicht sehen und dennoch glauben?" Wird dir wohl werden, wenn du weder knieend vor dem segnenden Sakrament den Trost der Verheißung Christi: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende", mit deinem Manne theilen kannst, und eben so wenig dieser Verheißung in ihrem eigentlichen Sinn, daß nämlich Christus selbst bei den Nachfolgern der Apostel mächtig verbleiben werde, seine Kirche vor jedem Irrthum zu schützen, dich mit ihm erfreuen kannst? Wie wird dir zu Muthe sein, wenn deinen Mann eine schwere Krankheit befällt, und er der heiligen Sacramente, die Jesus Christus selbst gestiftet hat, beraubt, ohne Beichte, ohne Abendmahl, ohne letzte Oelung dem Tode nahet? Die Vorstellung des Todes ist dir vielleicht eben izt nicht willkommen, mein Kind; aber nie war sie dir nöthiger. Sehr willkommen ist dir dagegen ohne Zweifel die Vorstellung, einen Säugling an der Brust zu haben, dich nach und nach von heranwachsenden Söhnen und Töchtern umringt zu sehen. Aber ehe dir Gott, um sie für ihn zu erziehen, diese Kinder anvertraut, wirst du, um dem Mann deiner Wahl, oder vielmehr den Mann, der dich wählen will, zu erhalten, über deine Söhne, vielleicht auch über die Töchter beschließen müssen, feierlich geloben müssen, daß sie nicht Kinder der Kirche werden sollen, deren Bräutigam der Sohn Gottes! Das wärest du bereit zu thun? in eine Verbindung zu

willigen, welche wenigstens deine Söhne von der Kirche ausschließt, ehe sie geboren sind? Eine Verfügung, welche den Kindern, die dem Vertrage gemäß in zwei verschiedenen Religionen erzogen werden, die christliche Religion verdächtig machen muß! Darfst du ihnen je die Richtigkeit des Zeitlichen und das Gewicht des Ewigen — diese Vorstellung, an welcher die ganze Religion hängt — an's Herz legen? Du, die du so leichtsinnig mit einem Mann dich verbunden, welcher auch an das Sacrament, welches dich ihm verbindet, nicht einmal glaubt? Der zu einer Kirche gehört, die so wie überhaupt in der Lehre, so auch in den Sitten immer mehr verfällt — die Ehe so entweihet, und unter jedem Vorwande Jesu Christi ausdrücklichem Gebote zuwider die Ehe trennt, und den Getrennten einen neuen Bund verstattet, von dem Jesus Christus sagt, daß er ein Ehebruch sei! Und einer so losen Verbindung wolltest du solche Opfer bringen? Welchen Ersatz erwartest du von diesem Manne? Ist es ihm überhaupt nicht Ernst um die Religion? Oder ist er eifrig in der seinigen? Im ersten Falle bist du keiner dauernden Glückseligkeit mit ihm sicher, und im andern Falle läufst du Gefahr, daß auch ihn sein Schritt gereue; in beiden Fällen wird er dich, und im letzten vorzüglich der Kinder wegen, zu seiner Seite hinüber zu ziehen suchen; und wie vermessen wär' es von dir, wenn du dich versichert hieltest, nicht in deiner Ueberzeugung erschüttert werden zu können. Kurz, entweder du bleibst leichtsinnig, denn leichtsinnig bist du — und welche Gefahr droht dir dann! Oder du schlägst in dich, und es thut dir täglich sehr leid, im Wichtigsten von deinem Mann dich getrennt zu sehen, dich getrennt zu sehen im Wichtigsten von deinen Kindern, welche durch dich von der Kirche, der großen Mutter ausgeschlossen wurden, durch dich dem Irrthum, den du als

solchen anerkennest, vielleicht dem ewigen Verderben übergeben worden! Und weit entfernt, deinen Mann zur wahren Kirche zurückzuführen, — welches so wenigen gelang —, läufst du auch die Gefahr, ihn, der noch izt vielleicht mit gutem Gewissen seinem Glauben anhängt, durch den Anlaß, den du ihm etwa gibst, die Wahrheit einzusehen, wirklich schuldig, aus einem redlich irrenden Christen einen wahren Ketzer, das heißt einen solchen zu machen, welcher der Wahrheit mit dem Herzen widerstrebt, für welchen kein Heil ist.'

‚Das ächte christliche Leben der Familie und die ächte christliche Erziehung kann nur gedeihen, wenn alle Glieder der Familie vor Einem Altare knieen und die unfehlbare Autorität der Kirche die Autorität der Eltern regelt und weiht.'

‚Wenn nicht der Geist Gottes in der Familie herrscht, so herrscht der Geist der Welt.'

‚Der Hauch der Welt macht das Herz erkalten, schwächt daher die heiligen Bande der Familie. Wo Habsucht oder Ehrgeiz den Vater beherrschen, wo die Mutter glänzen will in den Kreisen der Eitelkeit, da wird kindliche Liebe nicht gedeihen. Da werden die Kinder nicht am Gängelbande der Ehrerbietung und der Liebe sanft geleitet, nicht dem großen Kinderfreunde zugeführt, der noch jetzt die Hände nach ihnen ausstreckt, wie ehemals, als „er die Arme um sie schlug, ihnen die Hände auflegte und sie segnete". Die Weltlinge führen sie ihm nicht zu. Erzogen ohne wahre Liebe, werden sie kalt, bleiben entfremdet der Religion, sei es, daß ihre heilige Lehre ihnen nur in's Gedächtniß geprägt wird, sei es, weil das Beispiel der Eltern den Unterricht vereitelt. Welche Ehrerbietung, welche Liebe dürfen diese von ihnen erwarten?'

‚Nicht nur den gewöhnlichen Unterricht in den Wahr-

heiten der Religion sind Eltern ihren Kindern schuldig, sondern auch das Beispiel einer wahren, herzlichen, in Reden und Thaten sich äußernden Frömmigkeit. Ohne dieses werden die Lehrstunden ihr Gedächtniß anfüllen, aber schwerlich mit Kraft auf ihren Willen wirken. Umsonst werden die Kinder von der Flüchtigkeit irdischer Freuden reden hören, wenn die Eltern selbst durch zerstreutes Leben, in welches sie wohl gar die Kinder mit hineinreißen, die Salbung der Lehre wie einen Dunst verflüchtigen. Umsonst wird man die Kinder in dazu bestimmter Zeit von der Bestimmung des Menschen, von der Ewigkeit, von Gott unterhalten, wenn die Kinder es inne werden — und die Gesinnung der Personen, welche sie umgeben, entgeht den Kindern nicht — wenn sie inne werden, wie wenig den Eltern und Lehrern das Ewige, wie wichtig ihnen dagegen das Zeitliche: Vermögen, Ehre, Vergnügen sei! Wenn Gottes im Hause vergessen wird! Wenn ein sich auf ihn und die Ewigkeit beziehendes Wort befremdet wie ein ungebetener, unwillkommener Gast, wenn in täglichen Unterredungen, in Bestrebungen, in Handlungen dem Geiste der Welt gehuldigt und die Scham und Scheu aus den Augen gesetzt wird. Sie wird aber aus den Augen gesetzt, nicht nur durch Zulassung unzüchtiger Ideen, sondern auch durch Herbeibringung jeder Idee, die sich auf Werthschätzung des Vermögens oder auf Eitelkeit oder auf falsche Ehre bezieht.'

‚In einer christlichen Familie müssen die Kinder frühzeitig verwachsen mit allen Freuden und Leiden ihrer Eltern und Geschwister und so alle unter einander in rechtem Familiensinn auf das Innigste sich verbunden fühlen.'

‚Nur die in Gott geheiligte Liebe gibt der Liebe in der Familie Bestand und Würde.' ‚Die Liebe soll entkleidet werden, entkleidet von jedem Wohlgefallen an Selbstgenuß

in der Liebe, und an Allem, was nicht ewig ist. Nur das Ewige ist lauter! Die lautere ewige Liebe wird die höchste Wonne sein!'

‚Nur der Gott Liebende wird frei von aller selbstsüchtigen, eifersüchtigen Liebe im Verkehr mit den Seinigen. Die Aufopferung dieser selbstsüchtigen Liebe wird schon auf Erden herrlich belohnt durch die reine Liebe, mit der er alle Angehörigen seiner Familie umfaßt.'

‚Seelen, welche von der Liebe Gottes entzündet zu dieser reinen Liebe für die Ihrigen gelangt sind, wünschen in heiliger Eifersucht für die Liebe zu Gott, daß die geliebten Ihrigen weit mehr Gott als ihnen, ja ihnen nur durch Gott und in Gott anhangen mögen. Solche Seelen werden von der Welt nicht verstanden. Sie scheinen ihr Schwärmer in Absicht auf Gott und zugleich kalt gegen die Menschen, der Liebe und der Freundschaft abgestorben. Sie vermißt in ihnen den Glanz jener nichtigen, aus gefrorenen Dünsten einer Winternacht gebildeten Eisblumen am Fenster, und ahnt nichts von den unverwelklichen Blumen, welche im Garten des Innersten eines Gott geweihten Herzens, unter dem Strahle seiner Liebe gedeihend, einen ihm wohlgefälligen und rings um sich her belebenden Duft aushauchen.'

‚Im Lichte der Liebe Gottes verklären sich alle Leiden des Lebens, alle persönlichen Leiden, alle Leiden der Geliebten. Leiden und Freuden sind für Den, der es weiß, von wem beide herkommen, nur verschiedene Formen des Segens, den er nutzen soll zum Heil seiner Seele.' ‚Gott sendet den Seinigen Leiden, weil Leiden die Schule der Tugend und der Liebe sind. Durch sie werden wir aufmerksam auf uns selbst; Trübsal verleidet uns die Welt; in Trübsal suchen wir Trost und Hülfe bei Gott. Je mehr einer gewürdigt wird, von Gott in dieser Schule der Tugend

und der Liebe unterrichtet und gebildet zu werden, desto größere Fortschritte macht er auf dem Pfade des Heils, so daß heilige Seelen nicht nur mit Ergebung in den Willen Gottes leiden, sondern der Trübsale sich freuen, weil sie ihnen Anlaß geben, sich Gott von ganzem Herzen zu unterwerfen, ihm ihre Liebe zu erweisen, welche zunimmt durch ihre Dankbarkeit gegen ihn, der sie wie Gold im Feuer läutert, auf daß sie im Ofen der Leiden durch das Feuer der Liebe ihm wohlgefälliger werden.'

---

Im Jahre 1814, ein Jahr vor dem Heldentode des Sohnes Christian, wurde der zwölfjährige Sohn Franz, ‚der Liebling der Familie', nach wiederholten heftigen Brustschmerzen vollständig gelähmt. ‚Unsere Tage,' schrieb Stolberg am 7. März 1815 an seine Nichte Bernstorff, ‚gehen schnell dahin, wie die Spule des Webers, aber jeder Tag führt für uns Vieles herbei und Alles soll uns zum Besten dienen! Jeder Tag säet aus, und achten wir die Saat, so bringt jeder Tag uns der Ernte näher. Jedes kleine Leiden ist ein Bild unserer selbst. Denn es wird — wie wir im Tode — gesäet in Schwachheit, auf daß es auferstehe in Kraft; es wird gesäet in Unehre, auf daß es auferstehe in Herrlichkeit! Diese Betrachtungen werden mir izt nahe an's Herz gelegt durch die langwierige Krankheit meines dreizehnjährigen Franz, den Gott in seiner fesselnden Lähmung so freundlich heimsucht. Ich kann nicht sagen, daß Gott ihn tröste, denn wie sollte da von Trost die Rede sein, wo Seine Gnade so kräftig, Mark und Bein durchdringend, waltet? Er ist freudig und frei, obschon so Vieles entbehrend und so gebunden. Aber das Entbehrte vermißt er nicht, und je mehr die Bande den Leib drücken, desto mehr erschwingt

sich in Geduld und in Liebe der Geist. Es erweiset sich kräftig in ihm, was Jesus Christus den Seinigen erworben hat. Diese höhere Freude an ihm erhält auch seine Mutter, daß sie nicht erliegt unter dem Schmerze des nahen Scheidens, und unter ununterbrochener Pflege bei Tag und bei Nacht. Manche Nacht steht sie wohl zwölf, manchmal wohl zwanzig Mal auf, da er oft Schmerzen in den Beinen hat, welche mehrentheils auf eine Zeitlang weichen, wenn diese geschüttelt werden. Die Gegenwart unserer Julia ist ihr und dem Kranken zu großer Hülfe, uns Allen zu großem Trost. Ueberhaupt machen alle unsere Kinder uns sehr viel Freude, und auch bei diesem traurigen Anlasse zeigen sie sich, so wie wir es nur wünschen können, auch die von Herzen gute, von Gott selbst uns zugeführte Braut unseres Christian.'

‚Unser Franz,' schrieb er eine Woche später an die Schwägerin Luise, ‚wird immer schwächer und sein Ende ist ohne Zweifel sehr nahe. Er sehnt sich herzlich darnach, besonders seit seiner letzten vorgestrigen Communion. Aber nicht aus, noch mit Ungeduld, sondern in voller Ergebung in Gottes Willen. „Bei Gott, bei unserm Heiland werde ich euch viel näher sein als izt," sagte er gestern zu Sophie und heute mir. Wenn Gott Sein Lob in dem Munde der Kinder bereitet, so können wir Alten viel lernen. Ich darf ihn nicht merken lassen, mit welcher Ehrerbietung ich an seinem Bette oder Sessel sitzend von ihm lerne. Gott sei gelobt! Seinen Geschwistern, die sich alle, Groß und Klein, nach unseres Herzens Wunsch benehmen, ist sein Krankenbett ein großer Segen.'

Am 30. März 1815 meldete er dem Bruder den Tod des Sohnes. ‚Gestern Nachmittag um zwei Uhr ist unser lieber Franz, nachdem er seit drei Tagen kalt war und

sterbend schien, auch nur weniger Aeußerungen fähig war, die aber alle Geduld, Gottseligkeit und Liebe athmeten, nach zweistündiger entschiedener Agonie heimgegangen. Wohl ihm! Wohl auch uns, der holde Knabe war unser und bleibt unser in Ewigkeit! Seine Geschwister haben an ihm gesehen, was die Religion Jesu Christi vermag, und er hat schönen Eindruck in ihnen zurückgelassen. Während der langen, oft sehr schmerzhaften, immer äußerst beschwerlichen Krankheit ist ihm nie auch nur Ein Wort der Ungeduld entfahren. Jeder zeitliche Dorn brachte ihm ewige Rosen. Unser blühender Reigen ist sehr zerrissen worden.'

‚Diesen Vormittag,' fügte er am 31. hinzu, ‚ist unser lieber, holder Knabe — doch nicht er, nur seine schöne Hülle, unter Begleitung seiner Geschwister begraben worden auf dem Kirchhofe zu Stockkämpen, dessen Du Dich gewiß erinnerst. Er ruht unter dem Bilde des Gekreuzigten, der seine Hoffnung, seine Kraft, seine Liebe war. Ich Alter blieb daheim mit Sophien, Julien und Philippinen. Welch' ein schöner Frühling! Unser Franz pflegte die ersten Frühlingszeichen zu erspähen und uns die ersten Blumen zu bringen! Ach, es war ein holder Knabe, so keck und so rasch, so sanft, zart, voll Liebe! Wohl ihm!' Stolberg empfand denselben Trost, den er einer Freundin bei dem Tode ihres Kindes aussprach: ‚Je tiefer der Schmerz, desto tröstender für uns, daß der Dahingeschiedene keine Thräne mehr weinen wird. Und doch wie schwach diese Vorstellung, wenn wir uns die Wonne der Seligen als Abwesenheit des Grames und des Schmerzes denken, weil wir von reiner lauterer Wonne uns keinen Begriff machen können! Keinen Begriff, aber was wir von Liebe empfunden haben, so unvollkommen es auch hienieden ist, gibt uns doch ein selbst in Stunden der tiefsten Traurigkeit manchmal überschwengliches Gefühl

der Ahnung von der Seligkeit unserer Todten, von einer Seligkeit, zu welcher auch wir eingeladen worden und die wir von der Barmherzigkeit Gottes hoffen dürfen. Wird diese Hoffnung durch die Vorstellung getrübt, daß wir noch gefährdet sind, so empfinden wir desto mehr das Glück derjenigen, deren Zustand nicht mehr gefährdet ist. „Die mit Thränen säen, sollen," Gottes Absicht nach, „mit Freuden ernten." Nach Maßgabe unseres kurzen Lebens auf Erden kostet uns diese Einsaat viel, aber sie ward berechnet auf unendliche Zukunft und soll unendliche Frucht tragen. Die Wege Gottes haben, von welcher Seite man sie auch betrachtet, immer einen hohen Charakter reichhaltigster Segen. Wenn Er auf kurze Zeit den Einen vom Andern trennt, um den, welchen Er zu sich nahm, am Urquell der Liebe, an sich selbst zu laben, und um den, welchen er zurückließ, mit Segen des Leidens heimzusuchen, ihn zu reifen an der Gluth der Trübsal, so weint freilich dieser Zurückgebliebene; weint er aber mit Ergebung des Glaubens und mit Hoffnung der Liebe, so freut sich der Vorangegangene, der dem Zurückgebliebenen in wirksamer Nähe wohl gegenwärtiger ist, als dieser es meint. Wenn die Hand der ewigen Liebe flammende Pfeile auf ihr Geschoß legt, so will sie uns zu ewiger Liebe entzünden, in welcher allein unsere Bestimmung, unsere Ruhe, unser Heil ist.'

Dieselbe Gesinnung hegte Stolberg's Gemahlin. ‚Durch den Verlust von Franz und Christian,' schrieb sie am 20. Juli an die Schwägerin, ‚hat Gott mich schmerzlich geprüft in diesem Jahre. Möge ich Ihm, wie die gute Schlosser in einem sehr lieben Briefe schreibt, möge ich Ihm stille halten! — das ist mein Flehen. Er wird mir auch Gnade dazu geben, ich meine innerlich, denn das Aeußere ist nichts und läßt sich leicht thun. Aber wenn die Seele

immer wieder nach den Geliebten verlangt, so mächtig und gewaltsam von lieben Gestalten, die sie immer umschweben, von so vielen süßen Erinnerungen und Hoffnungen ergriffen wird, dann wieder und immer wieder mit wahrer Ergebung zu sagen: Herr, Dein Wille geschehe! und stille halten, so schmerzlich wehe es auch thut, dazu wolle Gott mir Gnade geben und darum wolleſt Du für mich beten. Für meine lieben theuren Kinder kann ich mich oft von Herzen freuen. Sie sind geborgen, Gott hatte sie beide zu früher Reife gebracht, denn auch Christian war weit über seine Jahre ernst, auf Gott gerichtet, streng gewissenhaft, wo er es erkannte, und kindlich demüthig durch manche frühe Erfahrung und tiefe Erkenntniß seiner Fehler und seines eigenen Unvermögens. Wenn mein Tagewerk vollendet ist, Gott mich hier gereinigt und gereift hat, so komme ich wieder zu ihnen, zu den geliebten Kindern, an die ich freilich jetzt oft mit heißen Thränen und immer tiefem Schmerz der so gewaltigen Sehnsucht, aber auch mit Dank und Wonne denke. Gottes Gnade sei mit uns und führe uns zu sich durch Alles, was uns trifft. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen und so dient uns ja auch der bitterste Schmerz zum Besten, wenn wir ihn lieben. Unsere Kinder beten darum.'

‚Je schwerere Verluste der Tod uns gebracht hat,' sagt Stolberg in einem Briefe an den Bruder, ‚desto inniger schließen wir uns an einander.' ‚Mit jedem Jahre,' schrieb er ihm zum Geburtstage am 15. October 1815, ‚wird mir dieser von der Liebe bestrahlte Tag feierlicher, ernster und dem schwachen Gefühl nach, welches die Trennung eben an dem Tage am lebhaftesten empfindet, trauriger in unbewachten Augenblicken. Aber dann erwache ich auch jedesmal wieder und freue mich unseres Seins, das in hellerem Lichte

vor mir scheint, als die Tage unter der Sonne. Diese bescheint bald unserer Hüllen Ruhestätte, aber wohl uns, wir sagen es mit voller Empfindung dem edlen Young nach: 'T is the great birthright of mankind to die! Indessen fühle ich mehr noch als sonst unsere Trennung an diesem lieben Tage, der meiner Jugend Erinnerungen und die männlichen und die greisenden alle in Einen Strauß der Liebe bindet, Einen Strauß, den ich auf den Altar Desjenigen hinlege, der Selbst unser Bruder werden wollte und das brüderliche Verhältniß heiligte.' Und am 17. November nach seinem Geburtstage an den Bruder und die Schwägerin: ‚In lebendigen Worten der Liebe hast Du mir die vergangenen Jahre vor dem Blick des Geistes vorbeigeführt im schönen Abendroth der Erinnerung. Wohl uns! Wie in nordischen Sommernächten fließt das Abendroth sanft über in das Morgenroth. Und des großen Morgens harrend stehen wir in lichtem Abendschimmer und schauen zurück mit Dank und mit Scham und mit Liebe auf die vielen Gnaden, die Gott uns erzeigt. Er hat uns reichlich gesegnet!' ‚Dein Brief,' schrieb er, ‚ist mir in's innerste Leben eingegangen, in jenes Leben, das Gottlob nicht nach Tagen und Jahren berechnet wird, sondern, wiewohl aus dem Born der Zeit entspringend, doch in den Ocean der großen, hohen, lieben Ewigkeit sich ergießt und gern hineilt, dorthin, wo die Liebe nicht mehr umherirrt wie Noah's Taube, wo sie ihre Heimath findet unter dem Schatten der Lebensbäume am ewigen Strom der Urliebe! Eya, wären wir da! Aber wir nahen uns, und in der Liebe, die Gott uns schon hienieden in die Herzen gab, und die Er durch Beziehung auf Ihn heiligt und verewigt, finden wir ja schon Vorempfindung des Wesens und der Wahrheit, und danken Gott für Alles, was Er uns durch einander gab,

was Er uns gemeinschaftlich gab, was Er jedem von uns insbesondere und auch so uns Beiden gemeinschaftlich gab, weil wir Gottlob in Gemeinschaft der Güter der Liebe, der ewigen Güter leben und leben werden immerdar!'

‚Ich bewegte Manches und Manches in meinem Herzen an meinem Geburtstage und wie schön winkte mir die Hoffnung, daß wir, so Gott will, Euch besuchen werden in diesem Jahre, das ich begann. Ich sage: so Gott will, denn wie gebunden wir auf manche Weise sind, wie manches Hinderniß bei unseren vielfältigen Verhältnissen sich erheben könne, das wisset Ihr; aber Ihr traut uns auch zu, daß nur Seile des Zwangs uns abhalten können und wir Fädchen und Faden durchreißen werden.'

Der Besuch erfolgte vom Mai bis Juli 1816. ‚Es wird mir schwer, allerliebste Luise,' schrieb Stolberg nach seiner Abreise der Schwägerin aus Emkendorf, wo er sich bei seinem Freunde Reventlow und dessen seit beinahe dreißig Jahren kranken Gemahlin Julia befand, ‚zum ersten Mal wieder zur Feder meine Zuflucht zu nehmen, nachdem Gott mir die Freude gewährt hatte, wieder von Angesicht zu Angesicht mit Dir zu sprechen. Diese Stunden sind nun dahin mit so vielen der vorigen vielen Jahre, die je mehr und mehr uns verbanden. Werden solche uns auch wiederkommen? Ich hoffe es, aber ich fühle es auch ganz, daß diese Hoffnung schwankend sei. Unsere Jahre lassen zeitlichen Hoffnungen wenigen Spielraum und legen uns die Unsicherheit jeder derselben nahe an's Herz. Je mehr und mehr werden wir auch inne, wie unser Leben, selbst ein Fragment, aus fragmentarischen Brocken zusammengesetzt sei, die wir selbst nicht ganz verstehen, deren Deutung wir oft rathen und erst ganz verstehen werden, wenn das Stückwerk aufhören wird. Von ganzer Seele, mehr als Worte sagen

können, danke ich Dir für alle herzliche Liebe, die Du auch dießmal mir erwiesen hast, und ich danke Gott, dem Geber der Freude und der Liebe, dafür. Er gibt jeder reinen Freude, jeder wahren Liebe Unsterblichkeit.' Dem Bruder schrieb er am 9. August: ‚Seit wir am 5. aus Lübeck von einander schieden, haben wir gewiß Beide mit vereinten Empfindungen die vergangene, so schnell vergangene Zeit, die wir beisammen waren, in der Erinnerung wieder in wehmüthigem Gefühl aufleben lassen, und so viele einzelne Stunden wieder zurückgerufen. Selbst im traurigen Gefühl der Trennung danke ich Gott mit vollem Herzen für dieses schöne Wiedersehen. Ein solches gibt doch immer ein Vorgefühl des großen Wiedersehens, so wie die süße und hehre Sehnsucht nach diesem Wiedersehen durch jeden Abschied neu belebt wird.' Am 15. October kommt er noch einmal auf die Zeit des Zusammenseins zurück. ‚Mag es gleich scheinen, daß es Dir und mir übel anstehe, die Ohnmacht der Buchstaben zur Darstellung lebendiger Empfindung rügen zu wollen, so fühle ich es dennoch in diesem Augenblicke sehr lebhaft, daß Alles, was ich Dir so gern sagte, mir nicht genügen könnte, wie ich ja auch der Worte des Mundes gern entbehren würde, wenn mir vergönnt wäre, mit dem vollen Gefühl des Herzens mich heute Dir in die Arme zu werfen, mich Dir an's Herz zu legen! Da ich das nicht vermag, so rufe ich die schönen Erinnerungen der vorigen Jahre, die schönen Erinnerungen dieses Sommers zurück. Doch auch sie erfüllen mich mit Wehmuth, denn wie flüchtig schwanden jene Tage dahin! Lieber richte ich den Blick auf die uns nahende Zukunft. Jeder Geburtstag führt uns ihr näher, aber zeigt auch mit goldenem Stabe hinauf zur wahren Heimath, die unser harrt.'

Im Herbst 1816 bezog der Sohn Cajus die Universität

Göttingen. ‚Solches Trennen von den Kindern ist immer schmerzhaft,‘ schrieb Stolberg, ‚obgleich er in den Ferien uns immer wird besuchen können. Ich darf sagen, daß er in aller Absicht wohl gerüstet nach Göttingen zieht. Der Feldzug und die Zeit nachher haben ihn sehr zu seinem Vortheil ausgebildet; seine Gesinnung ist sehr gut. Sonst muß ich gestehen, daß ich mit mehr Freudigkeit meine Söhne in den heiligen Krieg ziehen sah, als auf die eben nicht heilige Universität. Aber es muß sein und es ist gut.‘ ‚Ich habe soeben an Cai geschrieben,‘ meldet er seiner Frau aus Brinke am 25. October, ‚mich verlangt sehr nach Nachricht von ihm, wie er sich orientirt, wie die holstein'schen Jünglinge ihm gefallen und wie die Collegia. Ich habe Mitgefühl mit seiner Verödung am Orte, wo er noch Niemand kennt; desto mehr, da er selbst ein wenig näher gekannt sein muß, um zu gefallen. Doch bin ich versichert, daß er je mehr und mehr Achtung und Liebe erwerben werde. Möge er den eigentlichen Schatz, den er im Herzen trägt, rein bewahren! Doch ich hoffe mit Zuversicht, daß er ihn Gott zu verwahren geben werde.‘

---

Im November desselben Jahres siedelte die Familie von Tatenhausen nach dem eine Meile von Brinke entlegenen hannover'schen Domanialgut Sondermühlen bei Melle über. Ende Juni 1817 verließ Kellermann, der langjährige Erzieher der Kinder, das Stolberg'sche Haus, um an St. Ludgeri in Münster die Stelle eines Dechanten zu übernehmen. ‚Gott sei gelobt,‘ schrieb Stolberg über ihn an die Schwester Catharina, ‚daß er uns diesen Hausengel sechzehn Jahre lang ließ! Wir Alle, Groß und Klein, verlieren an ihm unendlich viel. Meine Kinder empfinden

es Gottlob ganz, was sie an ihm verlieren. Ich fahre fort, an Leopold und Alfred täglich vier griechische Stunden zu geben, auch haben sie Lectüre bei Sophie. Uebrigens studiren sie fleißig für sich.' ‚Alle Kinder, nahe und fern, machen mir und Sophie ungetrübte Freude und lieben sich unter einander, wie Geschwister sich nur lieben können. Es war immer so. Ich kann nicht ausdrücken, welch' ein Dank gegen Gott mein Herz erfüllt.' Er schilderte sein eigenes Glück in den Worten: ‚Vielfältig leben die, welche auch im Leben ihrer Kinder leben! Und nicht unwillkommen schleicht sanft das Alter da heran, wo das entschwindende Leben der Eltern gleichsam in die Jugend der Kinder überzugehen scheint, wo dunkelnde Erinnerungen durch fröhliche Hoffnungen ersetzt werden, wo neben ergrauender Abendröthe der Eltern mit jedem Kinde eine Morgenröthe sich erhebt, bis diesen der hellere Tag scheint, und jene, von derselben Hand, welcher sie mit Vertrauen ihre Pfleglinge übergaben, sich mit gleichem Vertrauen hinüberführen lassen in das Land der Wahrheit und der Liebe, welches denen nicht ein Gestade in unbekannten Meeren blieb, die schon hienieden nicht zu scheinen strebten, sondern zu sein.'

‚So oft ich niederknie, um in stiller Betrachtung mein Gemüth zu sammeln, überströmt mich das Gefühl des Dankes gegen Gott, der uns so gute Kinder gegeben und sie mit sichtbarem Segen beglückt. O lieben Kinder! pfleget mit mir das innere Gebet, die stille Betrachtung. Sie ist das Weihewerk eines jeden Tages.' ‚Heilige Männer und Frauen in allen Jahrhunderten haben die Gläubigen ermahnt, täglich in bestimmter Zeit der Betrachtung und Beherzigung der göttlichen Eigenschaften, der göttlichen Erbarmungen, der Lehren unseres heiligen Glaubens und der Demüthigung über unsere Sünden, der Vorstellung des Lebens und des

Leidens Christi, der Erforschung unserer geistlichen Bedürfnisse nach der Fülle göttlicher Gnaden obzuliegen. Nicht mit Leichtsinn, nicht oberflächlich, denn es gilt unser ewiges Heil! Nicht mit ängstlicher Scheu, denn wir legen uns so, wie wir sind, unserm himmlischen Vater dar, beten aus der Tiefe des Herzens sprachlos zu ihm, halten ihm dar das Verdienst seines lieben Sohnes. Unser beständiges Bedürfniß ist Liebe zu Gott, Vermehrung dieser Liebe.' ‚O mein liebster Ernst,' schrieb er an seinen im kaiserlichen Heere dienenden Sohn, ‚Du stehst im Felde, umgeben von dem Gewühl, den Sorgen und Gefahren jeden Tages; glaube nicht, daß Du nicht auch dort die innere Betrachtung üben könnest, Du hast dazu Veranlassung genug, auch Augenblicke genug.' Er ermahnte den Sohn mit den Worten Fenelon's: ‚Die oft am Tage wiederholte Vergegenwärtigung Gottes sei eine Erneuerung des innern Gebetes. Dieser kurze und liebevolle Hinblick auf Gott erfrischt den ganzen Menschen, stillt seine Leidenschaften, führt mit sich Licht und Rath für eintretende wichtige Fälle, unterwirft sich nach und nach den ganzen Menschen und macht, daß man seine Seele in Geduld besitze, oder vielmehr, daß man sie von Gott besitzen lasse. Erneuert Euch, sagt der Apostel, im Geiste Eueres Gemüthes.'

‚Du würdest Dich,' schrieb die Gräfin an ihre Nichte Gräfin Luise Fontana, ‚wenn wir die große Freude hätten, Dich einmal auf einige Zeit bei uns zu sehen, erfreuen an der beständigen kindlichen Heiterkeit meines lieben Mannes, an seinem schönen, immer erneuten Genuß an der Natur, an seinen Blumen, an seinem unbeschreiblich gütigen freundlichen Umgang mit Allen, mit seinen kleinsten Kindern, mit seinen Enkeln, an seiner wirklich unbeschreiblichen Demuth bei so seltenen Gaben und so großer Verehrung, die ihm

von vielen Seiten bezeugt wird. Zum Pathengeschenk, welches ich Dir noch immer schuldig bin, geht in diesen Tagen ein Exemplar seiner Religionsgeschichte an Dich ab, meine geliebte Luise; mögest Du sie mit der Aufmerksamkeit, die Deiner würdig ist, lesen, und möge sie Dir so wohl thun, wie sie so Vielen gethan hat, die meinem Manne von allen Seiten ihren Dank dafür ausgedrückt, und ihm gesagt haben, sie wären dadurch zum christlichen Glauben, zu dem Glauben an Jesum Christum den Gekreuzigten, als ihr einziges Heil zurückgeführt worden.'

‚Wir leben glücklich und ruhig,' sagt sie in anderen Briefen, ‚und Gott ist sehr freundlich mit uns. Es ist doch ein großes Glück für uns Alle und für das Eine, was Noth thut, daß mein Mann, ohne irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden, im Frieden der Familie leben und wirken kann.' ‚Er steht groß und frei da; wie Abraham hat kein Mensch ihn reich gemacht; viele Hunderte sind durch seine gesegneten Worte Jesum Christum näher gekommen, zum Glauben erweckt oder darin gestärkt, erbaut, getröstet worden. Das Alles wäre ganz anders, wenn er eine öffentliche Laufbahn gehabt, in dieser unreinen, seiner frommen, großen Seele unwürdigen Zeit gehabt hätte. Diese hätte ihm ja auch seine Kräfte und seine Zeit geraubt, und der selige Friede unseres häuslichen Kreises hätte wohl nie das frohe Gedeihen gehabt, welches ihm Ruhe und Stille auf dem Lande gegeben haben. Ich kann also diese Fügung Gottes nur mit frohem Dank annehmen. Was unsere Kinder anbetrifft, für die wird Gott sorgen; wenn sie ihres Vaters nicht ganz unwerth werden, so wird in dieser Welt ihnen ja auch ein bescheidener Theil zufallen. Gott hat sie und uns so überschwänglich gnädig geführt, daß jede ängstliche Sorge wirklich ein Frevel wäre.' ‚Nach meiner innigsten

Ueberzeugung und der Erfahrung, die ich an mir und an meinen Kindern und an vielen Andern gemacht habe, muß ich sagen, es gibt keinen andern Grund einer guten Erziehung als herzliches aufrichtiges Christenthum. Man kann wohl durch andere Mittel eine gewisse äußere Tugend hervorbringen, besonders bei natürlich reichen und guten Herzen, aber die durchgängige Richtung des Gemüthes auf das Gute, der beharrliche Wille, jedes Ungerechte, auch im Kleinsten, jedes Böse, jedes Liebloſe treu zu bekämpfen, auch wenn kein Mensch uns sieht, noch es erfahren wird, dieſes Bestreben in Demuth des Herzens, die unsere eigenen Fehler zu sehen wünscht, kann gewiß nur durch Religion, durch Beziehung auf Gott durch Jesum Christum begründet und erhalten werden. Ich weiß wohl, daß nur zu oft diejenigen, die die Religion äußerlich bekennen, dieſen ihren wahren Geist durch ihr Leben verläugnen, das ist aber nicht die Schuld der Religion, sondern der Menschen; und weil Religion wirklich die einzige feste Basis wahrer herzlicher Tugend ist, ist es auch durch die Erfahrung aller Menschen, die es versucht haben, bewährt, daß Gebet für die Kinder selbst und für ihre Erzieher von so außerordentlichem Nutzen ist. Hiermit meine ich öfteres Beten, mitten bei unsern Geschäften, um Gnade und Beistand Gottes, um Geduld, um Einsicht unserer Fehler, um Treue, sie zu bekämpfen, um Hülfe für das Kind. Ein Blick auf Gott mit einigem inneren Verweilen, eine Empfindung Seiner heiligen Gegenwart und Seiner Liebe ist hierzu genug. Ich darf sagen, daß man hierin, wenn man es nur versucht, die Wahrheit der Worte unseres Erlösers Jesu Christi erfahren wird: Wenn ihr den Willen meines Vaters thut, so werdet ihr inne werden, ob meine Lehre von Gott ist. Auf diese Art ist wirklich das beschwerliche Geschäft der Erziehung eigener

oder fremder Kinder ein wahrer Segen für den innern Menschen. Ein frommer Mann sagte einmal: Das Gebet ist das Leben der Seele, und es ist wahrlich auch das Leben der Erziehung.' ‚Mir ist, als wenn meine hingeschiedenen geliebten Kinder mich umschwebten, und als wenn ihre Liebe, ihr Gebet freundlich über uns allen Zurückgebliebenen waltete, und neue Gnaden von Gott über ihre Geschwister brächte. Sie machen uns Alle viel Freude und Gottes Segen ruht sichtbar auf ihnen. Ich habe es so sehr erfahren, daß alles Gute von Ihm und nur von Ihm kommt. Wir müssen das Unsrige thun, aber wie die heilige Schrift sagt: „Paulus pflanzt, Apollo begießt, aber Gott allein gibt das Gedeihen" — das ist mein Trost und meine Zuversicht für Zeit und Ewigkeit.' ‚Wahrhaft und gutherzig und freigebig sind die Kinder Alle, und das sind Anlagen, für die ich Gott sehr danken muß. Ihre zärtliche Ehrfurcht für ihren großen Vater entwickelt sich von Jahr zu Jahr mehr oder weniger bei Allen. Sie sind freilich noch nicht fähig zu fühlen, in welchem Grade er anders und besser ist als fast alle anderen Menschen, aber das muß man auch noch nicht von ihnen verlangen. Ueberhaupt sehe ich immer mehr ein, wie Vieles man an den Kindern stört und den stillen Zug Gottes in ihnen hindert, wenn man zu viel, zu frühzeitige Entwickelung von ihnen verlangt, oder auch nicht Jeden nach seiner Individualität behandelt.'

Im Juni 1818 trafen Stolberg's älteste Tochter Mariagnes und der Schwiegersohn Ferdinand mit ihren acht Kindern in Sondermühlen zum Besuche ein, und fast gleichzeitig kam auch der älteste Sohn Ernst auf Urlaub aus Wien. ‚Gott sei Dank auch für dieses Wiedersehen nach beinahe sechsjähriger Trennung,' schrieb Stolberg der Tochter in's Album, ‚zwar wie Stunden eilen sie dahin,

die Tage dieses Wiedersehens, schon elf Tage eilten dahin! Bald wird ja mehr und mehr die Freude sich mit Wehmuth mischen und dann die Wehmuth mit bitterm Schmerz! Aber Freude, Wehmuth und Schmerz begleiten hienieden die Liebe und sollen sie begleiten und auf dunkelm Lebenspfade ihre Lampe nähren mit dem Oele der Hoffnung, bis es Licht wird um uns, und der Schmerz wie ein Schatten verschwindet, und die Freude zur Wonne wird und die Wonne zur ewigen Gefährtin der Liebe.' ‚Vorgestern verließen uns Mariagnes, Ferdinand und ihr liebes Häuflein,' schrieb er am 22. August seiner Schwester Catharina, ‚wenige Abschiede sind mir so schwer zu Herzen gegangen, wie dieser. Ach, daß sie so fern von uns leben! Doch freue ich mich unaussprechlich, sie gesehen zu haben. Meine Mariagnes ist seit sechs Jahren noch um so viel liebenswürdiger geworden, als sie schon war, sie hat im Guten so schöne Fortschritte gemacht, daß ich Gott nicht genug dafür preisen kann. Aber freilich ist denn auch das Gefühl der Trennung desto bitterer — nein, nicht bitterer, aber wie soll ich sagen? Du verstehst mich! Auch der edle Ferdinand ist mir noch lieber geworden in seiner lautern Reinheit, Wahrheit und seinem Seelenadel. Es ist mir auch ein Trost, die älteren Kinder wieder gesehen zu haben und die kleinen nun zu kennen. Es sind gar liebe Kinder allzumal.'

Freudige Tage verlebte die Familie im Verkehre mit Sailer, der, von Kellermann begleitet, Ende October 1818 nach Sondermühlen kam. ‚Ich bin fest davon überzeugt,' hatte Kellermann der Gräfin geschrieben, ‚daß Sailer sich in keiner Weise von der römisch-katholischen Einheit trennen und irgend welche separatistische Tendenzen absichtlich fördern will. Für die Weckung und Belebung christlichen Geistes in einer dumpfen und verwahrlosten Zeit üben seine Schriften bei allen

Mängeln, die ihnen ankleben mögen, einen segensreichen Einfluß aus. Sie werden auch dann noch mit Nutzen gelesen werden können, wenn wieder einmal, worauf wir hoffen, eine neue streng methodische Theologenschule in Deutschland erstehen wird. Am wirksamsten ist Sailer durch seine persönliche Einwirkung, sein demüthiges und sanftmüthiges Wesen.' So wirkte er auch in Sondermühlen ein. ‚Wir waren Alle,' schrieb Stolberg an den Bruder und die Schwägerin, ‚gleich im ersten Augenblicke bekannt mit ihm, als hätten wir ihn Jahre gekannt. Er ist in seinem ganzen Wesen und in seinen Reden natürlich, offen, frei, herzlich. Daher den Kleinen wie den Großen wohl bei ihm wird. Seine Absicht war gewesen, gegen Ende September hierherzukommen und den ganzen October hier zu bleiben, aber diese ist ihm durch Umstände, über die er nichts vermochte, vereitelt worden. Seine ernste Gesinnung steht in schöner Verbindung mit seiner jugendlichen Munterkeit; sein Umgang ist so interessant und lehrreich als ergötzend. Ich habe ihm gesagt, wie hoch Ihr ihn schätzet, was ihn rührte und erfreute. Er ist ein ganz vortrefflicher Mann, den Natur und Gnade mächtig ausgerüstet haben. Dieser heilige Ernst der Gesinnung bei der fröhlichsten Laune, seine Traulichkeit, Reichhaltigkeit und Einfalt sind bewunderungswürdig.'

Es war zwischen den Freunden ‚ein fester Bund für Zeit und Ewigkeit geschlossen'.

‚Wie meine Reise,' schrieb Sailer am 2. December aus Landshut, ‚das ersehnte Sondermühlen nach vielen unvorhergesehenen Hindernissen endlich doch erreichte, da hatte sie ihre Spitze und ihren Zielpunkt erreicht. Wir haben einander gesehen und das Sehen ist doch etwas anders als Glauben, in der Freundschaft wie in der Religion. Man versteht izt einander auf halbem Wege und es hängt sonst

noch viel Segen an dem Anblicke. Ich habe in dem Vater der Familie ein Licht gefunden, das Gott lange im Stillen erzog, ehe es in der Kirche leuchten sollte. Und Gott hat zu dem Lichte die innere Wärme und die äußere Milde geschenkt. Gott lasse das Licht noch recht lange leuchten in seiner Kirche. Amen. In der Mutter fand ich eine wahre Glucksenne der katholischen Kirche, die alle Welt unter ihre Flügel sammeln und alle ihre Küchlein vor dem Stoßvogel bewahren möchte. Ihre heilige Unruhe hätte sie mir ehrwürdig und ihr gottsuchendes, gottdürstendes Gemüth hätte sie mir liebenswerth machen müssen, wenn ich nicht schon ein volles Gefäß von Achtung, Freundschaft und Liebe mitgebracht hätte. Die Kinder, die ich noch zu Hause fand, Alfred, Bernard und Joseph, sowie Marie, Amalie und Pauline habe ich nicht anders als in mein Herz auf- und darin mitgenommen, mitnehmen müssen, damit ich an ihren Kämpfen und Siegen theilnehmen und unsichtbarer Zeuge ihrer Entfaltungen sein kann.'

‚Acht Tage nur,' sagte er in einem Briefe an den ehrwürdigen Schiffmann, Pfarrer von Altishofen im Canton Luzern, ‚konnte ich bleiben bei Stolberg. Er ist so liebenswürdig und demüthig, dabei ächt deutsch, arbeitet jetzt am „Geiste der heiligen Schrift". Wir Beide waren, als wenn wir schon lange Freunde gewesen, schon lange einander gekannt hätten. Stolberg schreibt nur für Religion, überläßt alles Uebrige der Frau, sie führt die Haushaltung und die Correspondenz.'

Während Sailer's Anwesenheit in Sondermühlen war die Frage angeregt worden, ob nicht Schiffmann als katholischer Pfarrer für das ‚durch Goethe und Wieland fast heidnisch gewordene Weimar' zu gewinnen sei. Er erschien ganz geeignet für diese Stelle, weil er ‚fest im Glauben, recht-

gläubig, hinreichend gebildet und von Herzen fromm und demüthig' sei. Im Auftrage Stolberg's fragte die Gräfin, aber ohne Erfolg, bei Schiffmann an. ‚Gott sende Arbeiter,' schrieb sie ihm, ‚in seinen Weinberg. Sailer, der liebenswürdige fromme Mann, ist uns innig lieb geworden und hat Alles, was wir von ihm erwarteten, weit übertroffen. Es ist viel leichter auf den philosophischen hochprangenden Stelzen zu gehen, als in frommer Zucht und Demuth das Joch Jesu Christi zu tragen. Ich begreife nicht recht, wie man christlich demüthig sein und werden kann auf einem andern Wege, als dem des Glaubens, der seinen Verstand unterwirft und annimmt auch was er nicht begreift, sobald er sich überzeugt hat, daß Gott es in seiner heiligen Offenbarung sagt oder uns durch seine Kirche sagen läßt. Sobald ich die Dinge, auch die Wahrheiten der Offenbarung, annehme, weil meine Vernunft sie einsieht, oder auch, weil die Naturphilosophie oder gar der Magnetismus sie erklärt (ich höre, daß man sich ja sogar vermißt, hierdurch die Wunder unseres Heilandes und die Nothwendigkeit oder Natürlichkeit unserer heiligen Geheimnisse erklären zu wollen), so bin ich ein Naturphilosoph, aber kein Christ, denn ich glaube nicht, ich unterwerfe mich nicht, sondern ich richte über die heilige Offenbarung meines Erlösers, über seine Kirche, und ich sehe nicht ein, wie man auf dem Wege ein demüthiger, gläubiger Christ werden kann. Wie würden Franziskus Xaverius und Vincenz von Paul, und wie würden die Apostel sich wundern, wenn sie unsere heutigen moralischen Erklärungen des Priesterthums sähen? Und wie müssen doch eigentlich unsere jungen Theologen, wenn sie consequent sind, über diese heiligen Männer lächeln und auf sie herabsehen, aber, Gott sei es gedankt, die Menschen sind nicht consequent, und mancher ist im Willen demüthig,

der in der Form hoffärtig ist.' ‚Overberg sagte mir einst vor Jahren: ich möchte den Kindern bei dem Unterricht doch ja die Religionswahrheiten nicht immer beweisen wollen, sondern sie darauf verweisen: Gott hat es gesagt, also haben wir nur zu glauben und zu thun (ich bedarf Ihnen nicht zu sagen, daß Overberg das Beweisen dadurch nicht ausschließt, sondern es nur zu seiner Zeit und nicht immer will). Bei dieser Gelegenheit sagte Overberg noch: „Der Glaube ist eine Kraft wie jede andere. Ich ward einmal veranlaßt, längere Zeit nur Bücher zu lesen, die Vernunftbeweise enthielten, beschäftigte mich mit Wohlgefallen ausschließend damit, übte also auch so lange den Glauben gar nicht, und mit einmal ward ich gewahr, daß mein Glaube stark erkaltete, so daß ich es mir fest vornahm, eine Zeitlang mich gar nicht mit den Vernunftbeweisen abzugeben, so nothwendig es ist, auch hiedurch den Glauben zu begründen, wo es nöthig ist." Damals verstand ich nicht ganz, was der fromme Mann sagen wollte, obgleich es mir um so nöthiger war, da ich im Protestantismus und noch dazu in einem sehr unchristlichen neologischen Protestantismus geboren und erzogen war, der mir mehr oder weniger anklebte. Nach und nach ist mir dieses immer klarer geworden; immer auffallender und anschaulicher ist es mir geworden, wie die größte, unheilbarste Wunde unserer Zeit im Unglauben liegt, der in seinem Gefolge Hoffart, Mangel an Ehrerbietung im ausgedehntesten Sinne des Wortes, und vieles Andere führt. Wer, wie ich, so spät unter die Zucht der Gnade gekommen ist, so spät erkannt hat, was eigentlich Glauben ist, hat ein geschärfteres Auge für die bösen Folgen des Unglaubens, als die unschuldigen Seelen und doch — möchte ich sagen: O felix culpa! Denn welche Barmherzigkeit erwies Gott mir armen Sünderin!

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen so viel schreibe. Beten Sie viel für unsere liebe, älteste Tochter, für ihren Mann, für ihre Kinder! Beten Sie viel für alle unsere Kinder, daß keines fehle vor dem Throne Gottes, daß ihr ganzes Geschlecht Gott angehöre. Das ist das einzige Nothwendige. Mein Mann grüßt Sie mit brüderlicher Liebe.'

‚Beten wir,' sagte sie ein andermal, ‚doch eifrig und demüthig für unsere irrenden Mitbrüder, für die Verfolger der Kirche und für Alle, die in der Verfolgung als Kämpfer auf dem ersten Platze stehen und durch ihr Beispiel hervorleuchten müssen.'

Jeden Tag wurde im Stolberg'schen Hause, wie aus einer Mittheilung Kellermann's bekannt ist, ‚gemeinsam für die Bekehrung der Protestanten, für die Belebung des Glaubens unter den Katholiken gebetet, insbesondere auch dafür, daß Gott viele gute Priester senden wolle'.

‚Sophie kannte in Münster,' schrieb Stolberg, ‚eine Frau aus dem Volke, eine einfache Arbeitsfrau, welche jeden Samstag Abend mit ihren Kindern den Rosenkranz betete, damit Gott der Kirche fromme Priester gebe. An den Tagen, wenn Priesterweihen stattfanden, ließ diese Arbeitsfrau jedesmal eine heilige Messe lesen, damit Gott den Neugeweihten den rechten priesterlichen Geist verleihen wolle. Wie rührend ist doch eine solche Fürsorge! Overberg sagte, solcher Leute gebe es viele in Münster.' ‚Sollten wir nicht um fromme Priester beten, da Jesus gesagt hat zu seinen Jüngern: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende." Sollten nicht Christen, denen das Heil ihrer Brüder lieb sein muß, diese Bitte zum himmlischen Vater thun, wenn auch der Sohn Gottes es Seine Jünger nicht ausdrücklich geheißen hätte? Und da Er sie heißt,

um Arbeiter bitten, sollten wir dennoch es unterlassen dürfen? Wollen wir etwa nicht seine Jünger sein? Oder ist eben izt das Bedürfniß treuer, heiliger, von seinem Geiste beseelter Arbeiter nicht groß? Dürfen wir uns schmeicheln, ihn und unsere Nächsten zu lieben, wenn dieses Bedürfniß uns nicht vorzüglich am Herzen liegt? Was ist die Liebe zu Gott ohne den Wunsch, ihn von allen Menschen geliebt zu sehen? Was ist Liebe zum Nächsten ohne den Wunsch, daß alle Menschen Gott lieben mögen?' ‚Für die Ausbreitung des Reiches Jesu Christi zu beten, ist nicht etwa nur ein gutes Werk, welches man thun oder unterlassen darf, sondern es ist heilige Pflicht der Liebe. Der Sohn Gottes lehrt uns im Vaterunser beten: „Dein Reich komme!" Und auch Er sprach: „Bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Ernte sende!" Die Unterlassung dieser so süßen als heiligen Pflicht beweist Mangel an Glauben und an der Liebe, an der Liebe zu Gott und zu Seinen Menschen, unsern Brüdern.'

‚Wenn die Geistlichen immer gewesen wären, wie sie hätten sein sollen,' sagte Stolberg in Gesprächen mit seinen Freunden Groth und Heinrich Pfyffer von Altishofen, ‚so wäre auch das Volk immer geblieben, wie es sein sollte. Von ihnen sei von jeher alles Unheil ausgegangen.' ‚Waren nicht fast alle Urheber der Häresien abgefallene Priester und Mönche, von Stolz und Hochmuth bethört, meist unlauter in ihrem Wandel?' ‚Dem geistlichen Stande sei das Heiligste anvertraut, für das solle er sorgen.' Dabei ‚zitterte der fromme Dichtergreis vor Eifer'. ‚Gott gebe uns,' sagte seine Gemahlin, ‚gute Priester und gute Bischöfe und sende uns Allen seinen heiligen Geist, darum möchte ich bitten mit jedem Herzklopfen, so gering und schlecht ich bin, denn dagegen ist doch alles Uebrige nichts.' ‚Gott erhalte uns

und wecke den frommen gläubigen Geist in den Familien,' fügte Stolberg hinzu, ‚aus welchen der Clerus hervorgeht, und schaffe unter vom Staate unabhängiger Leitung der Bischöfe geistliche Unterrichtsanstalten, in welchen die Theologie-Studirenden nicht bloß wissenschaftlich gebildet, sondern für ihren schweren geistlichen Beruf erzogen und in den Pflichten dieses Berufes geübt werden.'

---

Am 24. November 1818 fand die Vermählung des Sohnes Ernst mit der verwittweten Gräfin Josephine von Plettenberg geb. Gräfin von Gallenberg statt. ‚Sie verschönt,' schrieb Stolberg, ‚als ein neuer schöner Stern am Abendhimmel meines Lebens das Familiengestirn.' Der Sohn Andreas hatte schon im Jahre vorher Christian's ehemalige Braut, die Gräfin Philippine von Brabeck, geheirathet und ‚auch dieser Bund war ein überaus erfreulicher für die Familie'. ‚Das Erste und Schönste,' schrieb Junker Heinrich Pfyffer von Altishofen, der beim Feste zugegen war, ‚womit sie den Hochzeitstag schmückten, war die Speisung von hundertdreißig Armen. Alle wurden bei einem Bauernhof auf einer Wiese an einem großen Tisch bewirthet. Eine 101jährige Frau mit ihrer 70jährigen Tochter befanden sich unter der Armenschaar. Ihre Gerichte waren: Suppe, Voressen, Rindfleisch, Gemüse und Braten, Alles zur Genüge. Dabei erhielten sie Bier im Ueberfluß und endlich wurde die Mahlzeit mit einem Trunk Wein, welcher sonst selten von Bauern getrunken wird, beendigt. Die Armen freuten sich über alle Maßen und jauchzten ihrem Wohlthäter bei vollem Gläserklang Glück zu. Sie wurden auch von der ganzen Hochzeitsgesellschaft besucht.'

‚Philippine ist mir,' heißt es nach einem Besuche der

Schwiegertochter in einem Briefe der Gräfin Sophie an die Schwägerin Luise, ‚lieber als je geworden; ebenso sanft und weiblich wie früher spricht sich ihre Theilnahme an Allem viel lebhafter aus als sonst, und ihr innig frommer Sinn reift je mehr und mehr. Ihr Umgang war mir nie so angenehm als jetzt, ebenso meinem Mann und den Schwestern. Gott wolle sie erhalten und ihren zarten Körper stärken.‘

‚An Leopold,‘ fährt sie fort, ‚habe ich große Freude, er ist gottesfürchtig, tugendhaft, kindlich und hat ein treues, liebendes Herz; auch die zärtliche Freundschaft, die ihn und Cai bindet, ist mir eine große Freude. Beide bekennen laut durch Wort und That Jesum Christum; von den Studententhorheiten sind sie Gottlob ganz frei. Ich hoffe, daß Leopold auch Alfred wohl thun wird, sie haben sich brüderlich lieb und Leopold ist so einfältig in seinem Streben auf Gott gerichtet.‘

Im Jahre 1819 machten Cajus, Leopold und Alfred eine Reise in die Schweiz. ‚Meine drei lieben Söhne,‘ schrieb die Gräfin an Schiffmann, ‚werden Ihnen diese Zeilen überreichen. Der älteste von diesen Drei hat einen Feldzug mitgemacht und drei academische Jahre zurückgelegt. Gott hat ihn gnädig beschützt und ihn im Glauben erhalten, seine Unschuld bewahrt. Auch der zweite studirt schon ein Jahr in Heidelberg und ich darf dasselbe von ihm sagen. Der dritte, 19 Jahr alt, Alfred, verläßt morgen das väterliche Haus und wird, nachdem er die Freude dieser Reise mit seinen Brüdern getheilt, seine academischen Studien in Heidelberg anfangen. Ich darf sagen, daß Ihnen die drei Jünglinge lieb werden würden, wenn Sie sie genauer kännten. Das Vater- und Mutterherz hängt sehr an ihnen, nehmen Sie sie freundlich und gütig auf, und können Sie

den jungen Leuten die Bekanntschaft des frommen Pfarrers Sigrist verschaffen, so thun Sie es, lieber Herr Pfarrer. Beten Sie für die Jünglinge und für uns, und schreiben Sie mir aufrichtig, wie sie Ihnen gefallen haben.'

‚Meine Freude im Kreise der Meinigen,' heißt es in einem Briefe Stolberg's an seinen Bruder, ‚ist mit jedem Jahre größer geworden und der Verkehr aller unter einander immer herzlicher, ich möchte sagen kindlicher in Genügsamkeit und Einfalt. Wie wird es den Söhnen so schwer, sich von dem elterlichen Hause zu trennen.'

---

Im neunundsechzigsten Lebensjahre hatte Stolberg den fünfzehnten Band seiner Religionsgeschichte im Drucke vollendet und wollte das Werk nun nicht mehr weiter fortführen, ‚weil das Alter ihn schwächte und der Gegenstand seiner Arbeit, seit dem vierten Jahrhundert, wegen zunehmender Verbreitung der Kirche, auch mannigfaltiger weltlicher und kirchlicher, sich immer mehr in einander schlingender Verhältnisse, zu behandeln immer schwerer ward'.

Aber ‚auch nach Abschluß dieser Arbeit und des Lebens des hl. Vincentius ruhte er nicht'.

‚Wie könnte ich,' schrieb er im Januar 1819 an Christian Schlosser, ‚leben ohne zu arbeiten, und wie könnte ich, so lange ich noch athme, das nicht öffentlich aussprechen, was mich beschäftigt und in tiefster Seele erfüllt. Ich schreibe „Betrachtungen und Beherzigungen über die heilige Schrift", da die Religionsgeschichte meine Kräfte zu übersteigen anfing.'

‚Gleich dem bejahrten Landmanne,' sagte er in der Vorrede des Werkes, ‚der seinem Sohne das väterliche Erbtheil einräumt, dessen Bau ihm zu schwer wird, und statt seiner großen Felder nun den Garten baut, beschränke ich mich

auf das Paradies der göttlichen Schriften. Aus der Quelle göttlicher Kräfte schöpfend, welche diese darbieten, verjünge ich mich in ihrem geweihten Schatten, labe mich an dem Dufte ihrer unverwelklichen Blumen und nähre meinen Geist mit den Früchten ihrer Lebensbäume.' Eines der wichtigsten Capitel des ersten, mit der Gesetzgebung auf Sinai abschließenden Bandes (der zweite erschien erst nach Stolberg's Tode) ist das über die Eigenthümlichkeit der heiligen Schrift.

Wie seine Religionsgeschichte, so ist auch dieses Werk seinen Kindern zugeeignet. Mit ihnen zunächst will er sich ‚unterhalten von den Erbarmungen Gottes, die er durch seinen Sohn uns erwiesen und durch seinen heiligen Geist uns offenbaret hat'. Die ewige Liebe, die uns selbst ihre Erbarmungen kundgethan, ‚will uns aus dem Dunkel in's Licht, aus dem Tod in's Leben führen. Dazu bietet sie uns die Hand, welche die Himmel erschuf. Wir sehen sie in der Morgendämmerung des Glaubens. Ergreifen wir sie, meine herzgeliebten Kinder. Ergreifen wir diese mit vollem Vertrauen der Liebe, oder vielmehr lassen wir nur die unsrige von ihr ergreifen! Lassen wir uns beleben von dem Odem, der segnend durch alle Welten Leben und Wonne hauchet, und das Leben der Wonne und die Wonne des Lebens — Liebe!'

Gleichsam als ob der Greis bei der unsichern Dauer seiner Tage selbst in Darstellung des höchsten Gegenstandes nicht fortfahren wollte, ohne zuvor die Summe und das praktische Ziel der ganzen Offenbarung, die Liebe zu Gott, dem Willen seiner Leser mit innigem Ernste nahe gelegt zu haben, verfaßte er nun das Büchlein von der Liebe, welches vollendet zu haben ihn auf dem Todesbette erfreute.

Was de Maistre von der Religionsgeschichte sagte, kann

man mit gleichem Rechte von Stolberg's letztgenannten Schriften sagen: sie sollten in keiner gebildeten christlichen Familie fehlen wegen ihrer herzlichen kindlichen Frömmigkeit, wegen ihrer reichen Fülle von tiefen und großen Gedanken, und wegen ihrer überall praktischen Richtung. Man lebt mit dem Verfasser, man schreitet mit ihm vor, man fühlt sich sicher auf den verschiedenen, vielfach verschlungenen Wegen, worauf er uns leitet.

In dem ‚Büchlein von der Liebe' ist besonders schön das Capitel über die unendliche, in der Erlösung erwiesene Liebe des Heilandes, aus der unsere Liebe allein geschöpft, auf die allein sie begründet werde, ferner die Capitel über die Demuth, über das Gebet, und über die Heimsuchungen Gottes durch Leiden und Trübsale.

Er schildert sich uns selbst, wenn er schreibt: ‚Kinder Gottes haben nicht nur viele Leiden in Gemein mit andern Menschen; sie haben auch Leiden der Seele, von denen jene nichts wissen. Leiden der Liebe! Durchdrungen vom Gefühl der Liebe zu Gott, fühlen sie bittern Schmerz darüber, daß er von so Wenigen gekannt wird, von so Wenigen geliebt! Durchdrungen vom Gefühle der Liebe Gottes, fühlen die Kinder Gottes bittern Schmerz darüber, daß ihre Gegenliebe noch so kalt sei! Sie seufzen über ihre Trägheit in seinem Dienst, über ihre Uebereilungen, über ihre Zerstreuungen, über ihre täglichen Fehltritte und Untreuen. Dieser heilsame Schmerz, der sie in der Demuth erhält, begleitet sie oft durch's Leben. Anfänger im Christenthum begreifen oft nicht, daß Lieblinge Gottes, von denen sie glauben, daß sie den Gipfel erreicht haben, noch solchen Schmerzen unterworfen sind; ja sie werden manchmal irre an ihnen, so irre, daß sie die Aufrichtigkeit ihrer demüthigen und reuigen Aeußerungen bezweifeln. Doch ist diese Demuth, diese Reue

nicht nur aufrichtig, sie ist auch wohl begründet. Denn je weiter die Kinder Gottes fortschreiten auf dem steilen Pfade des Heils, desto mehr werden sie inne, daß die Höhe, welche sie erstiegen haben, ihnen, weil sie unmittelbar vor ihnen sich erhob, einen höhern Gipfel verbarg, den sie noch ersteigen müssen.'

‚Waltet die Liebe in ihrer Vollkommenheit, so wird in dem Menschen das Ebenbild Gottes hergestellt, sein ganzes Wesen wird Harmonie. Sein Leben ist ein Lobgesang. Die Einfalt seines, durch kein anderes Trachten gestörten Sinnens und Thuns gibt ihm in der höchsten aller Bestrebungen eine gediegene Kraft, wie sie in seinen niedern Bestrebungen kein Weltling haben kann. Selbst in zeitlichen Verhältnissen und Geschäften gibt diese Einheit der Kraft und des Willens dem wahren Christen oft eine Einheit der Umsicht, einen Nachdruck im Wirken und eine freie Grazie im Handeln, welchen die Welt, ohne sie zu begreifen, dennoch ihre Bewunderung nicht versagen kann.'

Inzwischen arbeitete Stolberg's ehemaliger Freund Voß an seiner Schmähschrift: ‚Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?' ‚Ich höre,' schrieb dieser am 10. August 1819 an seinen Bruder, ‚daß Vossens opusculum in die Zeitschrift des Kirchenraths Paulus soll eingerückt werden und bald erscheinen. Dieser Paulus, einer der berüchtigten Neologen, soll auch Hand daran gelegt haben. Ich hoffe, das Ding bald zu erhalten. Wofern weder Facta verstellt, oder mir geliebte Personen verleumderisch geschmäht werden, so antworte ich kein Wort, und sollte das, wie ich nicht zweifeln darf, der Fall sein, so lass' ich mich nur darauf ein so kurz als möglich. Thibaut hat meinen Söhnen gesagt, er, einige andere Professoren und Freunde hätten sich das Wort gegeben, es nicht zu lesen. Ich wiederhole meine Bitte und

mein Beschwören, Dich nicht in einen Streit mit dem verschrobenen und bittern Manne einzulassen! Er ist das Spielzeug seiner Bitterkeit, seines Religionshasses und ungeheurer Illusionen und meint wohl im Ernst, es redlich zu meinen. Wer mit ihm in Fehde geräth, wird geärgert und kann schwerlich vermeiden, die Liebe zu verletzen. Den antipaulinischen Paulus ausgenommen, hat er mit Niemand Umgang, ist zerfallen mit den Gelehrten, die sonst Umgang mit ihm hielten. Möchte er sich doch einmal selbst die Frage vorlegen, die Horaz sich vorlegt:

ignoscis amicis?
Lenior et melior fis accedente senecta?[1]

[1] Voß hatte früher Stolberg von der katholischen Kirche zurückschrecken wollen mit Versen wie diese:

‚Fleuch, o fleuch, Stolberg, wie des Turbanträgers
Und des knoblauchduftigen Rabbis Messer,
Fleuch gebetabkugelnder Glatzenpfäfflein
Tand und Bethörung.‘

Oder gar:

‚Pfaffenknecht? Abschwöreſt Du Licht und Wahrheit?
Am Altarschmaus dann des gebackenen Gottes
Schnaubst Du dem, was Menschen vom Thier erhebt,
Haß und Verfolgung.‘

Noch nach neunzehn Jahren verfolgte er den ehemaligen Freund, der ihm und seiner Familie nur Gutes erwiesen. Höchst charakteristisch für Voß ist, was der Protestant Perthes von einem Besuche bei ihm erzählt. ‚Anfangs sprach Voß mit patriarchalischer Luisenhaftigkeit von Gottes schöner Natur, von alten Zeiten und einfachen Menschen; plötzlich aber fuhr, als Fouqué's Name genannt wurde, ein Geist des Hasses in den alten Mann, der mich erschreckte. „Auch diesen Fouqué,“ rief er, „hat die Bubenrotte von Pfaffen und Adelsknechten verführt, und wird ihn katholisch machen, wie sie Stolberg katholisch gemacht hat.“ Nach Tisch ging Voß mit mir allein in den Garten. Schnell nach einander besprach er eine Reihe von Män-

Wir gehen über die von Verleumdungen strotzende Schmähschrift hinweg mit den Worten Goethe's an Rath Schlosser: ‚Aergern wir uns doch nicht über das Pamphlet von Voß. Lassen wir das Ding auf seinem Unwerth beruhen und halten wir Stolberg in Ehren, wie er verdient.'

Während Voß seine Schmähschrift vollendete, beschloß Stolberg im Herbste 1819 auf dem Gute Södern im Hildesheimischen, wo er bei seinem Sohne Andreas auf Besuch war, sein ‚Büchlein von der Liebe' mit einem, in heiliger Inbrunst und wahrhaft prophetischer Entzückung gedichteten ‚Schwanengesang'.

O Vater des Lichts
Der heiligen Wahrheit!
O Vater der Glut
Der göttlichen Liebe!

---

nern und nannte sie einen nach dem andern Schleicher, heimtückische Betrüger, Schurken. Ich stand auf und floh. Glaube mir, in diesem Hause waltet trotz aller Familienhaftigkeit und Blumenfreude ein Haß, der mich tief ergriffen und erschüttert hat.' Friedrich Perthes' Leben 2, 106—107. Auch die Jenaer Literaturzeitung betheiligte sich an den Angriffen gegen Stolberg. Der Bischof von Ermeland, Joseph von Hohenzollern, schrieb am 17. August 1820 an den Staatsrath Schmedding: ‚Noch im Grabe wird der edle herrliche Stolberg von den Feinden unserer Kirche verfolgt. In Nr. 99 der Jenaer Literaturzeitung, Juniusheft, wird das köstliche „Büchlein von der Liebe" auf eine ganz empörende Weise recensirt, der liebenswürdige, wahrhaft demüthige Verfasser wird da „unheilbarer Phantast, anmaßender Abspreche, Halbwisser" u. dergl. genannt, ja der Recensent scheint der Meinung, daß — horribile dictu — in den letzten erbauungsvollen Stunden Stolberg's Heuchelei ihr Spiel getrieben! Man schaudert, wenn man solche Worte des Frevels und des bittersten Hasses liest. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich mehrere Tage hindurch den Mißmuth nicht zu überwinden im Stande war, den die Lesung jener Recension in mir hervorbrachte.'

Laß leuchten Dein Licht
Mit zündendem Strahl
In des Greisen Herz,
Der heute noch einmal,
Mit zitternder Hand,
In Sions Harfe zu greifen sich erkühnt,
Und erkühnen sich darf,
Wenn Deine Liebe
Den Schnee der Jahre
Hinschmelzet und, ach!
Hinschmelzet der Sünde starrendes Eis!

Und am Schluß:

O gib, der Du littest für uns,
O gib uns die seligen Leiden der Liebe!
Entflamme Du unsere kalte Brust
Mit Deiner Liebe heiligem Schmerz!
Laß der Reue Schmerz in der Liebe Schmerz
Einschmelzen, bis Du die sehnende Braut
Heimführest in's Reich
Der Wonne, zur Wonne der Liebe sie führst!

Nicht minder schön ist zu Anfang des Büchleins das Gedicht: ‚Die Liebe', dessen letzte Strophen lauten:

Ihr Odem haucht auf Land und Meer,
Sie steu'rt des Mondes Kahn,
Sie leitet der Gestirne Heer,
Sie facht die Sonnen an.

Doch wärmer haucht und heller facht
Ihr Odem Geister an,
Und führt durch kurze Erdennacht
Sie auf den Ocean,

Wo laute Flut des Jubels schallt,
Wo Licht dem Licht entsprüht,
Wo Wonn' an Wonne wogt und wallt,
Wo Lieb' an Lieb' erglüht.

In derselben Zeit dichtete er auch das einfach erhabene Lied auf die heilige Jungfrau Maria, die er als Katholik stets innig verehrt, deren Verehrung er seinen Kindern stets warm empfohlen hatte.

Sei gegrüßt, die auserkoren
Unter allen Weibern war,
Die den Heiland uns geboren,
Ihn, der sein wird, ist und war.
Jungfrau, deren Schooß die Sonne
Der Gerechtigkeit empfing,
Mutter, deren Blick mit Wonne
An dem ew'gen Sohne hing.

Wie der Engel Dich begrüßte,
Grüßet Dich die Christenheit,
Denn das Knäblein, so Dich küßte,
Ist der Herr der Herrlichkeit.
Den Du oft mit sanften Armen
An die Mutterbrust gelegt,
Ist der Herr, der mit Erbarmen
Aller Himmel Himmel trägt.

Heil'ge Mutter Gottes, bete
Du mit uns, für uns zum Sohn,
Daß Er mächtig uns vertrete
Vor des ew'gen Vaters Thron;
Daß Er Gnad' um Gnade spende,
Daß Er Seinen heil'gen Geist
Uns in unſ're Herzen sende,
Der aus Lieb' in Liebe fleußt.

---

Am 7. November 1819 feierte Stolberg unter den Seinigen in Sondermühlen zum letztenmal seinen Geburtstag. ‚Wie fühlte ich mich am 7. von Euch so fern,' schrieb er an Christian und Luise, ‚und doch im höhern Sinne Euch so

nah! Diese optischen Trüge werden bald aufhören. Bald werden wir es auf selige Weise inne werden, daß wir in Ihm leben, weben und sind! Und dann wird Nichts die trennen, die in Ihm vereint sind. Wenn mir dieser Gedanke recht gegenwärtig, wenn er innige Ueberzeugung und das Leben durchdringende Empfindung bei mir ist, so schäme ich mich, daß ich dem wachenden Traume noch so viel einräume.'

Und in einem andern Briefe vom 13. November: ‚Mit Beschämung, mit Dank und mit Freude beging ich im Kreise der Meinigen meinen siebzigsten Geburtstag. Die durch Räume dieser uns oft zu großen Erde von mir getrennten Geliebten wurden mir lebhafter noch als sonst vergegenwärtigt, lebhafter auch noch als sonst die lieben Seligen, vor uns Dahingeschiedenen. Uns gehen noch die Tage so dahin, einer nach dem andern, immer mit schnellem Fluge, jeder zeugt uns von den Erbarmungen Gottes, jeder bringt uns Ihm näher. Gegängelt von Wehmuth und von Vertrauen werden wir geführt von der Hand, die uns bald nicht mehr umwölkt sein wird und die wir sehr fühlbar wahrnehmen, wiewohl wir sie noch nicht schauen.' ‚Ich finde mich wohl, aber die Ahnung baldigen Tods erfüllt mein Gemüth.'

Die Ahnung täuschte ihn nicht. Gegen Ende November überfiel ihn ein heftiger Magenschmerz, dem bald starkes Erbrechen und leidenvolle Beklemmungen folgten. Kein Klagelaut kam über seine Lippen. Wie er im Leben ein christliches Vorbild gewesen, so war er es im Leiden und im Tod, glühend von heiliger Liebe, die Seinigen stärkend mit Muth und Gottvertrauen. ‚Es läßt sich nicht beschreiben,' heißt es in den Aufzeichnungen einer der am Krankenbett anwesenden Töchter, ‚man muß es gesehen haben, wie der

hohe, gottselige Geist seinem Heimgange entgegensah. Dieß fiel auch dem Arzte, es fiel Allen auf, als etwas ganz Wunderbares. Sein Leib war matt und leidend, aber sein ganzes Wesen unverändert. Er rüstete sich nicht, denn er hatte schon lange sich gerüstet; es war nichts Ueberraschendes für ihn in dem Gedanken an den nahen Tod, denn sein Wandel war schon lange im Himmel. Er nahm Theil an Allem, wie sonst, denn jede seiner Empfindungen bezog sich schon lange auf Gott und war geheiligt durch die heilige Liebe. Nur war seine Liebe noch erhöht, und eine überschwängliche Ruhe überschattete sein ganzes Wesen und theilte sich uns Allen mit auf eine unbegreifliche Weise. So war es bis zuletzt.' ‚Ich kann mir nicht denken,' sagte einer der Aerzte, ‚daß es einen Bösewicht geben könnte, der bei dem Anblick sich nicht bekehrte.'

Stolberg hatte sich in der letzten Zeit vor der Erkrankung mit einer ‚Abfertigung' der Voß'schen Schmähschrift beschäftigt, ‚nothgedrungen, nicht meinetwegen,' sagte er wiederholt den Seinigen, ‚nur um der heiligen Sache willen, die ich vertreten, um der verunglimpften Freunde und um meiner Kinder willen; betet, daß ich auch nicht durch ein einziges Wort die Liebe verletze'. ‚Ihr werdet vielleicht hören,' schrieb die Gräfin an ihre Söhne Alfred und Leopold, ‚daß des armen verirrten Voß Schmähschrift Theil an seiner Krankheit hatte. Die Meinung ist allgemein in Münster verbreitet, sie wird es bald auch anderswo sein, weil die Umstände sie nur zu sehr scheinbar machen. Ob diese Schrift seine Krankheit vermehrt hat, weiß Gott, aber auch dann müssen wir Gottes Fügung anbeten, nur auf Gott sehen und vor Allem uns Nichts erlauben, was eines Christen unwürdig sein würde und das heilige Andenken des Vaters kränken könnte. Wir müssen ihm nachwandeln,

keine Bitterkeit in unsern Herzen aufkommen lassen, wie in seinem großen, milden, frommen Herzen keine Bitterkeit war, nichts als Liebe, Demuth, überschwängliche Liebe zu Gott und den Menschen. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Schrift ihn sehr gekränkt hat, aber Groll oder Zorn kam nicht in seine Seele. Er war ruhig, freundlich, nicht einmal reizbar, wie Ihr wohl wißt, daß er es sein konnte. Aber die Schlechtigkeit der Sache schmerzte ihn tief und freilich fühlte er sich tief angegriffen in seinen geliebtesten und geehrtesten Freunden und Verwandten, in dem, was ihm über Alles heilig war. Auch griff ihn die Antwort sehr an, aber er arbeitete daran mit Gebet. Ihr wißt es ja, er betete ohne Unterlaß und hier wog er jedes Wort, vorzüglich um die Liebe nicht zu verletzen. „Ich wollte nur," sagte er mir am 29. November, „daß ich Voß sagen könnte, ich sei ihm nicht böse und daß ich ihm vergebe, aber er würde es nicht verstehen." Zum Gebet für den armen Voß hatte er uns schon immer und dringend aufgefordert.' ‚Daß doch nur nie, bat er,' sagte sie in einem andern Briefe, ‚in der Seele irgend eines der Meinigen ein Stachel der Bitterkeit zurückbleibe wegen der Verunglimpfungen und Unwahrheiten, die ein von einem falschen Wahne Bethörter, dem ich Zeitlebens nur Gutes erwiesen, gegen mich und meine Freunde in die Welt geschleudert.' Auch noch auf dem Sterbebette legte er diese Bitte den Seinigen an's Herz.

‚Er war ganz Liebe,' heißt es wiederholt in den Briefen der Gräfin an Leopold und Alfred, ‚ganz Freudigkeit in Gott, bereit, aus Gehorsam bei uns zu bleiben, aber er verlangte sehr, aufgelöst und bei Christus zu sein. Kellermann ließ er ungern von sich und war mit uns Allen unbeschreiblich freundlich. Ihr wißt, meine Geliebten, daß er am 3. December in der Nacht des

Freitags zum Sonnabend beichtete und die heilige Communion empfing, am Sonnabend Mittag die heilige Oelung. „Mir ist so wohl," sagte er, „laßt Euch auch wohl sein, Kinder, wir wollen dem Herrn lobsingen und fröhlich sein." Am Montag Morgen sagte er mir: „Ich bin dem Ziele viel näher gekommen," und als ich ihm antwortete: „Gott kann Dich uns doch noch lassen," sagte er: „Ach, dürfte ich doch sprechen, wie jene fromme Seele:

Herr, mach' es, wie Du willst,
Doch Sterben ist mir lieber,
Denn Sterben, das ist mein Gewinn!
Den meine Seele liebt,
Ach, gehe nicht vorüber,
Nimm meine Seele gnädig hin!"

‚Diese letzten Worte sprach er mit aufgehobenen, gefaltenen Händen und gen Himmel gerichteten Augen. Gegen Mittag verlangte er eilend und dringend uns Alle zu versammeln, um uns seinen Segen zu geben und auch Euch, seinen unaussprechlich geliebten abwesenden Kindern. Er nannte mit Namen alle seine Kinder, lebende und todte. Er bat den dreieinigen Gott, uns fest zu umschlingen durch das Band des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, damit einst keines aus diesem Häuflein verloren gehe, keines fehle einst vor Gottes Thron. Das waren seine Worte.'

‚Und nun muß ich Euch an's Herz legen, was er noch ganz besonders zuletzt sagte, und Euch um der Liebe Jesu Christi willen bitten, es nie aus dem Sinne zu lassen. Als er über uns Alle gebetet hatte, uns befohlen hatte, ja für ihn und für einander zu beten, hielt er inne und setzte dann hinzu: „Sollte eines von meinen lieben Kindern oder von meinen lieben Verwandten etwa glauben, daß irgend Jemand sich an mir versündigt haben möchte, so beschwöre

ich ihn, es nicht zu rügen und angelegentlich für den zu beten, von dem sie das glauben möchten." Und wieder nach einer Pause sagte er die Worte, die wir uns Alle tief in's Herz prägen müssen, damit sie durch Gottes Gnade Leben und Kraft in uns haben: „Noch Eines möchte ich meinen lieben Kindern an's Herz legen, daß sie doch ja dem Heiland ihr Herz immer offen halten wollen, es nie durch Scheu vor Ihm von Ihm sich entfernen lassen. Wir sündigen Alle, denn wir sind Menschen; aber wenn wir uns nicht mit Vertrauen zu Christus wenden, zu wem sollen wir dann gehen und wem sollen wir vertrauen?"'

‚Die Beklemmungen nahmen mehr und mehr zu, aber die Freudigkeit seines Geistes blieb sich gleich und er bezeugte sich so himmlisch schön bis zum Augenblick seines Heimgangs. Wenige Minuten zuvor waren seine letzten Worte: „Gelobt sei Jesus Christus!" wie sie seit vielen Jahren immer die letzten gewesen waren, die er mir am Abend, die ersten, die er mir am Morgen sagte, die ich nun in diesem Leben nicht mehr aus seinem Munde vernehmen werde.'

Es war wie das Scheiden eines Patriarchen, als Stolberg zum letztenmal die ganze Hausgenossenschaft zusammenrief und die um sein Bett knieende Schaar in den Schutz des dreieinigen Gottes befehlend, Alle um Verzeihung bat und nochmals aufforderte, auch für diejenigen zu beten, die ihn irgendwie im Leben beleidigt haben möchten.

‚Er schlief ein,' schreibt die Gräfin, ‚am 5. December ganz sanft, ganz ohne Zuckung; seine irdische Hülle trug schon das Gepräge seiner Seligkeit. Noch in höherem Maße sprach seine hohe, große, milde Seele in seinen Zügen sich aus, als selbst im Leben.'

‚Und nun, meine geliebten Kinder,' heißt es am Schluß,

‚kann ich nichts mehr, als Euch mit unaussprechlicher Liebe an mein Herz drücken. Es ist freilich zerrissen von Schmerz, aber doch voll Dank und Preis. Betet, wie Euer verklärter Vater täglich mit mir betete: „Unsere Seele lobet den Herrn und unser Geist freut sich Gottes, unseres Heilandes; denn er hat große Dinge an uns gethan, der da mächtig ist und dessen Name heilig ist.“ Ja, mein Leopold, mein Alfred, lasset uns treu sein, damit wir seiner nicht ganz unwerth sein mögen. „Lege ihnen an's Herz,“ sagte er mir am Sonnabende, „Demuth, Wachsamkeit und Gebet für sich und für Alle, Treue in der Fürbitte für Andere. Wenn mir Gott Barmherzigkeit erzeigt, so ein großer Sünder ich auch bin, so ist es, glaube ich, weil ich, ich darf sagen, treu diese Pflicht der Liebe, die Gott besonders wohlgefällig ist, erfüllt habe.“ Noch einmal, ich drücke Euch an mein Herz — der Segen Eures verklärten Vaters ruht auf Euch, auf mir. Gelobt sei Jesus Christus.‘

‚Die Hand des Herrn,‘ sagt die Gräfin in einem Briefe an ihre Nichte Gräfin Luise Fontana, ‚hat uns schmerzlich getroffen, wir sind verwaist, verarmt, und Derjenige, der unsere Wonne, unsere Stütze, unser Vorbild in Allem war, ist sichtbar von uns genommen. Was wir für dieses Leben verloren haben, kann nicht ausgesprochen werden, wir können es jetzt wohl kaum noch ermessen, jeder Tag wird es uns fühlbarer machen. Dennoch können wir Gott nie genug danken, und wenn unsere Thränen auch schmerzlich fließen, müssen wir doch Gott preisen, und sagen, daß keiner so glücklich ist, wie wir. Du hast wohl von Nicolovius gehört, daß die letzte Krankheit und der Tod meines geliebten seligen Mannes noch mehr offenbart haben, wie lebendig sein Glaube und wie inbrünstig seine Liebe zu Jesus Christus war, wie sein Wandel schon lange im Him-

mel war. Es war kein Tod, es war ein Uebergang in seine bessere, ihm längst vertraute Heimath. Für mich und in einem gewissen Maß für jedes seiner Kinder ist forthin Alles ganz anders, und ich möchte auch nicht, daß sich diese Veränderung für mich nicht forthin in Allem ausdrückte. Er war meine Wonne, das Leben meines Lebens, und wie er so Alles vereinigte, was beglücken kann, wissen nur wir, die uns alle Tage seiner Liebe und seines hohen milden Umganges erfreuten. Aber in seinem Geiste für Alle fortzuleben, die er liebte, dazu wird er mir Kraft erbitten, und das will ich mit Gottes Gnade, bis Gott mich abruft. Siehe, meine Luise, so weinen wir wohl, aber wir danken doch auch und freuen uns seiner Seligkeit. Hättest Du ihn doch noch gesehen, wie würdest Du ihn noch so viel inniger geliebt haben! Mein Sohn Cai, meine liebe Julia und ihr Mann waren seine treuen Pfleger und haben den Segen gehabt, bis an's Ende bei ihm zu sein, auch die fünf jüngeren Kinder. Mein armer Schwager, der seit zwei Jahren seine Frau so schwach und leidend sieht, daß er ungern auch nur eine Nacht abwesend ist, hat nun durch den Tod seines über Alles geliebten Bruders seine ganze Lebensfreude verloren.'

‚Meine geliebte Luise,' fährt die Gräfin in einem spätern Briefe fort, ‚was Gott mir in meiner so überaus glücklichen Verbindung mit meinem geliebten Mann gegeben hat, läßt sich nicht ermessen, ebensowenig, wie öde mir das Leben sein muß, aber auch ebensowenig, welcher Trost darin liegt, ihm, den ich mit keinem Andern vergleichen kann, für Zeit und Ewigkeit anzugehören. Wenn ich auch in Liebe und Sehnsucht mich verwaist fühle und mit blutendem Herzen weine, so kann ich doch nur danken und frohlocken. Ich kann Dir kein treueres Bild von ihm geben, als indem ich Dir eine

Stelle aus einem Brief meiner Schwägerin Catharina abschreibe. Sie hatte unsern so schmerzlichen Verlust aus der Zeitung erfahren, in Kopenhagen, wo sie jetzt sich aufhält, und lange daran gezweifelt. „Als er mir gewiß ward," schreibt sie, „zählte ich, wie an einer Perlenschnur der köstlichsten Perlen, alle seine Tugenden her, die sein Herz schmückten, von seiner frühen Kindheit an bis an's Ende seiner Laufbahn. Wie besaß er sie alle so rein, so vollkommen, welche Treue, Milde, Güte, zarte innige Herzensgüte, Geduld, Großmuth, Wahrheit, Gewissenhaftigkeit, Bescheidenheit, Demuth, Aufrichtigkeit, Bewahrung seines Herzens und seiner Zunge, die edelste Schonung, die zarteste Delicatesse, Niemand zu kränken, zu beschämen, nur in augenblickliche Verlegenheit zu setzen — wie schloß er da Augen und Ohren! Sein Zorn traf nur Laster und Thorheit. Wie war er so abgezogen von Allem, was so vielen, auch guten Menschen wichtig sein kann! wie voll Erbarmen in geistiger und zeitlicher Noth, wie vorsichtig in seinem Wandel! welche himmlische Freundlichkeit und Ruhe! welch' ein stilles Herz, bei der entflammenden Liebe für Alles, was schön ist und gut! Mit welcher Treue und Demuth und Wachsamkeit hatte er die schönen hohen Anlagen seines kindlichen einfältigen Herzens durch Gottes Gnade gesichert und geheiligt! Der Glückselige!"

‚So weit der Brief meiner Schwägerin, und ich muß hinzusetzen, daß dieß nur eine treue Darstellung ist, ganz ohne Uebertreibung. Mit jedem Jahr nahm in ihm die Harmonie dieser Tugenden zu, strahlte herrlicher in ihm das Leben der Liebe zu Jesus Christus in unaussprechlicher einziger Liebenswürdigkeit. Wie wehe thut es mir, daß Du ihn so wenig gekannt hast! Das Büchlein der Liebe will ich Dir schicken, es ist der Abdruck seines inneren

Lebens. Er hat es mit großer Liebe geſchrieben. Nimm es hin als das letzte Vermächtniß ſeines großen Herzens und Geiſtes.'

Stolberg's irdiſche Hülle ruht unweit Tatenhauſen, auf dem Gottesacker in Stockkempen, neben einer von einem Buchen- und Tannenhain umgebenen Kirche, in der Franziskanermönche lange Jahre hindurch Gottesdienſt und Seelſorge verſahen. Mit Ehrfurcht und Dank nahen ſich noch heute manche Wanderer der einſamen Stätte des großen Verſtorbenen. Eduard Michelis hat dieſe Stätte in einem Gedichte verherrlicht.

**Wanderer.**

Welch' Dunkel der Tannen, in Waldesnacht
Welche Buchen ſich wölbend in Wunderpracht!
Und tief in der ſchweigenden Einſamkeit ſteht
Ein Kirchlein, von wallendem Schatten umweht.
Und neben dem Kirchlein im deutſchen Hain
Steht feierlich ernſt hier ein Grabesſtein.
Mann Gottes! Wer ſchlummert auf dieſer Flur
So friedlich im Arme der freien Natur?

**Ordensmann.**

Wohl ſtark wie die Eiche im Wetterſturm,
Wie auf Felſen gegründet ein mächtiger Thurm,
Von nimmer vergehendem deutſchem Muth
War der Mann, welcher hier in dem Grabe ruht.
Doch mild wie die Quelle, die rieſelnd geht,
Wie der Schatten, der kühlig im Haine weht,
Wie der Schimmer der Sterne vom Himmel herab,
So war der Mann, der hier ruhet im Grab.

**Wanderer.**

So war er ein Held wohl im Schlachtendrang?
Ein König, gefeiert durch Bardenſang?

Denn es ist hier im Haine wie Harfengetön,
Wenn die Zweige der Buchen die Lüfte durchweh'n,
Und königlich scheint mir die Stätte zu sein
Hier mitten im kräftigen, deutschen Hain,
Hier tönt kein Geräusch, keiner Stürme Wuth,
Wo der Mann in dem friedlichen Grabe ruht.

**Ordensmann.**

Wohl war er ein Kämpfer im Schlachtgewühl,
Die Wahrheit war stets seines Kampfes Ziel.
Als herrlicher Sieger ist er bewährt,
Der Glaube verlieh ihm sein Flammenschwert.
War ein Barde, vom Hauche des Himmels durchglüht,
Drum rauscht noch im Haine sein Bardenlied;
Ein Stolz, eine Krone dem Vaterland,
Und ‚Stolberg', so ist er mit Namen genannt.

Wir schließen mit den Worten eines Freundes: Stolberg, lange vorbereitet für seinen Eintritt in die Kirche, wurde eine ihrer treuesten und glaubensfreudigsten und liebereichsten Seelen. Er war eine Gestalt voll sittlicher Würde, eine ächt dichterische Natur, ein hochherziger Freund und edelmännischer Patriot, ein Mann, den die Wahrheit frei machte. Er war in einer glaubensöden Periode ein muthiger Bekenner, er war in einer gesinnungslosen Zeit ein Charakter. Sein Familienkreis war ein Ideal des Glückes und christlicher Vereinigung hienieden.

# Personen-Register.*


## A.

Adolf, Prinz von Mecklenburg 324—325.
Aeschylus 36—37, 285.
Ahlefeld, Graf v. 20—21.
Alexander I. (Kaiser von Rußland) 350, 355.
Alfred der Große (König von England) 400—403.
Ambrosius hl. 147.
Aristoteles 234, 245.
Arndt E. M. 397.
Asseline (Bischof) 153.
Augustinus hl. 87, 100, 147, 172, 173, 179—180, 187, 270, 285, 327, 328—329, 378.

## B.

Bacon 235, 300.
Beckedorf 414.
Behrens 420.
Bernadotte 414.
Bernardinus P. 324.
Bernstorff A. P., Graf v. 10, 20.
Bernstorff Chr., Graf v. 62, 201—202.
Bernstorff Fr., Graf v. 201—202.
Bernstorff H., Gräfin v. 5, 6, 10, 35, 133—134.
Bernstorff J. H. E., Graf v. 1, 7.
Biester J. E. 33, 117.
Binzer v. 326.
Blücher v. 343.
Böhl von Faber J. N. 323.
Böhmer G. L. 8.
Boie H. C. 8.
Bonaparte, Napoleon 334—335, 342, 343, 344, 345, 347, 348, 351, 352, 354, 383, 384, 388, 389, 391, 394—395, 396, 414.
Bonaparte, Madame 348.
Bonnet 268.
Bossuet 136—137, 156.
Brabeck Ph., Gräfin v. 393, 451, 471—472.
Brentano Cl. 396—397, 440.
Bürger G. A. 8.

## C.

Calvin 416.
Carnot 396.
Cervantes 431.
Chateaubriand 204.
Cicero 44, 53, 234.


* Die so häufig vorkommenden Namen von Stolberg's Gemahlin Sophie und seinem Bruder Christian sind in's Register nicht aufgenommen.

Claudius M. 120, 121, 138, 199, 260—261, 310—311.
Clausewitz 7.
Collin M. v. 254—255.
Confucius 263—264.
Constantin (Großfürst) 335.
Correggio 44.
Cramer J. A. 1, 5, 8, 256.
Cyprian hl. 186.

## D.

Dalberg C. v. 358.
Dante 44.
Droste-Hülshoff A. v. 237.
Droste-Vischering A., Frhr. v. 77, 81, 82, 100, 109, 120, 199, 200, 205, 378—379.
Droste-Vischering Caspar Max v. 77, 81, 100, 101, 199, 205, 330, 378—379.
Droste-Vischering Clemens August v. 383.

## E.

Elisabeth (Königin von England) 26.
Emmerich C. 407—408.
Enghien, Herzog v. 346, 348, 353.
Euripides 36.
Ewald J. L. 167.

## F.

Febronius 137—138.
Fenelon 34, 36, 67, 98, 113, 300, 460.
Feuerbach 356.
Fichte 136.
Fontana L., Gräfin v. 460, 486, 487.
Fouché 396.
Fouqué 477.
Franke 168.
Franklin 377.
Franz II. (Kaiser) 305—306, 355, 358, 410.
Franz v. Sales hl. 180.
Friedrich August, Herzog v. Nassau 345—346.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen 401—402.
Fulgentius hl. 233.
Fürstenberg Fr., Frhr. v. 67, 68, 82, 132, 199, 202, 205, 288, 332, 336, 337—338, 379—380.

## G.

Gallitzin A., Fürstin v. 67—68, 81—82, 84, 100, 102, 108, 110, 111, 114, 118, 120, 125, 131, 140, 149, 152, 153, 157, 160, 180, 198, 199—200, 202, 205, 286—289, 290—291, 333, 379.
Gallitzin Mimi v. 128.
Gallitzin Mitri v. 286—287.
Georg, Prinz von Hessen 15.
Geßner S. 5.
Goethe 10—11, 18—19, 60, 193, 255—256, 326, 327, 374, 466, 478.
Grammont, Frau v. 84—85.
Grotius H. 143, 167, 357.
Guldenberg 24.
Günther J. C. 256.

## H.

Hahn 8.
Halem G. A. v. 63.
Haller L. v. 300, 327—328.
Hamann J. G. 50, 67, 95.
Harms Cl. 418—419, 420.
Haugwitz K., Frhr. v. 8, 10, 337, 354, 355.
Harthausen W., Frhr. v 221, 222—227, 402, 432.
Herder 30, 53, 105, 193.
Herodot 266.

Herschel 257.
Heß J. 12, 13, 130, 184.
Hohenlohe, Fürstin v. 168.
Holmer F. L. v. 21, 120.
Hölty L. H. C. 8.
Homer 9, 13, 16, 17, 21—22, 23, 36, 44, 45, 47, 53, 54, 201, 210, 231, 233, 266.
Horaz 342, 477.

## J.

Jacobi F. H. 57, 68, 95, 105, 120, 136, 137—138, 187, 191—192, 194, 257—258, 259, 260.
Jacobus hl. 169—170, 172, 209, 280.
Jean Paul (Friedrich Richter) 253—254.
Johannes hl. 171, 175, 214, 296.
Joseph von Hohenzollern (Bischof) 478.
Irenäus hl. 164.
Justinus hl. 185.

## K.

Kannegießer v. 321—323.
Kant J. 105, 253, 257, 376, 436.
Karl August, Herzog von Weimar 18.
Karl Fr. von Baden 346, 347, 349, 353.
Katerkamp Th. 289—290, 382.
Kellermann G. 216, 284—286, 383, 458—459, 464—465, 469, 483.
Kleuker 434.
Klopstock 1, 5, 7, 10, 11, 18, 19, 25, 30, 54, 62, 108, 120, 193, 199, 224, 251, 256, 270, 273, 327, 361, 370, 372, 379.
König 256.
Kotzebue 435, 436—437, 438.

## L.

Lafayette 84, 342.
Lafayette Frau v. 84.
Landsberg Frhr. v. 380—381.
Lavater J. C. 12, 13, 69, 104, 161, 168.
Leibnitz 299, 300.
Leisewitz 8.
Lessing 138, 261.
Livius 53
Lombard v. 350, 356.
Ludwig XVIII. (König von Frankreich) 335, 389—390, 391, 422, 435, 438.
Ludwig (Pastor) 420.
Luther 169, 170, 416.

## M.

Mably 357.
Maistre J. de 312.
Maria Stuart 26.
Maria Theresia (Kaiserin) 43.
Matthäus hl. 296.
Maurice Th. 266.
Maury 63—64.
Meerveldt v. (General) 348.
Menander 233.
Mendelssohn M. 56.
Menge Th. 284—285.
Michelis E. 489—490.
Miller J. M. 8, 10.
Milton J. 28, 53
Mirabeau 63—64.
Montagu P., Marquise v. 82—85, 106, 110, 112, 160.
Montesquieu 63, 353, 357.
Montgelas M. J., Graf v. 350, 356.
Möller N. 325, 440.
Müller A. 268—269, 412, 414.
Müller J. v. 266—268, 309—310.
Münster A., Gräfin v. 187—192.
Murat 394—395.

## N.

Nelson 354.
Newton J. 259, 300.
Nicolai C. F. 117, 193.
Nicolaus von der Flüe 277.
Nicolovius A. 73.
Nicolovius G. H. 67, 75—76, 81, 194—195, 329, 384—385, 393, 417, 439—440, 488.
Niebuhr B. G. 387, 393, 415.
Nützscheler 12.

## O.

Oldenburg Friedrich August, Herzog von 20, 30, 49.
Oldenburg Peter Friedrich Ludwig, Herzog von 49, 66, 80, 106, 120.
Olszewski A. 323.
Ossian 14, 17, 26, 53, 290.
Overberg B. 67, 68, 81—82, 100, 103—104, 106, 110, 149, 157, 180, 184, 199, 205, 207, 216, 220—221, 284, 287, 289, 290, 317, 378—379, 383, 407—408, 468, 469.
Ovid 368.

## P.

Pascal 300.
Passavant C. 306.
Paul (Kaiser von Rußland) 106, 107, 335.
Paulus (Kirchenrath) 476, 477.
Paulus hl. 95, 114, 150, 151, 169—170, 171, 172, 174—175, 184, 187, 208, 213, 233, 256, 282, 322—323.
Penn 377.
Pergolese 45.
Perthes Fr. 310, 330, 364, 372, 378, 416, 477—478.
Petrarca 222.
Petrus hl. 176.
Pfenninger J. K. 168.
Pfyffer von Altishofen 470, 471.
Pierrard (Abbé) 120, 139—141, 152.
Pindar 36, 193, 200, 231, 285, 368.
Pitt W. 349—350, 356.
Pitt (Mlle) 126.
Pius VI. (Papst) 74, 122, 123.
Pius VII. (Papst) 406, 417, 418.
Plato 36, 44, 52, 53, 54, 92—96, 129, 193, 200, 234, 274, 285, 287, 299.
Plettenberg J., Gräfin v. 471.
Plutarch 44.
Pope A. 42.
Prideaux H. 102—103, 104.
Pütter J. St. 8.

## R.

Rafael 44.
Ramler K. W. 245.
Raumer K. v. 397.
Redern M. J., Gräfin v. 66.
Redern S., Graf v. 66.
Reinhold 48.
Reventlow C., Graf v. 198.
Reventlow C. F. und F., Grafen v. 8.
Reventlow Fr., Graf v. 62.
Reventlow J., Gräfin v. 62, 132, 456.
Reventlow L., Graf v. 179—180.
Reventlow L., Gräfin v. 198.

## S.

Sailer J. M. 464—466.
Salis U. v. 14.
Sand 436—438.
Scheffmacher P. 155.
Schelling 259—260.
Schiffmann J. 98, 158, 466—467, 472.
Schiller 57—60, 252, 254, 285.

Schimmelmann E., Graf v. 26, 31—32.
Schimmelmann E., Gräfin v. 26, 31—32, 33, 133.
Schlegel A. W. v. 255.
Schlegel Fr. v. 193—194, 195, 252, 255, 306—309, 323—324, 382.
Schleiermacher 227, 419—420.
Schlosser Chr. 110, 156, 405, 410, 424, 473.
Schlosser J. G. 96, 105, 326—327.
Schmedding (Staatsrath) 417, 478.
Schmettau, Graf v. 165, 259.
Schmising-Kerssenbrock J., Gräfin v. 382, 386, 451, 487.
Schmising-Kerssenbrock L., Gräfin v. 381.
Schmising-Kerssenbrock X., Graf v. 382—383, 385, 386, 394, 396, 398, 487.
Schmülling (Professor) 98, 216, 414.
Schneider P. 317.
Schütz v. (Hofrath) 414.
Shakespeare 23, 53, 255, 390.
Sigrist (Pfarrer) 473.
Sokrates 52, 185, 256, 257, 263, 274, 279, 287, 363.
Sophie Magdalena (Königin von Dänemark) 1, 7.
Sophokles 36, 231, 285.
Spener 168.
Spiegel, Graf v. 359.
Spinoza 225.
Spittler 356.
Steffens 224—227, 325—326.
Stein, Frhr. v. 194, 302, 332, 336, 345—346, 357.
St. Martin 260—262.
Stolberg A., Graf zu 385, 398, 471, 478.
Stolberg Alf., Graf zu 459, 472.
Stolberg A., Gräfin zu 34—35, 42, 44, 46, 49, 60—61, 62, 113, 214, 368.
Stolberg C., Graf zu 385, 387, 395, 398—399, 416, 457—458, 472, 487.
Stolberg C., Gräfin zu 2—3, 35, 42, 60, 62, 128, 179, 180, 182, 284, 291, 300, 329, 418, 458, 464, 488.
Stolberg Ch. Fr. Chr., Gräfin zu 1—3, 6—7, 9, 15, 35, 272—273.
Stolberg Chr., Graf zu 215—216, 385, 395, 396—397, 424, 454.
Stolberg Chr. G., Graf zu 1—3, 6—7.
Stolberg E., Graf zu 42—43, 67, 205—215, 332, 353, 354, 355, 385, 386, 399, 460, 463, 471.
Stolberg Fr., Graf zu 450—454.
Stolberg L., Graf zu 459, 472.
Stolberg L., Gräfin zu 26, 41, 80, 196, 198, 380, 385, 451, 453, 456, 472, 487.
Stolberg-Wernigerode A., Graf zu 397.
Stolberg-Wernigerode F., Graf zu 205, 385—386, 396, 463—464.
Stolberg-Wernigerode M. A., Gräfin zu 205, 386, 463—464.
Stourdza 436, 438.
Sulzer 315—316.

## T.

Tauler 85—86, 103, 132.
Tersteegen 167.
Tessé, Gräfin 82, 127.
Theresia hl. 207, 328.
Thibaut 476.
Thomas von Kempen 36, 101—102, 106, 261, 319, 398.
Thomson 44.
Tronchin 268.

## V.

Vincenz von Paul hl. 46, 329—330, 331.

Voltaire 15—16, 240.
Voß J. H 8, 10, 44, 63, 116—119, 123, 125, 476—478, 482—483.

W.

Weishaupt 55, 344—345, 349, 356.
Westphal, Graf 426.
Wieland 466.
Wilberforce 349.
Windischmann 409.
Witzleben A L. v. 34.

X.

Xenophon 234, 287.

Y.

Young 32—33, 43, 251, 273, 404—405, 455.

Z.

Zimmermann 267—268.
Zinzendorf 168.

OCT 26 '64 H
369.1 - 571

Gebunden von
C. W.
in